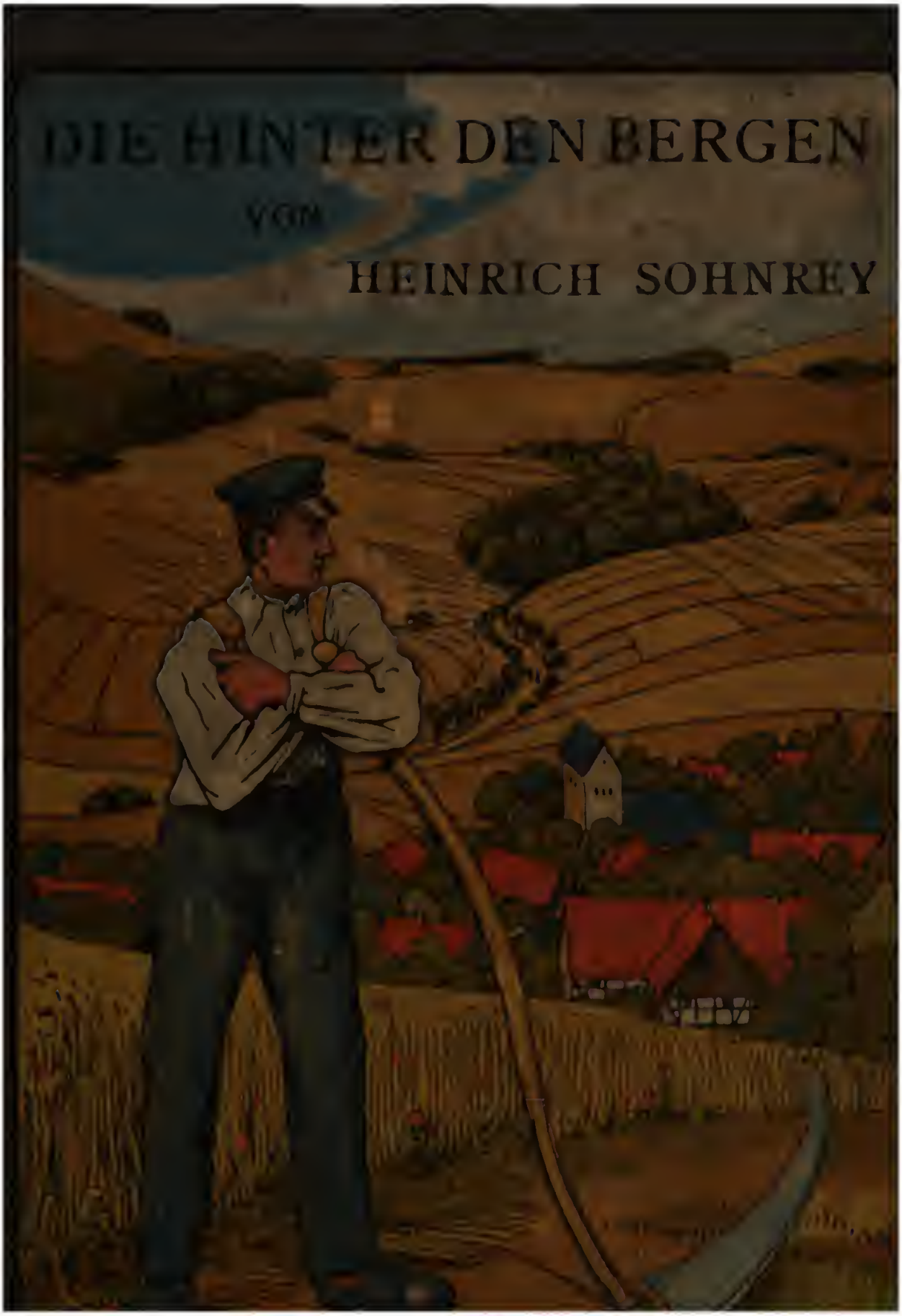
DIE HINTER DEN BERGEN

VOM

HEINRICH SOHNREY



Digitized by Google

25

THE LIBRARY OF

ACCESSION. CLASS 834S25
BOOK O

Die hinter den Bergen.

Geſtalten und Geſchichten
aus dem hannoverſchen Berglande

von

Heinrich Sohnrey.

Mit Buchſchmuck von **Dan. Krencker.**

Fünfte, ſtark vermehrte Auflage.

Berlin 1906.
Verlag von Martin Warneck.

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.

Digitized by Google

834 So 25
OT

OCT 17 1906 Stechert.
UNIVERSITY OF MINNESOTA LIBRARY
37807

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Zum Geleit	7
2.	Grüne Oſtern und fröhliche Leute (1888)	9
3.	Als die Großmutter ſterben wollte (1887)	19
4.	Beim Flachsbrechen (1900)	33
5.	Wie Karl Schonn Abſchied nahm (1899)	47
6.	Wie Schacker und Pümpeleiſe ſich aufhängte (1900)	60
7.	Die Tränen der jungen Bauerswitwe (1905)	72
8.	Der Himmelhund (1905)	90
9.	Die Springwurzel (1887)	108
10.	Wie die Woldhäuſer Kaiſers Geburtstag feierten (1890)	126
11.	Ich ſchenke Braut und Bräutigam tauſend Taler (1887)	150
12.	Wer bin ich? (1905)	180
13.	Wie die Dreieichenleute um ihren Hof kamen (1889)	197
14.	Wie der General Schwartenhauer zu einem Bauernhofe kam (1904)	237

Seite

15. Der ewige Bräutigam (1888) 251
16. Die Heringsseele (1904) 277
17. Der alte Schuhmacher von Hübichsdorf (1888) 289
18. Die Cholera-Glocken (1892) 315
19. To lütt (1887) 327
20. Das „Nötigen" (1899) 336
21. Die junge Witwe (1900) 345

Zum Geleit.

„Die hinter den Bergen" sind nach mehrjähriger Wanderung zu ihren im südhannoverschen Berglande versteckten Geburtsstätten zurückgekehrt, um wieder einmal stärkende Heimatluft zu atmen und nach ihrem zurückgelassenen Erbteil zu sehen. Nachdem sie sich erquickt und wieder mit allem Nötigen versorgt haben, wollen sie nunmehr eine neue Weltwanderung antreten.

Aber sieh da, am Brunnen unter der Linde stehen etliche aus dem jüngeren Geschlecht, die möchten gern die Reise mitmachen. He, warum denn nicht! Wenn's wackere Leute sind, kann die Gesellschaft ja gar nicht groß genug sein! Und man sieht's ihnen schon an den Gesichtern an, die sind echt und wahrhaftig wie unsere Eichen und Buchen, echt und wahrhaftig vom Kopf bis zu den Zehen. Die neuen Leute werden also gern mitgenommen. Und es klingt ein helles „Glück auf!"

Der alte Schuhmacher von Hübichsdorf meint nun freilich, daß er in diese bunte Gesellschaft nicht

mehr ſo recht hineinpaſſe. Ei, warum nicht gar! Um aufs Altenteil zu ziehen, iſt's doch noch ein bißchen zu früh; wir bleiben beiſammen, ſo wie wir ſind und laſſen uns die Butter nicht vom Brote nehmen.

Ihr ſeht alſo, hinter den Bergen wohnen auch Leute; — nicht gerade beſſer als ihr, aber auch gewiß nicht ſchlechter, mögen Wams und Schuhe auch manchmal nicht vom feinſten ſein.

Natürlich reden ſie, wenn ſie ihre wahre Natur zur Geltung bringen, nicht glatt, ſondern „platt". Wenn trotzdem in einigen der älteren Erzählungen Rede und Gegenrede hochdeutſch gehalten iſt, ſo will das ſelbſtverſtändlich nur für eine Übertragung aus der Urſprache genommen werden. Dieſe Übertragung erwies ſich als notwendig, weil die betreffenden Erzählungen zuerſt in weitverbreiteten Volkskalendern und Volksblättern erſchienen ſind, für deren Leſerkreis unſre etwas grobknochige ſüdhannoverſche Dorfſprache ein allzuſchweres Ding geweſen wäre.

Doch — was ſoll ich noch viel Worte machen! „Die hinter den Bergen" ſtehen vor der Tür, mögen ſie nun ſelber für ſich reden!

Eſchershauſen im Sollinger Walde,
Steglitz bei Berlin,
in den Sommern 1900 und 1905.

Einer von denen hinter den Bergen.

Grüne Ostern und fröhliche Leute.

Nun wieder die grünen Ostern nahen, denke ich an mein fernes Heimatsdorf, in anmutiger Verborgenheit gelegen im südhannoverschen Berglande. Ich leihe mir die goldenen Flügel der Erinnerung und fliege fort über Berge und Täler, über Flüsse und Fluren; ich komme an ein Zauberschloß, die Tore springen auf, ich schreite hindurch — und ein bescheidenes, aber wundersam herziges Wesen empfängt mich, lacht mich an und führt mich, mit silberheller Stimme redend, an der Hand. Es ist meine Jugend. Und wir gehen vorüber an blanken Bauernhäusern und dürftigen Taglöhnerwohnungen, und die Fenster blinken, und hinter ihnen gucken freundliche Gesichter heraus, und auf den Steinwegen, die zur Haustür führen, und auf der Schwelle der Haustür sitzen liebe alte Bekannte: „Riekesbetens Hannepah", „Frohnens Tanten", „Bormanns Nore", „Hingerdörs Lottchen", die

alte „Berlingſche“, die „Friedeſinchenpate aus der Lindenhütte“, der „Lindenhanfrieder“, — und dort „Wulwes Kunrad“, „Moſebach Bäuermann“, „Kaprol Ilſe“, „de drüge Snegger“, der „Baßheinrich“ — und wie die lieben alten Prachtgeſtalten noch weiter heißen. Da ſitzen ſie und erzählen und lachen in den wonnigen Oſterſonntag hinein.

Und ich wandere, von Haus zu Haus grüßend, durchs traute Dorf — und auf einmal ſehe ich mich auf dem großen grünen Wieſenplan, der, ſchimmernd in bunter Pracht, lachend aus Millionen „Maßliebchenaugen“, zwiſchen den knoſpenden Hecken oberhalb des Dorfes ſich ausbreitet.

Die liebe Oſterſonne ſteht hoch am weſtlichen Himmel, ein mildwarmer Glanz erfüllt die Luft, ein zartgewürzter Hauch geht durch die Hecken, in denen die Blütenlämmerchen, die beſondere Freude der Kinder, ſich leiſe bewegen.

Und Scharen um Scharen kommen vom Dorfe herauf, die erſten eilend und ſpringend, die anderen mit gleichmäßigen Schritten, die letzten langſam und „ſtuppelnd“. Es ſind die Kinder des Dorfes, es ſind die Jünglinge und Jungfrauen, es ſind die Väter, die Großväter, die Urgroßväter, es ſind die Mütter, die Groß-

mütter, die Urgroßmütter — es ist das ganze Dorf, soweit es Beine hat.

Und wessen Beine schwach und müde sind vor Alter, oder wer sonst das Geruhsame vorzieht, wie besonders die guten behäbigen Mütter, der setzt sich auf den sonnenwarmen Rasenhügel am Raine neben der Hecke, weidet seine Augen und labt seine Ohren an dem herrlichen Osterleben, das auf dem weiten Wiesenplane auf und ab sich entfaltet: rüstige Greise schlagen den Ball, und gesetzte Männer laufen mit kecken Jünglingen ums Ziel. Die Alten mit den Jungen und die Jungen mit den Alten, und einerlei, ob Herr, ob Knecht. So ist es Osterbrauch. Andere vergnügen sich mit dem „Pohllapen" (Pfahllaufen). Zwei Parteien bilden sich, ein Pfahl wird in die Erde geschlagen und ein langes Seil daran dicht über der Erde festgeknüpft. Nun gilt die Wette: die Pfahlpartei wählt einen Läufer, der in der menschenmöglich kürzesten Zeit das Seil um den Pfahl zu laufen hat, während die andere Partei ihren besten Läufer nach einem bestimmten, gut eine halbe Stunde entfernten Punkte des Hohenhagens sendet, wohin die Seilpartei ihre Zeugen bereits vorausgeschickt hat. Kommt der Läufer vom Hohenhagen nun zurück, ehe das Seil zu Ende gelaufen ist, so

muß die Seilpartei den Oſtertrunk bezahlen, und umgekehrt. Natürlich lockt dies Wettſpiel zahlreiche Zuſchauer an, die den Ausfall mit größter Spannung verfolgen.

Die Jungfrauen mit ihren Liebſten und Altersgenoſſen ergötzen ſich unterdeſſen an den luſtigen Singſpielen.

Über die ganze Wieſenbreite hin wirbeln die Kreiſe, hüpfen die langen bunten Reihen, laufen die Scharen. Kein Spiel, ja keine Bewegung, die nicht durch ein luſtiges, wenn auch oft ſehr myſteriöſes Liedchen begleitet würde, oder zu dem nicht ein jauchzender Ruf ertönte, wie:

„Miene Mutter hätt eſeggt, eck ſoll deck ſau'n dick, dick, dick Brat geben!"

(Meine Mutter hat geſagt, ich ſollte Dir ſo'n dick, dick, dick Brot geben!)

Oder:

„Süh deck nech ümme, dei Puck dei kümmt,
Süh deck wol vor, hei fleit 'r herdor."
(Sieh dich nicht um, der Puck der kömmt,
Sieh dich wohl vor, er ſchlägt hindurch.)

Oder:

„Krup (kriech'), Jäger, durch den Buſch,
Wir wollen ein Hirſchlein jagen."

Oder:

„Wir wollen nun haben die erſte Tochter,
Juchheiſſaſa, Pilatus."
„Was wollt ihr mit der erſten Tochter?
Juchheiſſaſa, Pilatus."
„Wir wollen ſie in das Kloſter haben!
Juchheiſſaſa, Pilatus."
„In was für 'n Kloſter ſoll ſie denn?
Juchheiſſaſa, Pilatus."
„Ins Roſenmarienkloſter ſoll ſie dann.
Juchheiſſaſa, Pilatus."
„So nehmt nun hin die erſte Tochter.
Juchheiſſaſa, Pilatus."
u. ſ. w.

Inzwiſchen iſt natürlich den Männern und Burſchen der Gaumen trocken geworden, — man legt „'ne Kleinigkeit" zuſammen, das heißt auf jeden Kopf einen halben, wenn's hoch kommt, einen ganzen Mariengroſchen oder 8 Pfennig und ſendet mit dem Ergebnis den Eilfertigſten zum Kruge. Ein Viertelſtündchen vergeht, und der Geſandte kommt zurück mit einer dickbauchigen Korbflaſche im Arm, gefüllt mit dem lauterſten „Worte Gottes", wie man etwas ungeziemend den im Dorfe ſelbſt gebrannten Kornbranntwein nennt. Man hat aber ſelbſtverſtändlich auch an die „Fröuensleue" (Frauensleute) gedacht und für ſie gleichzeitig ein Krüglein des ſüßen braunen Kirſches mitbringen laſſen.

Die dicke Flaſche und der ſchmale Krug werden an die Hecke geſtellt, bis die noch wirbelnden

Spiele beendet ſind, oder vielmehr bis die Alten ſich den Schweiß von der Stirn trocknen und damit das Zeichen zur Pauſe geben.

Und jetzt die Pauſe. Die einzelnen Kreiſe löſen ſich auf, und die Männer und Frauen bilden je für ſich regelmäßige Reihen, damit beim Kredenzen des Trunkes keiner übergangen werden kann.

Mit fröhlichem Danke nehmen die Frauen das Krüglein entgegen, und unter großer Ausgelaſſenheit, unter weithin tönendem Scherzen und Lachen wandert das kleine „Stutzglas“ von Hand zu Hand. Aber es iſt, als hätte die Luſtigkeit noch einen beſonderen Grund.

Seht doch die Männer! Da ſitzen ſie, geſtikulieren mit den Armen, drehen die Köpfe nach der linken Seite, nach der rechten Seite und wieder nach links und wieder nach rechts — und plötzlich weiſen und drohen alle nach den Frauen hinüber, während zugleich einige beordert werden, unter ihnen eine Viſitation zu halten.

Sieh, ſieh, nun wird es klar, welch einen beſonderen Grund die Luſtigkeit hatte: Während man das liebevoll kredenzte Krüglein in Empfang nahm, war Bormanns Nore, die immer einen Schelm im Nacken hatte, heimlich zu der ahnungsloſen Korbflaſche geſchlichen und mit ihr ebenſo heimlich unter die Freundinnen zurück-

gekehrt, wo man den Raub nun mit aller Sorgfalt unter ſich verbarg.

Nun beginnt die Viſitation, wobei man die Flaſche unter den ungezählten Schürzen ſo geſchickt zu dirigieren verſteht, daß die Burſchen und Männer keine geringe Mühe haben, ihrer nur einmal anſichtig, geſchweige denn habhaft zu werden; doch ſcheint ſie dieſe Mühe durchaus nicht zu verdrießen, bietet ſie doch reiche Gelegenheit zu allerlei reizvollen Liebesattacken.

Endlich legt ſich der Jubel; der koſtbare Raub iſt glücklich erwiſcht und bald ſeiner natürlichen Beſtimmung zugeführt.

Nun beginnt das luſtvolle Spiel auf allen Seiten von neuem und dauert, bis — das liebe Vieh zur Tränke geführt werden muß. Und das geſchieht heute zeitiger, als an anderen Feiertagen, denn mit Anbruch der Dämmerung will jeder möglichſt ſchon auf dem „Göttgerberge“ (Göttinger oder Götterberge?) ſein, um das „Pooſchefeuer“ mit anzuſehen. Zum geruhigen Abendeſſen in der Stube bleibt da freilich keine Zeit; man nimmt ſich ſeine bunten „Pooſcheier“ mit, und wer den Liebſten erhofft droben auf dem Berge oder doch ſonſt Verwandten und Bekannten eine Oſterfreude machen will, der hat noch zwei- oder dreimal mehr ins Neſt gegriffen.

In der Betätigung der uralten, seltsamen Bräuche ist endlich das „Pooschefeuer“ zu einem großen Kohlenhaufen niedergebrannt; die Eltern, zumeist schwer beladen mit kleiner Menschenfracht, treten in der jäh hereingefallenen Dunkelheit den Heimweg an; das Jungvolk kann sich schwerer trennen, und seine durchdringenden Lieder, in die sich manchmal ein weibliches Aufkreischen mischt, tönen noch eine Weile fort.

Am zweiten Osternachmittage finden wir jung und alt wieder auf der Wiese, ebenso am dritten Osternachmittage, dem allerdings ein Morgen leichter Arbeit vorangeht.

Aber das Ende erweckt die Volkslust noch einmal in ihrer ganzen Größe und Eigenartigkeit. Ein Spieltrupp hat gerade begonnen, dem ausgeführten Liede gemäß als Jäger durch den Busch zu „krupen“ (kriechen), als plötzlich „Hingerdörs Lottchen“ und „Bormanns Nore“ sich an die Spitze des langen Zuges stellen, worauf die Spielenden von allen Seiten herzueilen und sich bei den Händen fassen. Eine einzige, unendlich lange Kette bildet sich, die nun von Hingerdörs Lottchen und Bormanns Nore unter weithinhallendem Jauchzen und Singen durchs ganze Dorf gezogen wird, Straße auf, Straße ab, über Hecken und Zäune, ja selbst durch manches

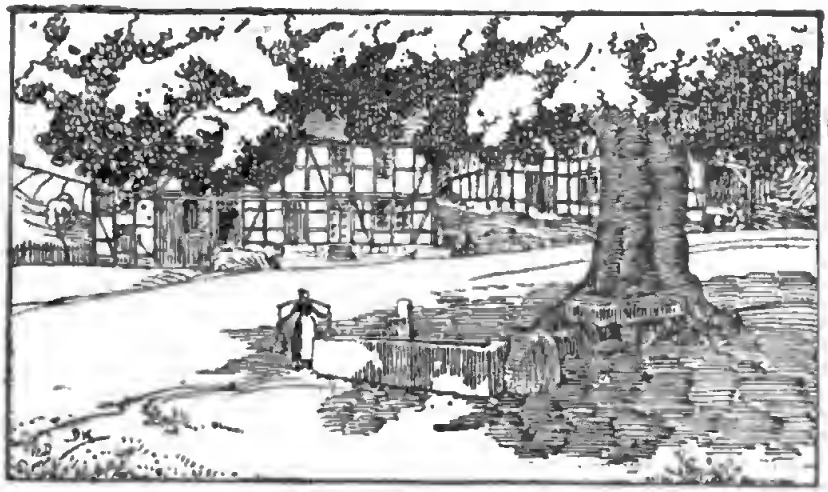
Haus, deſſen Tür unvorſichtigerweiſe offen gelaſſen wurde. Wie's den beiden Führerinnen je im Augenblicke einfällt, ſo muß die Kette wandern. „Jetzt nah 'n Howe!“ (nach dem Gutshofe) heißt's auf einmal; kurze Zeit danach zieht die klingende Kette um das hohe Schloß herum, — und der Herr Baron und die Frau Baronin und die jungen Barons und die gnädigen Fräulein und die Kammerzofen, Köchinnen und Bedienten ſtehen droben hinter den blinkenden Fenſtern und lächeln dem Dorfe huldvoll zu.

Nach dem Abendbrote ſammelt ſich das junge Volk zum letzten Male; man geht durch die Straßen oder ſetzt ſich auf dem Thi zuſammen, und durchs Dorf hallen die uralten ſinnigen Volksweiſen vom Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden.

Am andern Morgen finden wir die oſterfröhlichen Scharen draußen auf dem Felde, fleißig hantierend mit Hacke, Spaten und Pflug. —

Später lebte ich in einem andern Dörflein, am Sollinger Walde verſteckt. Es hatte ebenfalls einen herrlichen Gemeindeanger, der von den Bauern gemeinſam gehegt und gepflegt, gemeinſam gehütet und geerntet wurde, auf dem ſie ihre Feſte feierten und auf dem das Jungvolk ſich noch vor wenigen Jahren an ſeinen

altererbten Oſterſpielen vergnügte. Da kam der Geometer mit ſeinen Leuten ins Dorf, und es dauerte nahezu drei Jahre, da hatte er alles nivelliert und auf den Kopf geſtellt, und die Bauern mußten Geld ſchwitzen wie noch nie in ihrem Leben. Und dann bekam jeder einen Fetzen von dem Gemeindeanger zugeteilt; mit ungeſtümer Gier wurde der Raſen umbrochen, und auf einmal waren lauter — Kohlköpfe da, wo vordem die fröhlichen Leute geſungen und geſprungen hatten. Am nächſten Oſterfeſte ging ich wehmütigen Sinnes durch das Dorf und ſah eine ſtattliche Schar junger Mädchen ſchlaff und ſtill unter einem Holzſchauer ſitzen; aus den Wirtsſtuben aber, die gedrängt voll ſaßen, tönte es unter krachenden Fauſtſchlägen: „Kreuz iſt Trumpf!“ —



Als die Großmutter ſterben wollte.

„Guten Tag, Großmutter Schaper!“

„Größten Dank auch!“

„Noch immer fleißig bei der Arbeit?“

„Ach, es will ſo recht nicht mehr, Herr Broſebach! Hat man erſt die ſiebzig überſchritten, laſſen die Kräfte nach.“

„Großmütterchen, Sie haben ja noch Roſen auf den Wangen.“

„Ach Herr, das ſind die Kirchhofsroſen.“

„Aber, Großmutter! Sie ſind eine Poetin.“

„Ich wollte nur, ich wäre wenigſtens heute zehn Jahre jünger, denn ich glaube, es gibt morgen einen guten Trockentag. Unſere Frau ſitzt wieder mit der Gicht, und die Kinder, die einem ſchon Bate (Hilfe) leiſten könnten, müſſen

faſt den ganzen lieben langen Tag in der Schule und hinter den Büchern zubringen; 's iſt arg, was die heute alles lernen ſollen."

Die alte Frau, die über den Brunnentrog unter der mächtigen Thilinde gebückt ſteht und Linnen ſchölt*), führt das Geſpräch mit einer Haſt, als ſorge ſie bei jedem Worte etwas zu verſäumen; ſie hält mit ihrer Hantierung auch nicht ein einziges Mal inne, hebt auch nur ein einziges Mal die Augen flüchtig zu mir auf. Dieſer flüchtige Augenaufſchlag aber erinnert mich unwillkürlich an die Behauptung der Dorfleute, daß Großmutter Schaper „zu viel Weißes im Auge" hätte.

Indem höre ich es oben auf dem Wege ſtapfen und „rintſcheln"; ich ſehe auf und gewahre einen alten Bauersmann, der ein angeſchirrtes Joch Ochſen vor ſich her treibt. Er hat eine dunkle Schirmkappe auf, einen abgeblaßten blauen Leinenkittel und eine grauliche Leinenhoſe an, die bis zu den Knieen in graue Kamaſchen geknöpft iſt. Den breiten Kappenſchirm hat er tief über die Stirn gezogen, ſo daß das Kappenzeug hoch aufſteht. Zur Erde geneigt, nicht rechts, nicht links ſehend, wie voll

*) Im Waſſer ſchwenken.

tiefer Gedanken, ſo geht er hinter ſeinen gemächlich arkäuenden (wiederkäuenden) Ochſen her.

„Ei, ſieh, Großvater Schaper! Iſt der Mittag vorbei?"

Er ſieht nicht auf, erwidert auch nichts.

Großmutter Schaper hält nun doch einen Augenblick mit dem Linnenſchölen inne und wendet dem dahinſtapfenden Alten einen ſorglich prüfenden Blick zu; dann ſagt ſie zu mir, und wie mich dünkt, nicht ohne ein gewiſſes Ergriffenſein: „Er hört nicht gut; der liebe Gott hat ihn erinnert." —

„Aber er iſt im übrigen noch recht rüſtig und Ihrem Sohne noch viel wert," bemerke ich.

Die ſchon wieder eifrig hantierende Großmutter ſchüttelt den grauen Kopf. „Ach, lieber Gott, er iſt doch ſchon recht ſtuppelig geworden, unſer Großvater. Was war das für 'n Menſch! Er ißt auch nicht mehr viel, ſein Veſperſtück bringt er gewöhnlich wieder mit nach Hauſe; er kann's nicht mehr beißen. Das bißchen Branntewein muß ihn erhalten. Wenn ihn nur der liebe Gott vor mir hinnehmen wollte! 's könnt's ihm doch kein anderer mehr zu Danke machen. Nahezu fünfzig Jahre haben wir zuſammen gelebt; da iſt man ſo aneinander gewöhnt, daß man's nicht mehr anders mag. Hat ihm bloß

'mal unſre junge Frau oder die Großtochter die Strümpfe geſtopft oder den Kittel ausgebeſſert oder 's Frühſtück zurecht geſetzt, ſo merkt er's gleich und meint, 's wäre nicht ordentlich. Ich wollte auch ſonſt nicht, daß er den Kindern 'mal in die Hände ſehen müßte. Haben uns ja 'ne ausreichende Leibzucht vorbehalten, und die Kinder ſind auch gewiß nicht ſchlecht; aber man weiß wohl: 'n alter Mann, der keine Frau mehr hat, ſitzt leicht überall am unrechten Platze, und wenn er dann kindiſch wird ... Iſt 'n alter Menſch nichts mehr nütze auf der Welt, dann lieber tot. Die jungen Leute haben ohnehin ihre Laſt. Ich habe vierzehn Kinder aufgezogen; unſere jungen Leute haben erſt halb ſo viel; aber manche Frau kommt mit ſieben Kindern nicht ſo weit wie manche mit doppelt ſo vielen. Ich will ja nichts auf unſre Frau ſagen, ſie kann nichts dazu, daß ſie ſchon ſo jung daſitzen muß; 's iſt 'n Kreuz, das Gott ihr und dem Hofe auferlegt hat, und da kann ſie nicht mehr hinter ſich ſehen und fragen, wer noch da ſitzt. Darum bete ich, daß der liebe Gott auch rechtzeitig zu mir kommen möchte; aber wie ich ſagte: möchte er doch unſern Großvater vor mir hinnehmen."

Sie ſchweigt und ſchwenkt emſig das Linnen im Waſſer. Laut ertönt das ſchölende Geräuſch;

lauter aber tönt das eigene Geräuſch ihrer Gedanken in meinem Herzen nach. Sie hat ſich ausgeſprochen nicht in tränenvoller Rührung, nicht mit weltſchmerzlichem Ach und Oh, auch nicht in Gram oder Groll, wie etwa dieſe Niederſchrift vermuten laſſen könnte, ſondern mit einer Nüchternheit, Abſichtsloſigkeit und Ergebung, wie ſie nur ein alles ſcharf bedenkender, jeden vermuteten Fall voraus erwägender Geiſt zu geben vermag. Die alte linnenſchölende Bauernfrau erinnerte mich ein wenig an die alten Philoſophen.

Ich will von ihrem merkwürdigen Sterben erzählen; aber meine Gedanken bleiben haften an ihrem Leben.

Ein bäuerliches Eheleben von nahezu fünfzig Jahren. Hut ab, ihr Leute, denn hier vor allem gilt des Pſalmiſten Wort: „Und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen.“ —

Als der Großvater die Großmutter nahm, war dieſe — ſo erzählte mir nachher eine greiſe Nachbarin über den Gartenzaun — ein junges, ſehniges Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Sie tat es ſchon damals den tüchtigſten Hausfrauen gleich, denn es ſteckte ein kräftiger Trieb zum Schaffen und Sparen in ihr, ſie konnte ſchon damals ebenſowenig eine Gänſefeder wie

einen Bettler auf der Straße liegen ſehen: die Feder nahm ſie auf, dem Bettler gab ſie ſoviel zu tun, daß er ſich ſatt eſſen, ſeine Blößen bedecken und weitergehen konnte.

Ihr Mann, nun der alte ſtümperige Karlvetter, war von Haus aus mehr den langſamen, ſchlotterhaften Gang gewöhnt; allein als ſie ihr erſtes Kind kriegten, hatte ſie ihn ſchon völlig umgekrempelt und ihm einen ganz neuen Geiſt eingehaucht, daß man ſich überall verwundern mußte: Seht euch doch den Schaperkarl! Und als ſie ihr vierzehntes hatten, da meinte ſchon mancher: er täte doch gar zu gefährlich und dächte gar nicht mehr, daß man auch Menſch wäre.

Als ſie Hochzeit hielten, war der Schaperſche Hof in einem ſo erbärmlichen Zuſtande, daß es beinahe keinem Bettelmann einfiel, dort an die Tür zu klopfen, — und als ſie den Hof ihrem Älteſten übergaben, war's einer der angeſehenſten im Dorfe.

Und dabei vierzehn Kinder aufgezogen?

Jawohl, vierzehn Kinder! Freilich, da muß einer auch ſchon die Kunſt verſtehen, Kinder zu kriegen. Und die Schaperſche verſtand's. Länger als zwei oder drei Tage hat ſie nie im Kindbett zugebracht, und am dritten konnte man

ſie ſchon wieder am Herde finden. Umſomehr gewöhnte ſie die Kinder gleich ans Liegen; die müßten ſich ordentlich ausliegen, pflegte ſie zu ſagen. Mußte ſie ins Feld, ſo band ſie ſich ihr Kleinſtes auf den Rücken und machte ihm in der Kornackerfurche oder unterm Haſelnußſtrauche eine ſchattige Hütte zurecht, und die Lerchen ſangen das Wiegenlied. Späterhin natürlich mußten die Größten immer die Kleinſten warten. Und war ein Junge konfirmiert, ſchon den andern Tag nahm ihn die Mutter an die Hand und brachte ihn zu einem Meiſter, den ſie für tüchtig und ſtreng genug hielt, in die Lehre. „Den Hof kann nur einer kriegen," ſagte ſie, „aber das Handwerk hat auf dem Lande auch noch einen goldenen Boden."

Die Mädchen dagegen wurden friſch vom

Hofe weggeheiratet und kamen alle in gute Bauernſtellen, die älteſte, Anna, auf den ſchönen Tweſtgenhof*), denn jeder wollte gern eine Schaperſche haben.

So meine alte Nachbarin über den Gartenzaun.

Eines Tages finde ich die Großmutter in ihrem wohlgepflegten Kohlgarten. Sie hält ein abgeriſſenes Kohlblatt in der Hand und ſieht ganz gegen ihre Gewohnheit eine Weile untätig darauf. „Ich habe ein weißes Blatt gefunden," läßt ſie ſich bei meinem Herankommen vernehmen, und als ich ſie darauf fragend anſehe, fährt ſie fort: „Ein weißes Blatt am jungen Kohl — das bedeutet, es wird einer ſterben in unſerer Familie." Und noch andere Erſcheinungen von gleicher Bedeutung führt ſie an: Geſtern ſchon habe ſie ein weißes Bohnenblatt gefunden, und beim letzten Back wäre die Oberrinde eines Brotes gekloben; auch ginge die Glocke ſeit einiger Zeit ſo traurig; das ſeien gewiſſe Zeichen.

„Aberglaube, Großmutter."

„Nein, Herr Broſebach," erwidert ſie ruhig, wie nur der erwidern kann, der ſeiner Sache völlig gewiß iſt, „das iſt die Zeichenſprache Gottes."

---

*) Vergl. die Geſchichte „Die Tränen der jungen Bauerswitwe."

Wirklich ging es kurze Zeit darauf mit dem Großvater zu Ende, und als ich nun die Großmutter sah, zeigte sie sich von einer so ruhigen Seite, daß mancher sie für gefühllos halten mußte, der ihr nicht ins Innere sah, in ihrem Äußern nicht die natürliche Folge ihres einfachen Denkens und fürsorglichen Wünschens erkannte. „Er ist wohl daran," sagte sie und ging unverdrossen ihrem Tagwerke nach. Als am andern Morgen der Tote „ausgeläutet" wurde, brach sie zum ersten Male in Weinen aus, und als man am dritten Tage den Sarg vom Hofe trug, kam die zweite heftige Bewegung über sie; als sich aber der Hügel über dem Sarge wölbte, trocknete sie sich mit der Schürze die Augen und schien nur noch zu denken: „Lieber Gott, nun ist unser Großvater in Sicherheit; nun kann's an mich kommen." Noch einmal weinte sie und dann nicht mehr.

Der Leichnam hatte in dem Altenteilsstübchen auf dem Stroh ihres gemeinsamen Bettes gelegen; jetzt trug die alte Frau das Stroh hinaus, frisches Stroh und Bettwerk hinein und schlief schon die folgende Nacht wieder und zwar nun allein auf der Stätte, die sie seit fünfzig Jahren mit dem Manne geteilt hatte. Die landläufige Furcht vor dem Wiederkommen kannte sie nicht;

die Gedanken dieſer Nacht hat jedoch niemand erfahren.

Einige Zeit darauf treffe ich die alte Witfrau wieder einmal, und es fällt mir ſogleich auf, daß ſie etwas gebückter geht und angegriffen ausſieht, auch mit matterer Stimme redet. „Ich werde unſerem ſeligen Großvater nun bald folgen," ſagt ſie, „und ich bin froh darüber, denn meine Stärke iſt hin, ich gebe nichts mehr für mich. Möge der liebe Gott nur kommen; er findet eine, die mit Freuden zur Ruhe geht, nachdem ſie ſo lange die Sorgen des Lebens getragen hat. Die jungen Leute müſſen auch ſehen, daß ſie fertig werden."

Als ich ihr die Todesgedanken ausreden will, ſtreift ſie den linken Ärmel ein wenig zurück und deutet auf zwei braune Fleckchen, die ſich gegen die übrige Hautfarbe ſcharf abheben. „Das ſind Totenflecke," erklärt Großmutter Schaper mit aller Zuverſicht, und da ich ihr auch dieſe Meinung ausreden will, hält ſie mir weiter entgegen, daß ſie ſchon ſeit drei Nächten beſtändig von ganz reifen, dicken, ſchwarzen Zwetſchen geträumt habe; zudem höre ſie die Totenuhr ſeit einigen Nächten wieder in ihrer Bettwand gehen. Sie bleibt unerſchütterlich in dem Glauben an die gottgewollte Bedeutung all dieſer Zeichen,

zumal da ich zugeben muß, daß ſie vor dem Tode ihres Mannes die „Zeichenſprache Gottes“ richtig gedeutet hat. Die Großmutter iſt mit dieſer Naturanſchauung jung geweſen und alt geworden, und ich komme zu der Überzeugung, daß es gegenüber dieſem abgeſchloſſenen Volksgemüte eine zweckloſe Zudringlichkeit wäre, wollte ich noch weiter dagegen eifern.

Zu den alljährlichen Leibzuchtsgegenſtänden der Großmutter gehörten u. a. anderthalb Stiegen Linnen, ein Paar Schuhe und ein Beiderwandsrock. Das Linnen nahm ſie noch einmal, um es ihren Töchtern, die hinausgeheiratet hatten, zugute kommen zu laſſen; aber auf den Beiderwandsrock und weitere Bekleidungsſtücke verzichtete ſie, und als die Schuhe in Frage kamen, ſagte ſie: „Das Geld ſollt ihr ſparen; ich geh' 'r nicht lange mehr.“

Großmutter Schaper wurde wirklich krank, ja ſo krank, daß ſie ſich, etwas ganz Unerhörtes in ihrem Leben, am hellen, lichten Tage ins Bett legen mußte. Die großen Schmerzen vermochten aber in dem ehernen Antlitze nur den Ausdruck der Zufriedenheit auszuprägen, der Zufriedenheit darüber, daß ſie am Ziel war. Sie wünſchte nichts mehr; ihr bangte nur, daß ſie noch leben ſollte, wenn ſie nichts mehr tun

könne; darum war ihr einziger Wunsch und Wille, daß der liebe Gott es kurz machen möchte, damit nicht zu viel um sie versäumt würde.

Als ihre Kinder den Arzt kommen lassen wollten, sträubte sie sich hartnäckig dagegen und sagte: „Macht euch ja diese unnützen Kosten nicht, das sage ich euch. Der Doktor nimmt mindestens zwei Taler für den Weg und helfen kann er mir doch nicht. Und dann erst der Ap'theker! Das wollte eine schöne Rechnung geben."

Wirklich mußte man es dabei bewenden lassen, denn sie ließ sich nicht herumkriegen, und etwas gegen ihren Willen zu tun, unterstand sich niemand.

Dagegen verlangte Großmutter, als die Sterbensnot größer und größer wurde, nach dem Seelsorger, damit er ihr das heilige Abendmahl reiche. Sie hatte sich in ihrem Leben stets als eine Frau von strenger Frömmigkeit gezeigt, also daß sie sich keines Morgens oder Abends bewußt war, an dem sie nicht „Richtigkeit" gemacht hätte mit ihrem Gott. Zur Kirche pflegte sie regelmäßig jeden zweiten Sonntag zu gehen, obgleich ihr die Zeit, die sie da müßig sitzen mußte, manchmal fast leid tat, denn es war ihre Art, zu hören und zu reden, ohne in der

Arbeit innezuhalten. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wer weiß, da hätte man in der Kirche Strümpfe ſtopfen oder Hoſen flicken müſſen.

Der Geiſtliche kam, rüſtete ſie aus mit dem heiligen Sakramente, ſegnete ſie und ſagte: „Fahre hin in Frieden.“

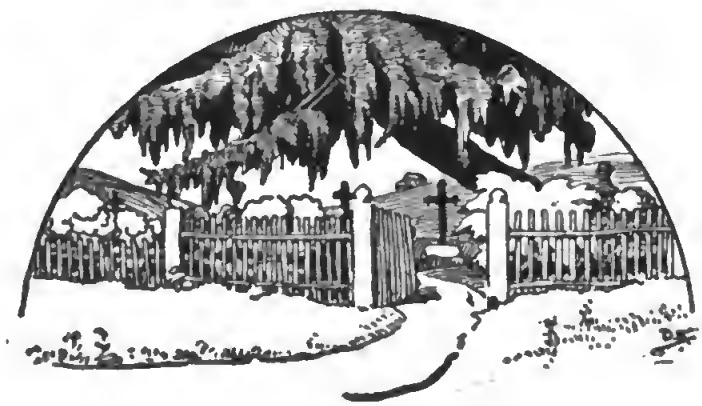
Der dies erzählt, ſtand an dem Sterbelager und mußte erſtaunen über den Sterbenseifer und die ſtarke Himmelshoffnung, die Großmutter Schaper in Wort und Miene ausdrückte. Sie dankte für alles, was man an ihr getan, mahnte, daß die üblichen Gebühren richtig bezahlt würden und erwartete in großer Zuverſicht das ſelige Ende. — —

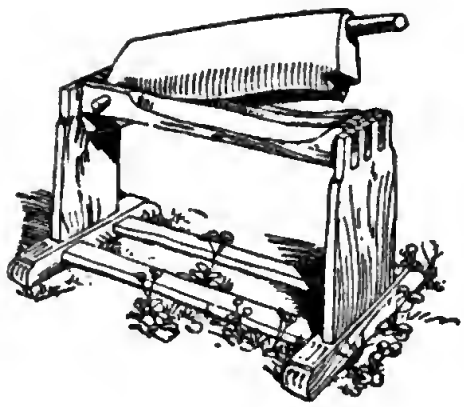
Im Volksmunde geht das Wort: Wenn ein Schwerkranker das heilige Abendmahl empfangen hat, da wird es ſich bald entſcheiden: Entweder er ſtirbt, oder er wird wieder „zurecht“.

Und wie entſchied ſich's bei Großmutter Schaper? Ei, ſie wurde wieder „zurecht“ und brauchte ſowohl die neuen Schuhe, als auch den neuen Beidermannsrock noch und hat beides noch manches Mal getragen. — An ihrer abergläubiſchen Naturanſchauung iſt ſie aber dennoch nicht irre geworden; ſie hätte, wie ſie wiederholt verſichert, die Zeichen nur irrtümlich auf

ſich bezogen. Und der Tod, der in jenen Tagen im Nachbarhauſe einkehrte, gab ihr recht.

Danach iſt ein halbes Jahrzehnt vergangen. Großmutters Schwiegertochter, die ſtille, gute, nur nicht ſo arbeitsſtarke Frau, ſtarb eines ſchweren Todes, als ſie ihrem neunten Kinde das Leben geben wollte; ſie ruht längſt im kühlen Grabe. Der Bauer hat ſich den erſchütternden Fall ſehr zu Gemüte gezogen und iſt oft nahe daran, allen Lebensmut zu verlieren. Die Großmutter aber, ſo krumm und runzlig ſie auch geworden iſt, ſteht vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend am Ruder, feuert an und löſcht aus, tröſtet und treibt und bewahrt das Hausweſen vor dem Untergange.





Beim Flachsbrechen.

Die erſte folgenſchwere Meinungsverſchiedenheit zwiſchen der jungen und der alten Sommerſchen kam beim Flachsſäen zum Ausbruch. Die junge Frau, die aus einem anderen Dorfe gekommen war, hielt zwei Metzen für ausreichend; die alte wollte, daß wie bisher zwei Scheffel geſäet würden, und Meluſine, die Magd, ſtimmte ihr mit leuchtenden Augen zu. Dorette, die junge Frau, wollte aber von zwei Scheffeln nichts wiſſen, man könne Baumwolleneinſchlag billig in der Stadt kriegen und beim Kaufmann überhaupt viel, viel feineres Leinen kaufen und billiger, als man es ſelbſt herzuſtellen vermöchte. Die alte Sommerſche, deren Augen groß und rund waren und klug blickten, ſagte, es ginge nichts, gar nichts über das eigene Geſpinnſt, über das ſelbſt geſponnene Hemd und erinnerte an das Sprüchlein:

„Selbſtgeſponnen, ſelbſtgemacht,
Rein dabei, iſt Bauerntracht."

Jetzt fingen die Augen der jungen Frau unter den etwas ſchwer herabliegenden Lidern an zu ſtechen. Sie hätte auch keine Luſt, wolle ſie nur gerade heraus ſagen, den ganzen Winter lang auf dem Spinnrade herum zu „jeckern"; 's wäre heute einmal keine Mode mehr. Überhaupt wäre die ganze Arbeit, die der Flachs heute in gerupftem und gerauftem Zuſtande noch verlange, ganz und gar unlohnend.

Mutter Sommer war über dieſe Anſichten ihrer Schwiegertochter in tiefſter Seele empört, denn in den Anſichten lagen die Geſinnungen; ſie ließ ſich aber ſo wenig wie möglich merken. Es war nicht ihre Art, in lautes Lamentieren zu verfallen, woran nur die Leute, die am Fenſter vorübergehen, ihren Spaß haben. Sie ſchloß darum die Auseinanderſetzung: Ginge es ihrem Rate nach, ſo würden wieder zwei Scheffel ausgeſäet wie bisher; aber ihre Lebenszeit wäre ja bald hin, und ihretwegen möchte man ſäen, ſoviel man für gut hielte.

Als der Sohn, der erſt unſchlüſſig zwiſchen den beiden Frauen ſchwankte, ſich an den Rat der Mutter hielt und zwei Scheffel eintat, ſchlug bei der jungen Frau das Feuer oben zum Dache

hinaus. „Denn kann Sei den Flaß awer ak alläne kröuen [1]) un terechte maken!“ [2]) biß ſie zu der Schwiegermutter ein.

„Sie [3]) man nech bange, Dorette, dat will 'ck ak!“ antwortete Mutter Sommer und ging in ihre Kammer, wo ſie mit der Schürze die hervorquellenden Tränen abwiſchte. Dreißig Jahre lang war es nun nach ihrem Willen gegangen, und niemand hatte daran gedacht, daß es einmal anders werden könne. Nun mußte ſie das erleben!

Als ſie in die Küche zurückkam, ſah ihr Meluſine, die ſieben Jahre bei ihr gedient hatte, teilnehmend nach den Augen und ſagte: „Fröue, et ſchient, as wenn 't ander Wedder wern ſall“ ...

„Swieg ſtille, Mäken!“ wehrte die alte Frau und ſeufzte.

Die junge Frau kam durch die Küche, ſah, daß die beiden miteinander ſprachen und kommandierte die Magd in den Hof.

Geraume Zeit danach fiel nichts Äußerliches vor; aber innerlich fraß der Wurm weiter.

Der Flachs war aufgegangen, gekrautet, gerupft, geriffelt, geröſtet, gebreitet, getrocknet und gebakt und mußte nun gebrochen (ebreket), ge-

[1]) krauten; [2]) zurecht machen. [3]) Sei (ſ lautet wie ß; g wie ch).

ſchwungen, gehechelt und noch einmal gebrochen (riwwebreket) werden. Alſo begann nun die eigentliche Frauenarbeit, bei der die Männerhand nicht mehr galt.

Man verrichtet dieſe wechſelvolle Arbeit gewöhnlich im Frühjahre, wenn die Kartoffeln gehackt oder behäuft ſind und das Feld eine Raſt geſtattet, oder auch, wenn die Witterung die Menſchen ins Haus treibt.

Sommers waren mit dem Kartoffelhacken fertig und konnten's bis zum Behäufeln noch gut acht Tage anſehen. Da war es alſo an der Zeit, mit dem Flachsbrechen anzufangen. Mutter Sommer ſprach davon, als man beim Abendbrote ſaß. Man könne die Weberſche und die alte Andreisſche beſtellen; die hätten alle Jahr geholfen; es ginge ihnen flink von der Hand, und ſie brächen den beſten, vor allem den weichſten Flachs im ganzen Dorfe.

Dorette, die junge Frau, ſtellte ſich harthörig und antwortete nicht, und eine Weile konnte man nur die Kaſtenuhr in der Ecke hören — tik — tak — tik — tak — tik — tak.

Die Mutter bewahrte ſich noch ihre Unbefangenheit, wiederholte ihre Meinung und ſah zum Sohne hinüber, der einen Löffel voll nahm und ihr dabei verſtändnisvoll zunickte.

Da warf Dorette ihren Löffel hin und ging ſtracks vom Tiſche weg. Wer den großen Haufen Flachs gewollt hätte, könne ihn nun auch alleine brechen! Und ſie ſchlug die Tür hinter ſich zu, daß die Gläſer im Schranke klirrten.

Die Mutter legte nun auch den Löffel hin und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, ſagte aber nichts.

Die Magd, obwohl ſie als letzte an den Tiſch gekommen war, ließ den Löffel ebenfalls ſinken.

Der junge Bauer ſchöpfte noch ein paarmal ruhig fort, ſah inzwiſchen unwillig nach der Tür und warf plötzlich den Löffel, daß er ſich auf dem Tiſche zweimal überſchlug. „Mutter, beſtelle döu dei Wewerſche un dei ale Andreisſche mant," ſagte er feſt und beſtimmt.

„Nä, Junge, ümme Frees [1]) halben will 't 't [2]) nöu [3]) nech dauen," [4]) antwortete die Mutter, und der Sohn wußte, daß nach dieſem Entſchluſſe keine anderen Worte mehr gemacht zu werden brauchten. Was die Mutter einmal ſagte, das war ihr ganzer unbewegſamer Wille. „E hew [5]) in mienen Leben alle ſau vele Flaß ebreket, [6]) dat

---

[1]) Friedens; [2]) ich es; [3]) nun; [4]) tun; [5]) habe; [6]) gebrochen.

eck düſſen Hucken woll ak noch kleine kriegen kann," ſagte ſie noch, während der Sohn ſeine Pfeife vom Schranke nahm.

Am andern Morgen um fünf Uhr ſaß Mutter Sommer ſchon auf der Scheunendiele vor der „Breke", um den Kopf ein Kattuntuch geknüpft, in der rechten Hand den Brekegriff, in der linken die „Riſte", die ſie unter dem hackenden Brekebrette vorſchob, wieder herzog, und wieder vorſchob. In gleichmäßiger Folge gingen die weichen Hackelaute über die hohe Diele, durch deren obere Torflügel ein Bündel Sonnenſtrahlen auf die dicken Flachsbaten fiel, die an der Wand aufgeſchichtet lagen.

Als Meluſine die Kühe beſorgt hatte, kam ſie auch herbei, band ſich ein hellgeblümtes Tuch um die Stirn, wie es die Frau hatte, und ſtrich die Hemdärmel hoch; dann packte ſie mit ihren braunen, muskulöſen Armen einen dicken Flachsbaten, legte ihn neben ihre „Breke" und löſte ihn auf.

„Nöu will we seck emol orndlich tummeln, Sine," ermunterte die Frau mit einem freundlichen Blick auf das blanke, gebräunte Mädchengeſicht mit den gutmütig und rein leuchtenden Augen.

„Ja, Fröue, dat will we ower ak!" erwiderte

die Magd und klappte mit einem wahren Feuereifer darauf los. Wo ihre Frau hin wollte, da war ſie immer ſchon.

Der Bauer guckte einmal durch das Scheunentor und grüßte: „Gun [1]) Morgen, Mutter! Lat't [2]) man [3]) ſachte gahn!“

„Gun Morgen, Heindrich! We mötet ſeck 'r 'n beten hille anhalen,“ [4]) erwiderte die Mutter, ohne mit dem Brechen innezuhalten.

Er müſſe nach Bodenfelde, um das gekaufte Rind zu holen, ſagte er, wolle aber erſt noch 'n Spann pflügen und würde darum wohl nicht vor Abend zurück ſein.

„Denn ſüh man tau, Junge, dat döu kein Malheur häſt!“ mahnte die Mutter und brach fort — lock-lock-lock-lockelock.

Als man ſchon eine ſtattliche Zahl gebrochener Riſten neben ſich liegen hatte, hielt die Frau plötzlich inne und fragte: „Sine, häſte [5]) denn alle Kaffee drunken?“

„Och nä, Fröue!“ antwortete das Mädchen in einem Tone, als käme ihr gar nicht ſo viel darauf an.

„'t is awer doch bale [6]) ſeben Öwwer!“ [7])

---

[1]) Guten; [2]) laßt es; [3]) nur; [4]) wir müſſen uns ein bißchen eilig dranhalten; [5]) haſt du; [6]) bald; [7]) Uhr.

verwunderte ſich die Frau. „Hät deck denn de Fröue noch nech eraupen?“ [1])

„Nä, ſe hät meck noch nitz eſeggt.“ [2])

Man hatte wieder eine Riſte fertig. Da fragte Meluſine, während ihr bräunliches Geſicht ſich noch dunkler färbte: „Hewet [3]) Sei denn alle welken [4]) drunken, Fröue?“

„Nä, Mäken, dei Fröue hät meck ak nitz eſeggt!“ Der Ton, in dem die Mutter dieſes ſagte, klang merkwürdig gelaſſen.

Man hatte wieder eine Riſte gebrochen. Da rückte Meluſine auf ihrem Stuhle und ſagte: „Fröue, willt Sei denn nech mee [5]) rin gahn?“

Die Frau ſchüttelte den Kopf. „Nä, Mäken, gah döu mant alläne rin! Wenn eck Fröue ſin, [6]) denn maut [7]) eck ak weten, [8]) wat eck te dauene [9]) hew. As eck noch Fröue was“ — hier ſchluckte ſie ſchwer — „hew eck miene Brekerſchen [10]) eraupen, wenn't Tied [11]) taun Kaffeedrinkene was. Awer worümme ſoſt [12]) döu nech ak ſau ringahn?“

Meluſine machte eine entſchiedene Bewegung mit dem Kopfe. „Nä, Fröue, wenn Sei kennen

---

[1]) gerufen; [2]) nichts geſagt; [3]) haben; [4]) welchen (Kaffee); [5]) mit; [6]) bin, ſ ſcharf wie ß; [7]) muß; [8]) wiſſen; [9]) tun; [10]) Brecherinnen; [11]) Zeit; [12]) ſollſt.

Kaffee drinket, denn bruke*) eck ak kennen te drinken.“

Riſte um Riſte war wieder gebrochen. Es hatte längſt zur Schule geläutet, der Gänſehirt war ausgezogen, und es mußte allmählich Frühſtückszeit geworden ſein.

„Mäken, 'n aalt Minſche hilt dat eher ut as 'n jung. Gah rin un ſniet deck 'n Stücke af!“ mahnte die Frau, indem ſie die ſechzigſte Riſte hinlegte. Sie hatte bereits einen vollen Baten gebrochen.

„Nä, Froue, wenn Sei kein Stücke etet, will eck ak kein eten!“

Lock, lock, lockelock, lock, lock — ging die Breke fort und fort. Die Schewe auf der Diele häufte ſich. Die junge Frau wurde nicht geſehen und nicht gehört. Der Schweinehirt tülüllelüllelietete. Die Schewe mußte ſchon an die Seite gerakt werden. Die Glocke läutete Mittag, und Mutter Sommer hatte bald wieder die ſechzigſte Riſte, alſo den zweiten Baten beendigt.

Meluſine war etliche Riſten zurück, tummelte ſich aber ſo, daß ſie bis zum Mittageſſen den zweiten Baten auch noch voll kriegte.

---

*) brauche.

Im Hauſe über der Straße hörte man die Bäuerin auf den Hof hinausrufen: „Komet herin, dat Eten[1]) ſteiht up'n Diſche!“ Man hörte drüben auch die Löffel auf den Tellern klappern. Aber die junge Sommerſche rief nicht und ward nicht geſehen, obwohl man hören konnte, daß ſie im Hauſe regierte.

„Jetz geihſte awer rin, Mäken, un eßt Middages, ſüſt werſte ja ganz owerſchmächtig,“[2]) mahnte Mutter Sommer ärgerlich.

„Nä, Fröue, wenn Sei nitz eten ſöölt,[3]) denn will 'ck ak nitz eten; 't wöre meck doch nech ſmecken.“ Die Tränen ſtiegen dem Mädchen in die Augen, es bückte ſich, damit die Frau nichts ſähe.

Mutter Sommer legte bereits die zehnte Riſte vom dritten Baten hin. Nun war Meluſine mit ihrem zweiten Baten auch fertig.

„Mäken, dau[4]) meck den Gefallen un gah rin,“ drängte die Frau. „Döu biſt ſau flietig[5]) eweſt, un nöu werd deck't ak dögent[6]) ſmecken. Süh, eck kann nech erin gahn, wenn meck de Fröue 't Mul[7]) nech gönnt, un eck kann't awer ak nech mähr anneſeihn, dat döu ümme meck nitz te eten kriegſt.“

---

[1]) Eſſen; [2]) überhungrig; [3]) eſſen ſollen; [4]) tu; [5]) fleißig; [6]) tüchtig; [7]) Mund.

„Ach, Fröue, maken Se ſeck doch da mant kenne Gedanken ümme. Wenn't derup[1]) ankümmt, hungere eck ümme Sei ak bet an'n Abend un noch 'n ganzen Dag.“ Meluſine ließ nun ruhig ihre Tränen fließen und wiſchte ſich nur einmal mit der Schürze übers Geſicht. „Eck hew nöu ſeben Jahre be Sei deint[2]), un Sei ſind ümmer ſau gaut gegen meck eweſt un hewet meck ümmer ſau gaut behandelt — un da ſoll eck rin gahn, wenn Sei buten[3]) bliemen mötet[4]) — — nä, Fröue, nä, dat dau 'ck nech!“ Und ihre runden, braunen Augen wurden wieder blank und klar.

Die Frau ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Alwerne Mäken, mak doch nech ſau'n Geſwatze! Saun dögent Mäken ak as döu biſt! Eck woll miener Swegerdochter woll wünſchen, dat ſe deck ak noch ſeben Jahre hebben könne . . .“

„Nä, Fröue, he wäre[5]) eck woll nech ſau lange mähr bliemen.[6]) Wenn eck't Sei nech te Läe[7]) daun woll, wöre 'ck alle längeſt weg egahn. Eck könne ſau'ne ſchäne Steh[8]) in Schauningen ekriegen.“

„Ach, Mäken, blief doch mant!“ bat die Frau inſtändig. „Süh mal, wat woll denn dat ſien,

[1]) darauf; [2]) gedient; [3]) draußen; [4]) müſſen; [5]) werden; [6]) blieben; [7]) Leide; [8]) Stelle.

wenn döu weg gingeſt! De Häre[1]) hät deck doch ak nitz te nahe dahn . . .“

„Och nä, Fröue, dei Häre is gaut, dei art[2]) up Sei. Eck ſegge ja ak nech, dat eck alle gliek[3]) weg will . . .“

Dann hatten lange Zeit wieder die Breken allein das Wort. Die Sonne war von dem oberen Tore nach dem unteren herumgerückt und warf nur noch ſpärliche und matte Strahlen auf die Scheune. Die Gänſe kamen kreiſchend ins Dorf geflogen. Die Schweine liefen quiekſend und gnurkſend herein, und ſchon kehrten die erſten Leute vom Felde zurück.

Sine ſtand auf, um den unruhig im Hofe herumſuchenden Schweinen die Türen zu öffnen, ſie lief und kam mit klopfendem Buſen zurück, um ſo hurtig wie möglich den vierten Baten, d. h. die zweihundertſechzigſte Riſte, fertig zu machen.

Vier Baten bedeuten ein reſpektvolles Tagewerk, wenn mit ſolcher Sorgſamkeit gearbeitet wird, wie es hier geſchah. Acht Baten waren gebrochen, mit aneinander geknüpften Niſten gebunden und nebeneinander an die Wand gegenüber den ungebrochenen Baten gerichtet. Die

---

[1]) Der Herr, der Bauer; [2]) artet; [3]) gleich.

ſinkende Sonne warf ihren Glanz über den neuen Flachs, der gleichſam wie aus der Verzauberung erlöſt war.

Die beiden „Brekerſchen“, die ohne einen Tropfen zu trinken und ohne einen Biſſen zu genießen, dieſes Tagewerk vollbracht hatten, ſtanden und klopften ſich die Schewe von der Schürze.

„We hewet genaug edahn, Sine,“ ſagte die Frau und ſah das prächtige Mädchen mit beſonderem Wohlwollen an. Ihre großen Augen blickten noch ſo klar und klug wie am Morgen und verrieten kaum etwas von der inneren Bewegung des eigentümlichen Frauenherzens.

„Ja, dat hew we ak,[1]) Fröue,“ entgegnete Sine und nickte und ſah die Frau mit lachenden Augen an. Dann lief ſie, um ihre Abendarbeit zu tun.

Im andern Jahre wurden auf dem Sommerſchen Hofe nur noch zwei Metzen Lein ausgeſät, wie die junge Frau es wollte. Dorette regierte jetzt unumſchränkt. Mutter Sommer iſt bald nach jenem Tage ins Leibzuchthaus gezogen, wo ſie ſeither ſtill für ſich lebt, ohne jemand ihren Kummer zu offenbaren.

Meluſine hat nun keinen Tag mehr bleiben

---

[1]) auch.

wollen und ſchleunigſt die ſchöne Stelle in Schoningen angenommen, von der wir ſie ſagen hörten. Sie wird freilich ihrer jetzigen Herrſchaft auch nicht lange erhalten bleiben, denn es iſt ein prächtiger Kleinkötnerhof im Dorfe und ein wackerer Junge darauf, der gerade ſo eine Frau braucht und darum bereits herzhaft um Meluſine angehalten hat.

Wie „Karl Schonn" Abſchied nahm.

Wir Südhannoveraner, ſoweit wir in Dörfern wohnen und uns unſere Urſprünglichkeit bewahrt haben, können das Küſſen nicht leiden. Oder ſage ich lieber: Wir können's nicht ſehen. Ich entſinne mich nicht, in meiner Heimat je zwei eingeborene Leute geſehen zu haben, die ſich geküßt hätten. Als ich in meinen Jugendjahren einmal in unſer Pfarrhaus kam und Zeuge wurde, wie nach dem Mittagsmahl der Paſtor die „Paſtörſche" küßte, wurde es mir ſchwarz und blau vor den Augen, und ich mochte lange Zeit nicht vom Boden aufſehen. Und ſah ich den ehrwürdigen Herrn auf der Kanzel, fiel es mir immer wieder ein, daß er ſeine Frau geküßt

hatte. Undenkbar ist auch, daß bei uns Eltern ihre erwachsenen Kinder oder die Kinder ihre Eltern küssen. Auch meine Mutter hat mich nie geküßt, ob ich nun Abschied nahm oder nach langer Trennung wieder kam. Ich hätte auch meine Schwester nie geküßt, wäre ich so glücklich, eine zu haben. Wir können's nun einmal nicht leiden und nicht sehen.

Darum habe ich auch einen großen Horror vor den — Bahnhöfen, wo das Küssen am öffentlichsten und am aufdringlichsten ist. Es ist ein ganz grisseliges Gefühl, finde ich da die Küsser vor allen Leuten am Werke, und ich muß allemal wegsehen und mich ärgern.

Nein, wir können das Küssen ganz und gar nicht vor Augen sehen!

Sofern wir aber selbst einmal küssen, was ja ... no Gott, ja ... auch bei uns vorkommen kann, so hüten wir uns wohl, es vor andern Leuten zu tun, natürlich nicht aus Heuchelei, sondern aus reinem Naturgefühl. Die Liebste, ja freilich, die hab' ich auch geküßt, aber ganz, ganz weit ab vom Dorfe, zwischen großen, grünen, dichten Hecken, wo uns selbst der liebe Gott kaum sehen konnte.

Dies mußte vorausgeschickt werden, weil man sonst das erschütternde Ereignis nicht verstehen wird, als „Schonn" Abschied nahm.

Er hieß eigentlich Tünebreker; weil er aber in der Schule das Wort „ſchon“ immer wie „ſchonn“ geleſen hatte, ſo wurde er von ſeiner Schulzeit nicht anders als Schonn genannt, obgleich er zur Zeit unſerer Geſchichte bereits von ſich ſingen konnte: „Schier dreißig Jahre biſt du alt!“

Nach Hilgenthal kam er, um bei den kleinen Leuten Stühle zu flechten. Man hatte ihn nicht ungern, denn er war ungemein gefällig und anſpruchslos. Für einen Buddel Branntwein, in dem er leider ſeine Hauptlebensfreude ſah, ſowie gegen ein Stück Brot und allenfalls noch einen Teller Kartoffelſuppe flocht er den ganzen Tag, während der Dorfdrechſler, zu deſſen Domäne das Stuhlflechten auch gehörte, immer viel Geld verlangte. Gab's nichts zu flechten, ſo taglöhnerte er, bald bei den kleinen Bauern, bald auf dem gräflichen Hofe, am liebſten da, wo er die meiſte Freiheit fühlte. Denn die Freiheit liebte er über alle Maßen, ſo wenig Anſprüche er ſonſt auch an ideale Güter ſtellte. Er brauchte ja allerdings auch die Freiheit ganz notwendig, ſchon damit er die verſchiedenen wohlgenährten Räuſchlein, die aus ſeinem Buddel emporſtiegen, ſpazieren oder ſchlafen führen konnte.

Die Freiheit, die er meinte, fand Karl „Schonn“ in Hilgenthal mehr als in dem Dorfe,

wo seine Wiege gestanden hatte. Und da sich ihm auch ein passendes „Küffen“ bot, wo er sich für einige Tage Arbeit in der Erntezeit das ganze Jahr einmieten konnte, so besann er sich kurz und setzte sich ganz in Hilgenthal fest, in erster Linie natürlich als Stuhlflechter.

Das Loch im Stuhle mußte allerdings schon so groß sein, daß eine Frau mit dem Kinde im Schoße hindurchfallen konnte, eh' man den Stuhldoktor zu rufen pflegte. Die großen Leute aber, die das Loch nicht so groß werden ließen, schickten aus konservativem Gefühl zu dem alteingesessenen Dorfdrechslermeister, obgleich der's nicht besser machen konnte, als Karl Tünebreker es machte. Zu hungern brauchte Karl deswegen noch lange nicht. Es gab ja auch sonst noch Arbeit und Verdienst genug, und Karl war durchaus nicht ein Mann, der sich vor irgend einer Arbeit fürchtete; — freilich war er manchmal in einem Zustande, daß sich die Arbeit vor ihm fürchtete!

„Schonn“ konnte leben wie nur ein Tagelöhner im Dorfe. Kein Tag, daß er nicht einen herrlichen Kessel voll Kartoffeln auf dem Feuer hatte: weiße „Mellhüssche“, rote „Wollkämmer“, runde „Holländer“, feinäugige „Waldecker“, oder auch die neuen prachtvollen Hankerschen „Geismaraner“. Die rollte er dann mitten auf den

Tiſch — es war immer ein ganzer Berg — und freute ſich, wenn ſie ſo hübſch gekloben waren und ſo lieblich dufteten.

Das „Inſtippelſche“, das er ſich dazu machte, beſtand entweder aus Salz und Öl und Zwiebeln oder aus Zwiebeln, Öl und Salz, oder auch aus ſchönen ſalzkruſtigen Heringen. Auf ſolch ein herzhaftes „Inſtippelſche“ folgte natürlich auch immer wieder ein herzhafter Trunk. „Man mott ſienen Buke kenne Stefmoime ſien“,[1]) pflegte er zu ſagen, wenn jemand dazu kam, während er, beide Ellbogen auf den nackten Tiſch geſtemmt, vor dem Wollkämmerberge ſaß und ſchmauſte. Und dann nötigte er ſo inſtändig und gutmütig, bis man ſich hinſetzte und mit ihm aß und trank.

Es waren ja immer noch Leute genug in der Proletarierecke des Dorfes, die es nicht ſo dick hatten wie er, die ihre Kartoffeln trocken eſſen und ihren Schnaps ohne „Fettenſtücke“ trinken mußten; und die kamen gern zu ihm, wie auch er ſich zu ihnen am meiſten hingezogen fühlte.

Ein ehemaliger ſchwindſuchtskranker Hofknecht, der elend darniederlag, packte ihn einmal bei den Händen und ſchluchzte: „Alle hewet[2])

[1]) Man muß ſeinem Bauche keine Stiefmuhme ſein; [2]) haben.

meck verloten, blat [1]) döu alläne häſt deck miener annenohmen." [2]) Und als der Hofknecht im Sterben lag, war es Schonn allein, der die ganze Nacht bis zum letzten Ende bei ihm ſaß, obwohl er vor unbeſchreiblichen kleinen Tieren nicht ſitzen konnte. —

In derſelben Nacht war es, daß der Geiſtliche des Dorfes ihn näher kennen lernte und eine höhere Meinung von ihm bekam. Da gab's eine Wendung in Karls freiheitsfrohem Leben. Der Paſtor ſprach mit Oppermanns bei der Kirche und brachte es durch ſeinen Einfluß dahin, daß Schonn ſein Einſiedelleben aufgab und ſich auf den Oppermannſchen Hof als Knecht verdingte.

Die alte derbe Oppermännſche ging erſt wie ein fremder Hund um ihn herum, kramte ihm aber ſogleich aus den Kleidern ihrer Mannsleute einen Anzug zurecht und warf ſein eigenes Zeug ohne viele Worte in den heißen Backofen. So unbehaglich Karl ſich im Anfange dieſer ſtarken Frauenenergie gegenüber fühlte, und ſo ſehr ihn manchen Tag die feuchte, buſchige Freiheit reizte und lockte, ſo hielt er doch tapfer aus und arbeitete vom Morgen bis zum Abend. Größer noch als

---

[1]) bloß; [2]) angenommen.

ſeine Freiheitsliebe — das zeigte ſich jetzt — war die Gutmütigkeit und Dankbarkeit ſeiner Seele; er glaubte es ſowohl dem Geiſtlichen, der ihn oft ſo freundlich anſprach, wie auch ſeiner Herrſchaft, die ſo reſolut und vertrauensvoll für ihn ſorgte, ſchuldig zu ſein, daß er den Verſuchungen widerſtand und bei der Stange blieb. Branntwein wurde ja auf dem Oppermannſchen Hofe auch getrunken, und war's ein beſonders ſaurer Tag geweſen, kriegte Karl ſeinen Buddel noch einmal extra gefüllt. Das rührte ihn ganz beſonders und feſſelte ihn mit neuen Banden der Dankbarkeit an den Hof.

Nicht minder wichtig war es für ſeinen Seelenzuſtand, daß er alle Stühle auf dem Oppermannſchen Hofe zu flechten hatte und manche ſchöne Feierabendſtunde, die er ſeinem raſtloſen Fleiße dankte, im Dienſte der kleinen Leute, denen nun einmal ſein Herz gehörte, verwenden konnte. Da auf dem Hofe auch die nötigen Kartoffeln nicht fehlten, war es nach Ablauf des erſten Jahres nicht ſchwer für ihn, den Kontrakt zu erneuern.

Durch die feſte Hand der Oppermännſchen an Ordnung und Reinlichkeit, an Maß und Gebundenheit gewöhnt, und ſo zu höherer Achtung im Dorfe gebracht, fing Karl nun an, ſein jetziges

Daſein mit ſeinem verfloſſenen Einſiedelleben zu vergleichen, und es kam ihm zum Bewußtſein, daß das Einſiedelleben doch nicht das wahre Leben ſein könne. Die Bedeutung der alten Oppermannſchen im beſondern führte ihn ganz folgerichtig darauf, über die Bedeutung der Frau im Menſchenleben überhaupt nachzudenken.

Solche Gedanken ſind jedoch wunderliche Kräuter, treiben und wuchern, daß es entweder eine Pracht oder ein Graus iſt. Karl Schonns Gedanken aber waren eine Pracht. Das neue Küchenmädchen vom Hofe war in ſein Herz geſunken. Sie war ihm eines Sonntags bei der Kirche begegnet, hatte ihn groß angeſehen und war ganz rot geworden.

Seitdem kam das Mädchen in der Feierabendzeit oft an den Tagelöhnerhäuſern vorüber, wo Karl vor der Tür im Kreiſe der Jungen und Alten ſaß und Stühle flocht.

Sie hatte noch einen beſonderen Reiz für ihn; denn ſie war aus dem Heſſiſchen, aus dem „Obergerichte“ gekommen und ſprach eine ganz andere Sprache. Im Dorfe ging gar das Gerücht, ſie ſtamme aus einer Gegend, wo die Leute ſich — küßten. Und wirklich, als ihre Mutter ſie eines Sonntags beſuchte, wollten verſchiedene Leute geſehen haben, daß die beiden

ſich ſowohl beim Zuſammenkommen, als beim Auseinandergehen mehrmals geküßt hätten.

Die Leute ſchüttelten ſich; man empfand das Geſchehene als etwas ganz Undenkbares, Unerträgliches.

Wie Karl „Schonn“ über dieſen Punkt dachte, oder ſage ich lieber, in dieſem Punkt fühlte, das iſt dazumal noch nicht gleich zum Vorſchein gekommen. Es wurde vermutet, daß er in ſeiner jetzigen Herzensverfaſſung das alte Stammesgefühl nicht mehr zu teilen vermöchte; aber er machte ein diplomatiſches Geſicht und gab auch den entgegengeſetzteſten Vermutungen Raum.

Die Neigung zwiſchen Karl und dem Küchenmädchen aus dem Heſſenlande dauerte bereits über ein Jahr und geſtaltete ſich immer zuverſichtlicher; aber es konnte ihnen nicht ein einziger Kuß nachgewieſen werden. Es war das zarteſte fleckenloſeſte Liebesverhältnis, das man ſich nur in einem Dorfe denken kann.

Um ſo größer und gräßlicher die Überraſchung, als eines Tages wie ein Lauffeuer die Kunde durchs Dorf ging, „Schonn“ hätte das Heſſenmädchen mitten im Dorfe am hellen Tage geküßt. Mitten im Dorfe!

Es war ein Abſchiedskuß geweſen, denn das Mädchen hatte wegen angeblicher Erkrankung

ſeiner Mutter den Hofdienſt aufgegeben, um ins ſchöne Heſſenland zurückzukehren. Wie geſagt, es war nur ein Abſchiedskuß geweſen; aber die dörfliche Unterhaltung nährte ſich eine ganze Woche und ſpäterhin noch manchen Tag von dem außerordentlichen Falle.

Als das Mädchen fort war, ließ Karl Schonn den Kopf hängen. Die Kartoffeln ſchmeckten ihm nicht mehr, der Branntwein mundete nicht recht, und auch die Arbeit wurde ihm zuwider; ſelbſt das Stuhlflechten bei den kleinen Leuten hatte keinen Reiz mehr für ihn. Und als die Ernte vorüber war — mitten in der heißen Erntezeit wollte er ſeine Herrſchaft doch nicht im Stich laſſen — wanderte „Schonn“ ebenfalls ins Heſſenland. Aus kluger Vorſicht, oder wohl mehr noch, um Oppermanns nicht auf einmal ſo ganz und gar zu verlaſſen, ließ er alle ſeine Sieben-ſachen auf dem Hofe zurück. „Affſcheid [1]) nöhme eck hüte noch nech,“ ſagte er tröſtend zu der alten ärgerlichen Oppermännſchen; „eck will eeſt emol ſeihn,[2]) of[3]) da in Heſſenlanne ak Kartuffeln waſſet. Gefällt 't meck nech, denn kome eck weer.“[4])

Oppermanns waren's zufrieden, und ſo ging Schonn ohne eigentlichen Abſchied fort.

Ein ganzes halbes Jahr hörte man nichts

[1]) Abſchied; [2]) ſehn; [3]) ob; [4]) wieder.

von ihm. Um ſo bombenhafter platzte dann die Nachricht in die Häuſer, daß Karl „Schonn" im „Kaſten" hinge. Man eilte hinzu und las wirklich Karls Aufgebot mit dem Heſſenmädchen. Manche erfuhren nun erſt, daß er in Wirklichkeit gar nicht „Schonn" hieß, ſondern Tünebreker. Das Dorfgeſpräch hatte wieder eine ſchöne Nahrung für längere Zeit.

Drei Wochen darauf — Oppermanns ſitzen gerade am Mittagstiſche — klopft es höflich und beſcheiden an der Tür; man ruft „herein", und herein kommt — Karl Schonn.

Kaum, daß man ihn noch wieder erkennt! Denn er iſt ganz heſſiſch gekleidet und kann faſt nicht mehr platt ſprechen — bei jedem Satze kommen ihm hohe heſſiſche Brocken dazwiſchen — und in ſeinem Geſichte leuchtet ein Glück und eine Wonne, daß er auch da ganz verändert und verwandelt ausſieht. Seit acht Tagen iſt er nun bereits ein angeſehener Ehemann. Auf der Hochzeit wurde lauter Muskateller getrunken. — Und ſo ein Mädchen wie ſein Heſſenmädchen, und ſo ein Häuschen wie ihr Heſſenhäuschen, und ſo ein Land wie das Heſſenland gibt's in der ganzen weiten Welt nicht mehr.

Jetzt iſt er gekommen, um den eigentlichen Abſchied zu nehmen und natürlich auch ſeine

Siebenſachen. Er erzählt immerzu und ißt und trinkt, was ihm vorgeſetzt wird. — Als er dann aber aufbrechen will, vergißt er in der freudigen und wehmütigen Wallung ſeines Herzens ganz und gar, daß er wieder auf hannoverſchem Boden iſt, faßt die alte Oppermäunſche bei den Schultern und küßt ſie — küßt ſie!! — eh' ſie ſich's verſieht, nach heſſiſcher Mode auf den Mund und auf beide Backen. Und dann macht er ſich an den Bauern und küßt ihn — küßt ihn!! — eh' er ſich ſeiner erwehren kann, ebenſo. Dann an die ehrwürdige, druſſelige „Lorepate", die heute beim Seilemachen geholfen hat. Alle drei ſind ſtarr wie Stein und ſprachlos, — natürlich.

Um niemand zurückzuſetzen — ſein gutes, weiches Herz ſprach immer mit — will er darauf auch von den andern, die in der Stube ſind, in gleicher Weiſe Abſchied nehmen. Aber mit lauten, ſchrillen, grellen Entſetzensſchreien ſtürzen die in einem wilden Rummel zur Tür hinaus und zerſtreuen ſich in alle Winde.

Als die Leute auf der Straße erſchrocken fragen, was denn los ſei, rufen die Flüchtenden: „Och Gott, och Gott, hei küſſet ja!"

„Nech mögelk!" [1])

„Doch, doch! hei küſſet! Nöhme seck mant [2])

[1]) Nicht möglich; [2]) Nehme ſich nur.

'n jeder in acht!“ Und ordentlich franzöſſiſch hätte er geküßt: „up [1]) jede Backe ennen [2]) un ennen up't Mul!“ [3])

Die ſchauderhafte Nachricht iſt bald im ganzen Dorfe herum, und wo Karl Schonn geſehen wird, rennen und flüchten und kreiſchen die Leute, als wären die wilden Koſaken im Dorfe.

Das iſt die Geſchichte: „Wie Karl Schonn Abſchied nahm.“ Noch heute, nach zehn Jahren, wenn der alte Oppermann darauf kommt, ſchüttelt er ſich, als ſähe er eine Blindſchleiche und ſagt, während er ſich mit dem Kittel den Mund abwiſcht: „Wenn hei nech ſau'n [4]) warm, weik [5]) Mul ehat [6]) härre!“

Iſt einer auf hannoverſchem Boden gewachſen, da ſoll er ſich nur nicht auf heſſiſch verabſchieden. Was gegen die Natur iſt, das iſt gegen die Natur, und wär's auch ein Kuß im Sonnenlicht.

[1]) auf; [2]) einen; [3]) aufs Maul; [4]) ſo ein; [5]) weiches; [6]) gehabt.

Wie Schacker und Pümpeleiſe ſich aufhängte.

Er war ein ausrangierter Kuhknecht, der von Jugend an, vielleicht mehr als fünfzig Jahre, im freiherrlichen Kuhſtalle des Dorfes aufgewartet hatte und bekam „vom Hofe“ das Gnadeneſſen, das er ſich mittags und abends im braunen, ſpruchbemalten Henkeltopfe aus der „Hofbaracke“ holte.

Ich kann ihn mir noch ganz gut vorſtellen: er hatte einen krummen Rücken und ging ein wenig nach der rechten Seite geneigt. Und er hatte ſeltſam flammende Backen, um die ſich ein ſchlecht gemähtes Stoppelfeld herumzog.

„Schacker un Pümpeleiſe!“ riefen die Kinder

hinter ihm her, und er drohte ihnen manchmal mit dem Stocke, an dem er humpelte.

Ließ man ihn aber vorübergehen, ohne ihm „was auszuüben", machte ihn das in hohem Grade mißtrauiſch. „Je hewwet doch wat in Fiskumme!" rief er dann, und ſeine verſchwollenen Augen blinzelten unſicher.

Wie das Wort „Fiskum" in ſeinen kargen Wortſchatz gekommen iſt, habe ich nicht zu ergründen vermocht.

Bei einer Holzhauerfamilie, in einem märchenhaft kleinen Häuschen, hatte er ein märchenhaft kleines Unterkommen gefunden: ein Kämmerchen, in welchem gerade eine ſchmale Pritſche und weiter nichts Platz fand; nicht einmal umdrehen konnte man ſich darin.

Die „Kakers" (Schreier), wie die Familie im Dorfe wegen ihrer lauten Sprechweiſe genannt wurde, waren als ein bißchen grobe Leute bekannt, ſtanden aber ſonſt in keinem ſchlechten Rufe.

Aus Gnaden und Barmherzigkeit mochten ſie den armen Schlucker gerade nicht aufgenommen haben, aus großer Habſucht gewiß aber auch nicht. Die Kakers rechneten vornehmlich mit dem reichlichen Hofeſſen, das Schacker und Pümpeleiſe mittags und abends in ſeinen Henkeltopf

gefüllt bekam. Man konnte ihn damit ſatt machen, mit dem übrigen das Schwein füttern, und an manchen Tagen, wenn's was Beſſeres gab, auch ſelbſt davon eſſen. Übrigens war Schacker und Pümpeleiſe noch keine gänzlich verbrauchte Kraft: er konnte noch für die Ziegen und Gänſe krauten, die „Gößeln" hüten, „Holz kaput machen" und dergleichen wichtige Hantierungen mehr.

Er war der willigſte, genügſamſte und anſpruchsloſeſte Menſch von der Welt. Um ihn einmal glücklich zu machen, genügte ſchon ein kleines Endchen Kautabak, ein „Priemchen". Das „Priemen" war ſeine einzige Leidenſchaft, und um ſie zu befriedigen, ſuchte er manchmal auf der Straße herum.

„Schacker un Pümpeleiſe" riefen die Kinder, wenn ſie ihn ſuchen ſahen, und manche foppten ihn noch, indem ſie ihm eine täuſchende Gänſekrängel für ein Priemchen anboten.

Wenn er mit ſeiner Gößeltruppe nach dem Bruche überm Dorfe zog, trug er gewöhnlich eine große Stange, an der ein roter Fetzen flatterte. Es ſah aus, als trüge er eine Fahne. Mit dieſer Fahne regierte er das kleine Volk, das aber nicht ſelten fahnenflüchtig wurde und ſeinen Feldmarſchall dann in die ſchwerſten Ver-

legenheiten brachte. Er konnte den Flüchtlingen mit ſeinen ſteifen, gichtiſchen Beinen nur ſehr mühſam nachkommen, und war er endlich am Ziel, ſo hatten ſie ſich in der fremden Saat ſchon dicke Kröpfe gefreſſen.

Die Leute ſchimpften und lachten auch wieder, und aus dem Korn oder hinter der Hecke johlten die Kinder ohne eigentliche Böswilligkeit: „Schakker un Pümpeleiſe! wohenne geiht de Reiſe?“

Der Gedanke an ihn war in der Kinderwelt immer lebendig. Wenn einer der Letzte wurde oder ſonſt im Spiel unterlag, ſo hieß er „Schacker un Pümpeleiſe“. Und verſicherte einer den andern etwas wichtiges, ſo wollte er, wenn's nicht wahr wäre, „Schacker un Pümpeleiſe“ heißen. „Et is ganz wahrhaftig wahr,“ lautete die gewöhnliche Verſicherung, „un wenn 't nech wahr is, denn will 'k Schacker un Pümpeleiſe häten!“

Wohl hat er manchmal ſeine Fahne gegen eine allzu kecke Rangenſchar erhoben, doch nie einem weh getan, nie einem ein Härchen gekrümmt. Es war freilich auch nie ſo böſe gemeint; man dachte ja nicht, daß es ihm Kummer machen, daß er eine empfindſame Seele haben könne.

Dann kam eine Zeit, da er nicht mehr drohte und nicht mehr argwöhnte, daß wir etwas im

„Fiskumme“ hätten. Er ging wie in tiefen, tiefen Gedanken und war gleichgültig gegen alles, was wir taten, so daß man fast aufhörte, ihn zu rufen und zu necken.

Eines Tages dann wirft er den Henkeltopf entzwei und geht mit einem Ochsenstrick durchs Dorf, den er wohl von einem Pfluge genommen hatte.

Die Voigtsche an der Beke sieht ihn, als sie aus der Haustür tritt, unter dem Wagenschauer stehen, wie er sucht und tastet und einen Balkennagel auf seine Haltbarkeit probiert, indem er sich mit der Hand daran hängt. Der Nagel hält, und nun zieht der Mann einen Strick aus der Tasche.

Empört, daß Schacker und Pümpeleise sich auf ihrem Hofe aufhängen will, ruft sie: „Wutte woll moken, datte wegkümmst, ale alwerne Minsche! Goh wo anders hen, wenne deck uphängen wutt; he saste deck nech uphängen!“

Da geht er weiter und versucht's auf einem Hofe über der Straße, wird aber nochmal verjagt.

Doch hat einen der Teufel erst am Strick, findet sich auch irgendwo ein sicherer Nagel.

Überm „Poste“ (Brunnen) liegt das Bekemeyersche Anwesen, durch dessen damaliges Stallgebäude ein langer, dunkler Gang führte. In

der Mitte war ein fenſterloſer Raum, von dem aus das Futter in die Schweinetröge geſchüttet wurde. Der Raum war dumpf und dunkel, und man vermochte das niedrige Balkenwerk eher mit der Stirn als mit den Augen zu erkennen.

Auf der großen, breiten Miſte, die zwiſchen dem veralteten Steingebäude und dem ſtattlichen Wohnhaus ſich ausdehnte, kratzten die Hühner, als Schacker und Pümpeleiſe ſich ſcheuen Blicks um die Stallecke herumdrückte. Der Hahn reckt den Hals und ſtößt einen ſchreckenden Ton aus; aber da iſt der Mann ſchon in dem dunklen Gange verſchwunden. Der Hahn bleibt aufgereckt ſtehen und ſtößt einen gewaltigen Schrei aus; die Hühner laufen zuſammen und gackern und glukkern; — — keine Menſchenſeele gewahrt ihre Aufregung.

Eine geraume Weile danach kommt die Bekemeyerſche aus der Haustür, in jeder Hand einen bis an den Rand gefüllten Futtereimer. Die Mägde ſind mit den Männern auf dem Felde; da muß ſie das hungrige Vieh allein verſorgen. Der Hahn warnt: „Geh da nicht hinein!“ Sie hört nicht darauf, ſetzt die Eimer einen kurzen Augenblick nieder, nimmt ſie wieder auf und trägt ſie mit zurückgeſtemmtem Körper durch den

dunklen Gang den quiekenden Schweinen zu. Sie ist den Futtergang in ihrem Leben so manches liebe Mal gegangen, daß sie der Augen gar nicht bedarf; sie kennt jeden Schritt und Tritt. In dem Mittelraume setzt sie den einen Eimer hin und schüttet den andern in den aufgeschobenen Trog, schiebt das Trogbrett wieder herunter und ergreift den vollen Eimer, um erst den ärgsten Schreiern auf der andern Seite das Maul zu stopfen. Da stößt sie heftig gegen etwas Schweres, das sich von der Wucht des Anpralls hin- und herbewegt und wieder auf sie zukommt. „No, wat is denn dat?“ sagt sie arglos vor sich hin. Ein gellender Schrei — — der Eimer fällt ihr aus den Händen, und die dicke Frau kommt wie aus der Flinte aus dem Futtergange geschossen, läuft auf die Straße, schreit und heult und deutet mit entsetzensvollen Geberden nach dem Stallgebäude.

Die Leute, meist Kinder, laufen aus den Häusern, und bald ist es überall im Dorfe herum: „Schacker un Pümpeleise hät seck up ehänget!“

„Wo denn? Wo denn?“

„In Bekemeyers Stalle!“

Wie ein Wirbelwind war auch ich zur Stelle.

Es haben sich in den vierzehn Jahren, die

ich in meinem Geburtsorte verlebte, verſchiedene Lebensüberdrüſſige erhängt oder im Dorfteiche zu Tode getrunken, und ich bin nach der Entdeckung immer als einer der erſten zur Stelle geweſen, um meine große Schau- und Schauderluſt zu befriedigen. Grauſige Bilder bewahre ich in meiner Erinnerung; aber das Grauſigſte war doch, wie ich Schacker und Pümpeleiſe hängen ſah.

Die dreiſteſten Dorfrangen ſonderten ſich von dem angeſammelten Kinderhaufen ab, redeten ſich Mut zu und ſchoben ſich ſachte in den dunklen Gang hinein. Es mochten unſerer ſechs ſein, die ſich ſo allmählich bis zu dem Hängenden vorwagten, und wir verteufelten Knaben hatten natürlich auch verteufelt ſcharfe Augen. Ich ſeh noch die dunklen Umriſſe des hängenden Körpers vor mir. Die Beine waren gebogen und die Füße berührten den Boden. Wie die Leute hernach verſicherten, könne einer in dieſer Stellung nur ſterben, wenn der Teufel höchſtſelbſt ihm den Hals zuzöge.

Dicht zuſammengedrückt ſtanden wir da, und der Schauder überlief uns in Strömen, zumal da wir nach und nach auch das furchtbare Geſicht erkannten. O, ich könnte es wohl noch beſchreiben . . .

Damals habe ich auch zum erſtenmal erfahren, wie ſchnell der Menſch ſich an den Anblick des Schrecklichen und Grauſigen zu gewöhnen vermag. Allmählich löſten ſich einige von uns los und gingen näher an den Entſeelten heran. Einer ging gar um ihn herum und beſah ihn von allen Seiten, und dieſer eine — ich weiß nicht mehr, welcher Halunke es war — ſtieß den Körper plötzlich ſo an, daß er ſich wie lebendig gegen uns bewegte und wir entſetzt zurückfuhren.

Mehr als der Tote hätte uns jetzt der Lebendige geſchreckt. Aber da keiner weniger Courage haben wollte als der andere, ſo ſammelte man ſich bald wieder, und da die andern auch können wollten, was der eine gekount hatte, ſo wurde der Tote bald von dieſem, bald von jenem angeſtoßen und in Bewegung gebracht.

Da habe auch ich einmal, um nicht als „Bangebüchſe“ verſpottet zu werden, den Zeigefinger nach dem dunklen Körper ausgeſtreckt.

Es war eine hölliſche Courage. Aber die meinige hat doch an den Kittelſaum, wie ich heute ruhig geſtehen kann, nicht ganz herangereicht.

Ein gewaltiges Wagengeraſſel, aus dem die ſtarke Stimme des alten Bekemeyers heraustönte, ſtörte das ſchaurige Spiel. Man hatte dem Bauern

die Nachricht aufs Feld gebracht, und er kam in großem Grimme herbeigejagt.

Wir ſchlüpften hinaus und ſahen, wie der große, breitſchultrige Mann die Hemmkette vom Wagen löſte und damit in den Gang hineinlief.

Etliche Minuten verſtrichen — — und nun ſahen wir, wie der Bauer den Leichnam an der Hemmkette hinter ſich herſchleifte und auf die Miſte zog.

Hahn und Hühner ſtoben entſetzt davon.

Inzwiſchen war der Arzt, der nur wenige Häuſer weit wohnte, benachrichtigt. Er kam, unterſuchte den Toten und zog ihm ein ſchon recht blaß gewordenes — Priemchen aus dem Munde. Da ich in der erſten Reihe der grauſenvoller Gaffer ſtand, konnte ich es genau beobachten.

Treppenilſe, der Gemeindetransporteur der Selbſtmörder, eilte mit dem Schiebkarren herbei und transportierte die Leiche zunächſt in das Spritzenhaus. Von da brachte er ſie am andern Morgen vor Sonnenaufgang nach Göttingen zur Anatomie, wo Schacker und Pümpeleiſe der Wiſſenſchaft, der er doch nichts zu verdanken hatte, noch allerlei wichtige Dienſte leiſtete.

Ob ſie ihm ein ordentliches Begräbnis bereitet hat und wo, hat man niemals erfahren; es hat auch niemand danach gefragt.

Auf dem Bekemeyerſchen Hofe hatte der ſchreckliche Vorfall noch eine fatale Nachwirkung: Es wollte keine Magd mehr allein in den Stall; lieber ſich aus dem Dienſt jagen laſſen. Und bei der Frau war es auch nicht anders; ſie ſchauderte ſchon, wenn ſie nur den dunklen Gang ſah! Das Grauen ſteckte an, erzeugte die ſchrecklichſten Vorſtellungen, machte Schacker und Pümpeleiſe wieder lebendig, ließ ihn alle Nacht auf dem Hofe umgehen und zwiſchen dem Vieh rumoren. Da fühlte ſelbſt der Bauer das Grauſen über ſeinen Rücken kriechen. Einige Tage ging er mit ſchweren Gedanken um das Stallgebäude herum; dann beſtellte er Maurer und Zimmerleute und ließ das ganze Gebäude niederreißen. Ein neues Gebäude erſtand, mit großen, hellen Räumen, in denen Sonne, Mond und Sterne Platz hatten und Schacker und Pümpeleiſe nicht mehr zu ſpuken vermochte.

Als das Gebäude ein Jahr geſtanden hatte, und als ſich nun immer klarer herausſtellte, wie viel beſſer das Vieh darin gedieh als in dem alten, da fing der Bauer an, ſich zu freuen und ſich zu geſtehen, daß er ſchon zehn Jahre früher hätte bauen ſollen. Und fortan grollte er Schacker und Pümpeleiſe nicht mehr. —

Kehre zurück zu deiner Ruhe, Geiſt des Un-

glücklichen! Was wir als Kinder und Unverſtändige an dir geſündigt haben, das wollen wir als verſtändige Männer wieder gutzumachen ſuchen an den Armen und Elenden des Dorfes, die gleich dir ohne einen Schimmer von Freude und Glück durchs Leben gehen, das der Freude und des Glückes doch ſo voll iſt!

Die Tränen der jungen Bauerswitwe.

Als die Bergloher den Twestgenhofbesitzer nach dem Kirchhofe am Braseberge sangen, hatte seine Frau Anna, geb. Schaper, just ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag gehabt. Sie war noch gar blühend von Angesicht und so maibaumwüchsig, so leicht und anmutig in Gang und Bewegung, daß jedermann mit ihrer jungen Witwenschaft ein aufrichtiges Mitleid haben mußte.

Wenn aber die Vettern und Basen sie trösteten, war doch die praktische Einsicht größer als das eigentliche Beileid, die Einsicht nämlich, daß

der Tod zwar früh, doch zur rechten Zeit gekommen wäre.

Traf die junge Witwe dieser Trost auch hart, so nickte sie doch unter den rieselnden Tränen dazu und verhütete es sorglich, daß ihre Tränen auf das Bettlaken des Verblichenen fielen.*) Ja, Gott hatte es gewiß so am besten eingerichtet, und es verlangte ihr trotz aller wirklichen Liebe zu dem verlorenen Manne nicht danach, daß er zurückkehre.

Sie weinte um den Toten, wie sie weinen mußte um den Lebenden. Und hatte sie sich ausgeweint, so war ihr leicht und wohl, so klang ihre Stimme fest und froh, so fühlte sie für geraume Zeit ihr Herz gewappnet gegen alle rührenden oder gar stürmenden Gefühle.

Ach ja, es war fast ein Kreuz und fast ein Elend gewesen, mit dem Manne zu leben. Er konnte sozusagen schon früh am Tage nicht über ein Strohspier gehen, ohne zu straucheln; er konnte trotz seiner großen Körperstärke — war er doch nach allgemeinem Zeugnis der stärkste Mann im Dorfe! — keinem Buben widerstehen, wenn er ihm auf der Spielkarte begegnete. Lieber ließ er die Tagelöhner faulenzen, lieber Heu

*) Da sonst nach dem Volksglauben der Verstorbene wiederkehrt.

und Klee verregnen, als daß er ſich beim Kartenſpielen ſtören ließ. Und ſtand die beſte Kuh auf dem Kalben, — er konnte nicht vom Wirtshaustiſche los kommen, ob auch ſeine Frau zehnmal hintereinander nach ihm ſchickte.

Da konnte ſie nimmer ſo viel ſchöpfen, als er ausſchüttete, und wäre ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen, ſo würde gewiß in Erfüllung gegangen ſein, was die Leute ihr, als ſie noch Braut war, aus allen Fenſtern prophezeiten: Er würde den ſchönen Hof in gar nicht langer Zeit völlig verſpielt und vertrunken haben. Was hätte dann aus ihnen werden ſollen? Sie ſah auf ihre beiden rotwangigen Kinder, den Jungen und das Mädchen, und dankte Gott, daß er ſie vor dem Schlimmſten bewahrt hatte. Und ſo ging die Übermacht des Herzens mit der Zeit immer mehr an die Vernunft über, die überdies in dem bäuerlichen Geſchlechte jener Gegend mehr Rechte hat als das reine Gefühl.

Viel Zeit zum Bekümmertſein und Grabbeſuchen blieb der Witwe ohnehin nicht; denn groß war der Hof, und groß waren die Schulden, die darauf ruhten und zu denen noch von allen Seiten wie die Sperlinge nach der reifen Weizenbreite die ſogenannten „kleinen Klimperſchulden“ geflogen kamen.

Ihre ganze Wachſamkeit und Energie war nötig, um den Hof zu retten und den ſchönen alten Beſitz ſo lange zuſammen zu halten, bis der Junge einmal ſo weit ſein würde, daß er die Zügel des Regiments aus ihrer Hand nehmen könne. Jetzt ritt er noch auf Stöcken und Stielen, aber die Mutter ſah ihn ſchon, wie er den Braunen beſtieg und mit lautem Peitſchengeknall von der Scheunendiele herunter fuhr.

Wie der Gedanke ſie belebte, ſie anfeuerte! Wie ihre Kräfte ſich ſpannten, ihre Augen ſich ſchärften! Wie auch die ſchönen Züge ihres Geſichts immer mehr den ſchärferen Linien der raſtloſen Sorge und Energie wichen.

Die Knechte, die es ſich recht gut machen wollten, merkten bald, daß ſie — alles merkte. Ebenſo die Tagelöhner! Der Herr war tot, aber die Herrin lebte! Ihre natürliche Tüchtigkeit war mit ihrer großen Aufgabe über Nacht ſo gewaltig gewachſen, daß jedermann mit Reſpekt auf ſie ſah.

Dennoch ſtellten ſich die Knechte und Arbeitsleute gern in ihr Regiment, und wenn die Wieſen riefen oder die Kornfelder, ſtanden ihr gewöhnlich mehr Leute zu Gebote als ſie brauchte, während es ſonſt bei den Bauern eher umgekehrt iſt.

Nun vertraten aber alle Vettern und Baſen die Anſicht, daß es nicht gut ſei, weder für den Hof, noch für ſie, noch für die Kinder, nähme eine ſo junge Frau nicht doch wieder einen Mann. Und ſie wurden nicht müde, immer neue „Vorſchläge“ zu machen, den einen noch gewichtiger und annehmbarer als den andern. Lange, lange umſonſt.

Der Platz in ihrem Herzen war noch nicht leer, obwohl ſchon mehr als drei Jahre verfloſſen waren. Man merkte es namentlich daran, daß ſie immer noch mit rotgeweinten Augen aus der Kirche kam.

Sie wollte es dem Verſtorbenen und wollte es den Kindern nicht antun. Und drang die Sippe wieder auf ſie ein, ſo nahm ſie den Schürzenzipfel hoch, um ſich die ſchnell hervorſchießenden Tränen zu trocknen. Denn eine ſo große Feſtigkeit und Entſchloſſenheit in ihrem Weſen lag, ſo leicht und ſchnell floſſen doch ihre Tränen, trat etwas an ſie heran, das tief ihr Verborgenes berührte und ihrer innerſten Gefühlswelt mächtig werden wollte. Sie floſſen aber auch, wie man mit der Zeit wohl merken konnte, wenn ſie um eine klare Antwort verlegen war, eine heikle Antwort auf eine heikle Frage umgehen oder hinausſchieben wollte.

Ja, ihre Tränen waren wie ein Burggraben um sie her, über den keine Brücke führte und keine Flügel trugen, mochten es nun reine Gefühltränen oder mochten es lediglich strategische Tränen sein.

Der große Hartmann aus dem Hinterdorfe ging seit einiger Zeit regelmäßig am Sonntag und nicht selten auch am Alltag um die Dämmerung am Twestgenhofe vorüber, und fuhr er am Tage die Twestge*) entlang, nach der sie den Hof im Dorfe benennen, hielt er manchmal gerade hinterm Hause an und nahm den Jungen zu sich auf's Pferd, oder er gab einen guten Rat für die Wirtschaft.

„Hartmanns Karl" war schon nahe an die vierzig herangekommen, verfügte über ein Barvermögen von 15 000 Talern, lebte aber immer noch in einer Art Knechtsstellung bei seinem ältesten Bruder. Vor zehn Jahren hatte er ein unvermögendes Mädchen schnöde sitzen lassen und seitdem kein rechtes Glück gehabt mit seinen Hoffnungen. Er schaute nach einem großen Hofe aus, in den er hinein heiraten konnte, ohne sein schönes Geld riskieren zu müssen.

Da war der Twestgenhof denn etwas ganz

*) Heckenhohlweg.

Paſſendes für ihn. Im Dorfe, wo man jeden Gang kontrolliert, galt es auch ſchon als abgemacht, daß er über kurz oder lang auf den Tweſtgenhof ziehen würde.

Aber der große Hartmann machte eine für ſeine Jahre höchſt fatale Erfahrung. Als er die Frau nach geraumen Vorbereitungen endlich an der rechten Stelle gepackt zu haben glaubte, ſaß ſie da wie in der Kirche und weinte bei ſeinen Worten ſo andächtig, als hätte er wie ein Paſtor am Bußtage geſprochen. So ging das entſcheidende Wort in ihren Tränen gänzlich unter. Als er's darauf mit einer ganz derben Deutlichkeit verſuchte, kam auf einmal ein Gefühl über ihn, als wäre er mitten in den Dorfteich gefallen, gerade da, wo er am tiefſten iſt, — obgleich die Frau zu weinen aufgehört und ihn mit ganz verſiegten und ganz trockenen Augen angeſehen hatte.

He nun, ſo ein Frauengeſicht, das man nicht naß und nicht trocken haben konnte! Seitdem ging er um den Tweſtgenhof in weitem Bogen herum.

Seinen Vertrauten ſoll er noch erklärt haben: Dieſe Frau müſſe erſt — drainiert*) werden, denn

*) Den Ackerboden durch unterirdiſche Tonröhren entwäſſern.

der Boden ihres Herzens wäre so naß und kalt, daß da keine Saat gedeihen könne; er wolle jedoch die Kosten nicht mehr riskieren.

Die Vettern und Basen waren sehr ärgerlich und machten ihr schwere Vorwürfe, daß sie eine solche Partie hatte in die Brüche gehen lassen; sie ließen aber nicht locker und sannen mit großer Erpichtheit auf einen andern.

Diesmal sollte es einer sein, der zur Sippe gehörte. Hatten auch schon bald einen, der nach ihrer übereinstimmenden Meinung unbedingt der Rechte sein mußte. Brachte er auch keine 15 000 Taler mit, so hatte er sich dagegen auch die „Hacken" noch nicht abgetreten.*)

In Lutterdiek, dem eine Stunde überm Berge liegenden Nachbarsdörfchen, besaß ein Zweig der Melchingschen Familie einen schönen Bauernhof, der eben dem Ältesten übergeben war. Wilhelm Melching, der zweite Sohn, mußte sich darum sagen, daß seines Bleibens auf dem väterlichen Hofe nicht mehr lange sei.

Mit seinen zweitausend Talern konnte er keine gar zu großen Sprünge machen; aber auf ein Kleinkötnerwesen zu heiraten, widerstrebte seinem Großkötnergefühle, trotzdem ein kleines

*) d. h. er hatte seine Junggesellenehre bewahrt.

Lutterdieker Anweſen, das gerade eines Freiers harrte, ſich im ſchönſten Aufſchwunge befand und das wonnigſte Mädchen von Lutterdiek als Preis verhieß. Sein Bauerngefühl war ſtrack und ſteif, er konnte einmal nicht als Kleinkötner mit ſeinem Bruder in einem Dorfe wohnen, ganz abgeſehen von allem andern.

In dieſer fatalen Lage traten die Bergloher Baſen an ihn heran.

Die Anna vom Tweſtgenhofe in Bergloh!

Ei ja, das wär'n Acker Flachs, bei dem man gern ſtehen bliebe! Zwar hätte ſie die beiden Kinder, doch bis der Junge einmal ſo weit wäre, daß er den Hof annehmen könne, hätte es noch gute Wege. Und man könne ſich ja für alle Fälle vorſehen.

Aber wie nun an die koſtbare Frau heran-kommen? Wußte er doch gut genug, ein wie ſchweres Stück das bei ihrem eigentümlichen Charakter war.

Nun, die Baſen wußten Rat. Den gewöhn-lichen Weg dürfe man eben nicht gehen; er müſſe durch den Zaun kommen, ohne 'n Loch hinein zu brechen.

Gerade in den letzten Tagen hatte ihr Groß-knecht, der ihr ſechs Jahre in großer Treue und Tüchtigkeit gedient, den Dienſt aufgeſagt,

Digitized by Google

weil er heiraten wollte. Wie nun, wenn Wilhelm ſich ganz unverfänglich für die Großknechtſtelle anböte?

Wahrhaftig, das war ein Einſchlag! Und Wilhelm überlegte nicht lange, obwohl ihm der Gedanke, ſich als Knecht anbieten zu laſſen, erſt ein Weilchen ſtark gegen die Natur ging. War er aber nur erſt jenſeits des Zaunes, ſollte ſich das andere ſchon finden.

Alſo gingen die klugen Baſen, die dieſen Plan ausgeheckt hatten, auf den Tweftgenhof und legten der jungen Witwe mit den unverfänglichſten Geſichtern von der Welt den Biſſen auf den Tiſch.

Ein Morgen Weizen wäre beſſer als ein Morgen Hafer, und ein Knecht aus verwandtem Blute verhielte ſich zu einem fremden wie der Weizen zum Hafer.

Die junge Frau ſah darauf eine Weile mit ernſtem Geſicht vor ſich hin, weinte, trocknete ſich das Geſicht und ſagte: wenn ſie meinten, daß Wilhelm ſich für einen Knecht nicht zu gut hielte, ſo wär's ihr ſchon recht, möchte einer mit ihm darüber reden.

So war der Faden glatt ins Öſe gegangen, hüben wie drüben.

Der Lutterdieker kam ſchon die andere Woche herüber und griff in die Speichen, daß es einen hörbaren Ruck durchs ganze Dorf gab.

Frau Melching ſah ihn mit heimlicher Befriedigung hantieren und ſah mit Freuden, wie es vor ihm wich und wickte; ja, manchmal ſtrahlte es geradezu aus ihren Augen, wenn ſie ihn ſo wieder mit einem hohen Fuder die Tweftge herunter kommen ſah. War's die Freude an der Kraft und Friſche, an der Sicherheit und Unverdroſſenheit des Burſchen? War's die ſtille Überlegung, wie viel mehr er ihr wert ſei als ſonſt ein Knecht, wie viel eher ſie nun vorwärts komme und etwas erübrige? War's das eine oder war's beides, oder war's noch etwas anderes?

Das zu entſcheiden, fiel bei der eigentümlichen Gleichmäßigkeit ihrer Natur ſo ſchwer, daß niemand recht wußte, was er denken

ſollte, ſo viele ſich auch ihre Gedanken darüber machten.

Auch Wilhelm wußte nie recht, wie er daran war, ſelbſt dann noch nicht, als er ſchon über ein Jahr bei ihr gedient hatte. Fühlte er ihre Augen auf ſich gerichtet, ſo durchſtrömte ihn eine Kraft, daß er ſich faſt nicht zu laſſen wußte und eine Wieſe, für die mindeſtens drei Mann nötig waren, ganz allein in Schwaden legte.

Wäre er nur auch ſo couragiert geweſen, als es galt, das ſtraffe Herz der Frau ins Schwad zu legen. Dazu fehlte ihm aber der rechte Schneid, ſo oft er auch die Senſe anzuſetzen verſuchte. So ließ er denn das Moos auf dem Dache wachſen und beruhigte ſich immer wieder damit, daß er bei nächſter Gelegenheit um die „Brenne“ ſchlagen wolle.

Aber ſo raſch die Gelegenheiten da zu ſein ſchienen, ſo ſchnell gingen ſie auch wieder vorüber; denn dieſe Frauenſeele lag nur zwiſchen zwei Augenblicken offen, und er war bei aller körperlichen Rührigkeit doch innerlich eine ſo ſchwerfällige Natur, daß er dieſen Augenblick immer erſt merkte, wenn er vorüber war.

Und er diente wieder ein Jahr, es lief aber ſo ſchnell, daß er gleich noch ein ganzes daran hängte, ehe er deutlich redete.

Und die junge Frau freute ſich, daß ſie einen ſo gewaltigen „Puler“*) auf dem Hof hatte, der ſich nichts verdrießen ließ, alles tat, was er ihr nur an den Augen abſehen konnte. Sie freute ſich um ſo mehr, je leichter es ihr wurde, dem eigentlichen Zwecke ſeines Dienens, den ſie ja längſt erkannt hatte, aus dem Wege zu gehen.

Im ſiebten Jahre aber, als ſie wieder einmal am Sonntag Morgen miteinander abrechneten, ſagte er: „Anna, eck maut deck nöu emol wat frogen: Wutte (willſt du) eigentlich weer freggen (freien) oder nech? Döu weißt . . . no, eck möcht't doch gärn weten.“

Frau Melching, die eben nach den Gänſen ausſehen wollte, trat vom Fenſter zurück, hob die Schürze an die Augen und ſagte, während ihre Tränen rieſelten: „Och Karl . . .“ Und ſie wies auf die Kinder, die gerade durch die Stube gingen. „Eck meine, 't wöre eben eeſt eweſt (geweſen), dat öhre Vader von üſſek (uns) egahn is . . .“ Und es floſſen ihre Tränen, und alles, was ſie noch hätte ſagen können und was er noch hätte ſagen wollen, ertrank darin.

„Drainieren! Süſt verfrüßt (ſonſt verfriert) deck dat Wark gerade ſau as meck!“ rief ihm

*) Quäler, ſtarker Arbeiter.

der große Hartmann einmal zu, der ſich längſt mit einer andern Witwe getröſtet hatte. Aber Wilhelm verſtand ihn nicht, ſah nach der Sonne und nach dem Monde, diente wieder ein Jahr und wieder eins und noch eins. Und in jedem Jahre machte er einen neuen Anſatz zu der Frage, die ihn erfüllte, ſo lange er ſich nun ſchon auf dem Hofe quälte. Doch wie jenes Mal, ſo kamen auch dann immer wieder die vertrackten Tränen dazwiſchen, Tränen, die merkwürdigerweiſe immer ſo ausſahen, als ob ſie in der Kirche geweint würden. Daß es jetzt nur noch rein ſtrategiſche Tränen waren, die ſowohl ein trennendes „Nein“, wie ein bindendes „Ja“ vereiteln wollten, merkte er nicht. Er merkte nur, daß die Tränen alles wegſchwemmten, ſo feſt er ſeinen Vorſatz auch gefaßt und ſeine Worte aufs neue geformt hatte.

Es war zum verzweifeln, um ſo mehr, als er zu merken glaubte, daß ſie ihn wohl nehmen wollte und daß die Sache längſt in Ordnung wäre, kämen nicht immer dieſe alles auflöſenden Tränen dazwiſchen, gegen die er ſich vollkommen machtlos fühlte. Ein herzhafter Schwimmverſuch hätte ihn vielleicht doch auf die Inſel gebracht, auf der das koſtbare „Ja“ ſchlummerte; aber Wilhelm war einmal zu unbeholfen und ging jedesmal in der Flut unter. Schließlich geriet

er in ein ganz verkehrtes Fahrwasser, das seine Aussichten gänzlich zerstörte.

Der Groll machte ihn heiß, die sich überwachsende Unentschiedenheit der Lage rief den Geist der Unruhe ins Quartier, und Wilhelm fing an, über die Straße zu gehen, wenn er Durst hatte; aber auch, wenn er keinen hatte, denn in diesem Falle wurde für den Durst getrunken, der noch kommen konnte oder gar noch kommen sollte.

Kurzum, „Melchings Bräutigam," wie unser Held längst im Dorfe genannt wurde, fing an, in die Fußstapfen des einstigen Herrn vom Twestgenhofe zu treten. Zudem begann er auch in ganz auffallender Weise grob gegen den Jungen zu werden, obwohl der ihm gar keine Steine in den Weg legte.

Der Junge war inzwischen sechzehn Jahre alt geworden, entwickelte aber schon Kräfte wie ein zwanzigjähriger und griff schon genau so fest in die Speichen wie sein Onkel aus Lutterdiek. Das war's offenbar, was diesen verdroß und stachelte. Der Junge stand ihm im Wege, verringerte seine Hoffnung in dem Maße, wie er an Alter und Kraft zunahm.

Da war denn keine Zeit mehr zu verlieren, da galt es, mit aller Gewalt aus sich heraus

zu kommen und zu handeln. Und er trank ſich eine gute Portion Courage an und ging nach dem Abendbrote, als er allein mit der Frau in der Stube war, gerade auf ſein Ziel los: „Eck hewe deck nöu tein Jahre deint (gedient), Anna, un döu maußt ja ak woll weten, worümme. Jakob hät't ak nech ümme Geld un Gelleswark edan (getan), hei woll 'ne Fröue (Frau) hebben un hät ſe ak ekregen (gekriegt). Süh, Meken, of eck ſe nöu ak woll kriege? Eck hewe doch noch drei Jahre länger edeint as Jakob ümme ſiene Rahel!"

Als er ſo ſprach und dabei kräftig in die Stube ſpuckte, ging ein feines und faſt verſchlagenes Lächeln durch ihr Geſicht, nicht ſo deutlich, daß er's merkte.

„Och Wilhelm," erwiderte ſie, aber nun mit völlig trockenen Augen, „dat will we nöu (nun) mant ſau laten as 't is. Dei Junge is nöu alle ſeßteine un kann der Sake (Sache) alle ſau gaut voreſtohn (vorſtehn) nä, Wilhelm dat will we doch nöu mant anſtahn laten. Da lacheden (lachten) ja ak mant de Leue (Leute) ower."

„Un dat ſeggſte meck jetz eeſt (erſt)?" grollte er auf.

„Döu häſt meck ja nech freuer (früher) efraget," erwiderte ſie mit einem gleichmütig harmloſen Geſicht.

„Döu häſt ja ümmer gliek (gleich) an te hülen (weinen) efongen, wenn 'k davon anfängen woll," polterte er heraus, während er mit dröhnenden Schritten die Stube durchmaß.

„Wenn ennen (einem) 't Harte ſwar (ſchwer) is, denn maut me ſeck (ſich) 't lichte (leicht) hülen, un eck gläwe (glaube), Wilhelm, eck mößte woll noch vele mähr hülen, wenn 'k jöntmal (jenesmal) nech ehült härre." Hart und entſchieden ſetzte ſie hinzu: „Ennen Mann hew eck ehat (gehabt), dei nech von'n Krauge nah Hus efinnen konne; 'n twedden (zweiten) möcht 'k da nech ſitten ſeihn (ſitzen ſehn)."

„Denn kann 'k ja nöu wer nah Hus egahn!" brüllte er, indem er den Ellbogen an die Wand legte und das Geſicht darauf preßte.

„Dat brukeſte (brauchſt du) nech, Wilhelm," beſchwichtigte ſie ihn, „döu häſt he (hier) Arbeit un ak Brat enaug, un wat döu ſeggſt, dat gelt."

„Awer eck kann deck nech mähr hülen ſeihn!" ſagte er grimmig und ging hinaus und ſuchte nach ſeinen Sachen.

Wohl gelang es ihr, ihn noch eine kurze Weile zu halten; dann aber ging er hin und heiratete eine Witwe in der „Bühr" (Börde)

und vertrank deren Hof in zehn Jahren bis auf den letzten Strohhalm.

Frau Melching blieb wie ſie war, ſtattlich und ſchön, von vielen noch begehrt, doch niemand begehrend.

Der Himmelhund.

Auf dem Ilſeſchen Hofe an der Beke gab's ſchon in aller Morgenfrühe ein großes Hallo. Die Ilſeſche war ins Backhaus gegangen, um nach den Zwetſchen und Apfelſchnitten zu ſehen, die nach dem jüngſten Brotbacken auf den „Bricken“ in den Ofen geſchoben waren. Haſtend und keuchend, denn es war „hille“ Zeit. Als ſie nun in der Haſt des Morgens die Ofentür aufmachte und mit der angekohlten Ofenkrücke die hinterſte Bricke zu faſſen ſuchte, prallte ſie plötzlich zurück und ſtand einen Augenblick da in bebendem Schrecken.

Lang ausgeſtreckt lag zwiſchen den Bricken etwas wie ein Menſch, an dem ſich erſt gar nichts rührte, das auch in der Ofendämmerung nicht gleich vollkommen zu erkennen war.

Aber die Ilſeſche hatte für den Schrecken

nicht lange Zeit; mit der ganzen Resolutheit, die ihr eigen war, bückte sie sich wieder nach dem Ofenloche, spähte scharf in das dämmernde Geheimnis hinein und ließ die Krücke abermals hineinspazieren, aber, wie man an den wiederholt energisch ausholenden Ellbogen merken konnte, nach einem andern Ziel als den Bricken. Wie prompt es erreicht wurde, zeigte sich sogleich, denn im Ofen begann es zu zappeln, zu rutschen und zu winseln, und auf einmal tauchte ein Knabenkopf mit verwildertem Haar und angeschwärztem Gesichte vorn im Ofenloche auf.

Die Ilsesche ließ die Krücke los und zog mit beiden Händen an dem Kopfe, bis der ganze Kerl von elf Jahren heraus war.

J, so ein „Himmelhund!"

Hatte der wahrhaftig die ganze Nacht in dem Ofen kampiert und ein großes Loch in die Bricken gegessen. Schwipp-schwapp, saßen zwei Backenstreiche, daß es unter den dunklen Strichen der Backe ganz rot flammte.

Mit ruhiger Armsündermiene stand er da und ließ Schelte und Schläge als etwas Selbstverständliches und Unvermeidliches über sich ergehn. Als sie aber in ihrem Ärger wieder in den Ofen guckte, huschte er flink zur Backhaustür hinaus.

Frau Ilſe zog eine der Bricken heraus, keuchte, beſah die leere Stelle, an der ſich der Schlingel gütlich getan hatte, und ſchüttelte den Kopf, aber mit viel milderer Miene als vorhin. „Dei Himmelhund hät gewiß weer kein Omenbrat ekregen," ſagte ſie ſich, ſchüttelte wieder den Kopf und machte „'ʒ 'ʒ 'ʒ."

Etwas wie Sonnenwärme ſtieg in ihrem Buſen auf und drängte den Ärger und Zorn übers Tuch. Sie ſchien einen Augenblick zu überlegen, ſtob plötzlich zur Backhaustür hinaus und ſpähte über den Hof. Da ſah ſie den Jungen gerade aus dem Tore ſchlüpfen.

„Ludewig!" rief ſie. Und in einem Tone, daß er wie gepackt ſtehen blieb, ſich umſah und auf ihren Wink ohne langes Beſinnen umkehrte.

„Junge, Junge, wat biſt döu doch vor'n Minſchenskind!" ſagte ſie nun ganz freundlich und zuckelte mit der Zunge und ſchüttelte den Kopf und nahm ihn mit in die Küche. Sie ſchnitt ein daumendickes Stück über das ganze breite Brot, beſtrich es tüchtig mit Butter, gab es ihm und ſeufzte: „Junge, Junge, wo wutt döu doch emol in 'n Himmel komen? Dat ſegg meck blat! Dat geiht deck denn mol ſau as 'n Hunne: döu maust buten (draußen) blieben, wenn de leiwe Gott dei orndlichen Leue rin

lätt. — 'n Leuen in 'n Backomen te krupen, is dat in der Ornunge?" Sie zuckelte wieder mit der Zunge, hieß ihn tüchtig zubeißen und geriet in neue Aufwallung, als sie jetzt an die Mutter des Kindes dachte. „Diene Mutter mößte eben sau vele Slege hebben as döu un noch mähr, dat se seck nech better ümme deck bekümmert. Dat is wahr, is 't."

Ludewig lächelte ein wenig, biß in das Brot, daß es ordentlich staubte, und trank die Milch, die sie ihm dazu gab, ohne abzusetzen, schlürfend und schmatzend wie ein junges Ferkelchen.

Darauf wischte er sich mit der umgekehrten Hand kräftig über die Augen, dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, faßte er in beide Taschen seines schmutzigen blauen, löcherigen Leinenkittels, wie sie damals noch in Hilgental von jung und alt getragen wurden — und holte zwei Hände voll Zwetschen und Apfelschnitte heraus.

„Dei will 't nöu nech behalen, dei söl Je nöu weer hebben, Lottcheweesche," sagte er mit aufleuchtenden Augen.

Nun gewahrte sie erst, daß er sich beide Taschen voll gepfropft hatte. Ihr Gesicht verfinsterte sich wieder. „Nöu kucke blat einer an! Seck ak noch alle Taschen vull te steken. Nä ak, sau 'n Himmelhund, sau'n. No ja, je swarer

de Taſchen, deſte lichter geiht 't an 'n Galgen rup, Junge." Und ſie hielt ihm noch eine ordentliche Predigt.

Die Zwetſchen und Apfelſtücke wollte ſie aber nicht wieder, und ſo ging er denn mit vollen Backen und vollen Taſchen davon, auf der Straße ſein luſtigſtes Liedlein pfeifend, als hätte er wunder was für eine Freude gehabt.

Da läutete die Morgenglocke und weckte einen guten Vorſatz in ihm. Acht Tage ſchon hatte er die Schule, die mit dem Morgenläuten begann, gemieden. Die Bankoberſten, die Herr Habegötz, der Lehrer, nach ihm ausſchickte, waren ſeiner wieder einmal nicht habhaft geworden. Denn er kannte die vortrefflichſten Verſtecke und wollte er einmal nicht, daß man ihn finden ſollte, ſo fanden ihn auch hundert Augen nicht. Jetzt alſo wollte er ſich gutwillig ſtellen.

Eine zweite Stimme in ihm ſuchte der erſteren freilich noch zu wehren: „Ludewig, goh'r nech hen," warnte ſie, „denn 't giſt 'ne grate, grate Dracht Slege!"

Aber da ſein beſſeres Selbſt heute morgen die Oberhand gewonnen hatte, ſo bezwang er die andere Stimme, die, wie er wohl fühlte, nicht von ſeinem guten Geiſte kam und ging ſtracks zur Schule.

Von dem Halloh der vollbeſetzten Bänke begrüßt, ſetzte er ſich mit gelaſſenem Lächeln an ſeinen Platz, nämlich auf das unterſte Ende der allerletzten Bank, die kein Pult mehr hatte und den Namen „Schlingelbank“ führte. Während andere Knaben nur zeitweiſe einmal auf die Schlingelbank gerieten, ſaß „Fraatz' Ludewig“ immer da, ſo viel Jahre er auch ſchon zur Schule ging oder die Schule ſchwänzte. Das Fatalſte war für ihn auch das Selbſtverſtändlichſte und regte ihn darum nicht weiter auf.

Alſo ſaß unſer „Himmelhund“ nun wieder mal auf ſeinem Platze und — wartete der Schläge, die da kommen ſollten.

Und ſie kamen. O je! Dreifach kamen ſie und wuchtig wie kaum zuvor. Die erſte Tracht erhielt er für die geſchwänzten acht Tage, die andere für ſein ungewaſchenes Geſicht und ſeinen ungekämmten Kopf und die dritte für die vergeſſenen Lektionen.

Bei den „Lektionen“ braucht man ſich aber keine zu große Vorſtellung zu machen, denn er „war“ immer noch in der Fibel, mußte immer noch mit den Allerkleinſten zum Buchſtabieren antreten. „P—a=pa; p—e=pe; p—i=pi.“

Das war „Fraatz' Ludewig,“ auch „Heſſe“ genannt.

Seine Mutter, Scheidemanns Stinechen, hatte ihn aus dem „Heſſiſchen“ mitgebracht, denn ſie war mehrere Jahre irgendwo im „Obergerichte“ Magd geweſen und dort einmal zu dicht an dem Kinderbrunnen vorbeigekommen. Die Leute ſpotteten: die Krähe hätte ihn verloren; oder auch: der Eſel hätte ihn vom Dache gepruſtet. — Nach Hilgenthal zurückgekehrt, verheiratete ſie ſich bald mit dem Tagelöhner Fraatz und bekam nun noch mehr Kinder, die Ludewig, während die Eltern ihrem Tagelohn nachgingen, warten mußte. Darum gab er auf die Frage des Lehrers, warum er wieder ſo lange Zeit nicht zur Schule gekommen ſei, gewöhnlich den Beſcheid: „Weil eck uſe Kleine wahren moßte.“

Als Wunder, wie gewiſſenhaft er dabei zu Werke gegangen wäre! Als ob er nicht dieſe Zeit vornehmlich dazu gebraucht hätte, ſich in den Hecken und Höfen herum zu treiben, Neſter auszunehmen oder Pflaumen zu pflücken, wo es am gefährlichſten war.

Nun, was er ſo in der Schule zu wenig erhielt, das holte er auf dieſen Streifzügen um ſo reichlicher wieder ein; denn erwiſchte ihn einer auf ſo einem Pflaumenbaume, ſo war ihm kein Gott gnädig, ſo wurde ihm die Hoſe nicht nur mit dem Stocke, ſondern auch mit dem Riemen

ausgeklopft. Das wußte er, das ſchreckte ihn aber nicht, reizte eher noch ſeinen unbändigen Wagemut und Hang zum Vagabondieren. Doch vergaß er dabei ſeiner Pflicht gegen die ihm anvertrauten Kleinen nicht ganz und gar. Hatte er die Taſchen voll, ſo nahm er den geradeſten Weg durch die dickſten und höchſten Hecken, um ſchnell und ungeſehen zu den verlaſſenen Kleinen zu kommen und die Beute mit ihnen zu teilen, um aber auch eben ſo ſchnell wieder davon zu ſauſen.

Kamen die Eltern am Abend nach Hauſe, ſo ſteckten die Leute von allen Seiten die Köpfe über die Zäune, um den Taugenichts anzuklagen. Hier hatte er einer Gans ans Bein geworfen, daß ſie hinkte, dort ein Hühner-, dort ein Häuflingsneſt ausgenommen, ein Fenſter eingeworfen, einen Bullen losgebunden, daß der ganze Kuhſtall rebelliſch wurde — und was der ſauberen Sachen ſo mehr waren. Wo irgend etwas böſes und ungeheuerliches, irgend ein Streich und Schabernack geſchehen war, hieß es ſofort: „Dat hät weer dei Himmelhund, dei Heſſe edon, dat Eichel!“

Natürlich wurde ihm alles, was ihm nicht ſofort bar gegeben werden konnte, gut geſchrieben und bei paſſender Gelegenheit ausgezahlt.

Mochte Ludewig noch ſo inſtändig beteuern, daß er's in dieſem und jenem Falle ganz gewiß nicht geweſen ſei, — es half ihm nichts, das eine hatte er getan, fürs andere mußte er büßen. Er war der richtige Sündenbock der Gemeinde, auf deſſen Koſten manch einer geſündigt hat, der vielleicht erſt jetzt, wenn er dies lieſt, an ſeine Bruſt ſchlägt.

Ach Gott, wie ſelten ein Tag, der nicht mit einer Tracht Prügel endete, zu der ſich Stiefvater Fraatz ſchon unterwegs den Stock geſchnitten hatte und zwar einen, deſſen Äſte nicht gehobelt waren.

Was Wunder, daß Ludewig manchen Abend, wenn das Sündenregiſter beſonders ſtark war, lieber gar nicht nach Hauſe kam, ſondern wie ein Hund, der ſeinen Herrn verloren hat, in fremde Ställe und Schuppen kroch, in Backöfen ſchlief oder auch in Korn- und Heuhaufen übernachtete! Ganz witzig hatte einmal einer geſagt, der ihn des Nachts beim Mondenſchein im Heuhaufen liegen ſah: Er müſſe wohl den Himmel bewachen, daß die Widder, Stiere und Steinböcke nicht wegliefen. Seitdem war er dann in der Leute Mund erſt recht der „Himmelhund" geworden.

Natürlich ging's nicht immer ſo, daß er, wenn die Bauersleute ihn im Schuppen oder Backhauſe

überraſchten, Backenſtreiche mit Butterbröten erhielt; meiſtens gab's die erſte Sorte allein, doch gar nicht ſo ſelten durch ein menſchliches Rühren gemildert. Wo es aber ein Butterbrot dazu gab, wie bei Mutter Ilſen, da war er immer dankbar und dienſtwillig wie ein Pudel, da drängte er ſich ordentlich dazu, durch allerlei Dienſte, wie Holz klein machen, Waſſer tragen, Schweinefutter ſtumpeln u. ſ. w. ſich erkenntlich zu zeigen. Man konnte dann auch ſicher ſein, daß er dort fortan keine Bäume mehr plünderte und keine Gänſe mehr beleidigte.

Um ſo bedauerlicher, daß die Hilgenthaler hierauf nicht beſſer merkten und ſich nicht die Lehre zu Herzen nahmen, die darin lag. —

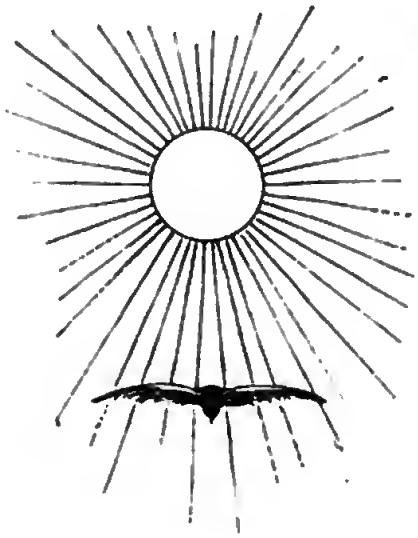
Seine im Grunde gutmütige Natur war überhaupt unſchwer zu erkennen; nur verſtand ſie leider niemand richtig zu nehmen. So entſinne ich mich noch, wie er manchmal mit vollen Taſchen in die Schule kam und um Freundſchaft zu werben ſuchte, indem er ſeinen „Hinterſaſſen" oder denen, die ſich ihm ein wenig freundlich nahten, Pflaumen, Äpfel, Birnen oder Nüſſe, oder was er gerade hatte, heimlicherweiſe anbot, ohne eine Gegenleiſtung dafür zu verlangen. Ich entſinne mich noch recht lebhaft und nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl, wie wenig Entgegen-

kommen er dabei fand. Es wollte niemand etwas von ihm nehmen, wir hielten uns viel zu gut für ihn, trotzdem wir's in manchen Sünden ganz gut mit ihm aufnehmen konnten; dagegen waren viele allezeit bereit, ihm etwas zu geben, nämlich etwas Gehöriges in die Seite oder auf den Buckel oder sonst wohin, oder ihn auch als „Himmelhund" mit billigem Witz zu verspotten.

Eines Tages — ich erzähle nach meiner Erinnerung — war ein fremder Mann im Dorfe, ein Mann fast wie ein Pastor, der auch lange im Pfarrhause verweilte. Zu unserm nicht geringen Erstaunen sahen wir, wie der Mann mit Fraatz Ludewig an der Hand durchs Dorf ging und so freundlich mit ihm sprach, als wäre er sein richtiger Vater oder sonst ein reicher Verwandter. Und wie Ludewig ordentlich stolz war und mit strahlendem Gesichte alle ansah, die ihm begegneten. Und dann ging der fremde Mann mit dem Jungen zum Oberdorfe hinaus den weißen Weg hin über den Galgenberg. Wir aber standen bei den letzten Häusern und sahen den beiden nach, bis sie auf den Berg kamen und nun immer kleiner wurden, so daß es zuletzt aussah, als ob nur noch zwei Köpfe auf der Erde hüpften.

Als wir noch da standen mit eigentümlich

beklemmenden Gefühlen und darüber rieten, was der fremde Mann wohl zu dem Jungen gesagt hätte, kamen zwei Raben vom Galgenberge her und schrien: „Te gaut vor 'n Galgen! Te gaut, te gaut!" — —



„Gott Lob un Dank, den Himmelhund sin we las!" freuten sich die Leute. „Wo härr't ak noch alle Stöckere herekriegen sollt!" sagte der Stiefvater. Die Mutter sagte nichts, aber auch sie schien froh zu sein, daß sie den Tunichtgut auf so billige Weise los geworden war.

Aber wo mochte er nur hingekommen sein, der Himmelhund?

Ich hörte Schladen nennen, ein Städtchen am Harz, das weithin bekannt geworden ist durch

ein vorzügliches Rettungshaus für verwahrloſte Knaben. Und wie man hernach in der Pfarre hörte, war der fremde Mann der Hausvater dieſes Knabenrettungshauſes geweſen.

Es dauerte nicht lange, da war der Himmelhund völlig vergeſſen. Er kam nie wieder zurück, und es war auch niemand, der nach ihm fragte. Doch ſoll ans Pfarrhaus alljährlich eine Nachricht gekommen ſein, aus der geſchloſſen werden konnte, daß Ludewig Fraatz in der Anſtalt eine gute Nummer hatte, daß er ſich unentwegt gut hielt und zu den beſten Hoffnungen berechtigte.

Außer dem Geiſtlichen hat ſich aber, wie ich glaube, niemand im Dorfe für dieſe Nachrichten ſonderlich intereſſiert, ſelbſt die Mutter nicht, denn ſie wollte am liebſten gar nicht an den Jungen erinnert ſein. Es iſt ſchlecht zu ſagen, aber weil's wahr iſt, muß es doch geſagt werden. Ein Mutterherz, von Dornen und Diſteln überwuchert!

* * *

Es mochte nahezu ein Jahrzehnt verfloſſen ſein, als ich eines ſchönen Tages durch die Straßen der alten Reſidenzſtadt Hannover wandelte. Stramm und friſch ausſehende Soldaten begegneten einem da ſehr oft und viel, daß man auf ſie nicht weiter achtete. Und doch fiel mir

eines Tages ein frischer, hübscher Füsilier so sehr in die Augen, daß ich ihn unwillkürlich scharf musterte, worauf auch er mich überrascht ansah. Wir gingen aneinander vorüber, aber so, daß jeder unwillkürlich sachte ausschritt. Seit Jahren hatte ich nicht mehr an den Himmelhund gedacht und jetzt auf einmal fühlte ich mich mit einer Plötzlichkeit, ja mit einer Heftigkeit an ihn erinnert, daß mir ordentlich das Herz stärker zu klopfen begann. Ich wende mich wieder um und sehe den Füsilier sich ebenfalls nach mir umkehren. Einen Augenblick bleiben wir beide unschlüssig stehen, dann plötzlich gehen wir auf einander zu mit hell aufleuchtenden Augen und schließlich hell lachenden Gesichtern.

„Bist du nicht Sohnreys Heinrich?"

„Bist du nicht Fraatz Ludewig?"

„Nein, ich bin der Himmelhund," sagt er nun, und da schütteln wir uns auch schon die Hände, kräftig und herzlich.

Alle tausend, nein! Der Himmelhund! Wirklich und wahrhaftig! Aber was für ein schmucker, rotbäckiger Kerl das war! Und wie gutherzig er aus den blauen Augen lachte! Und wie er hochdeutsch sprechen konnte!

Ich fing wiederholt in unserer platten Muttersprache an, um ihm dadurch rasch näher zu kommen;

er jedoch blieb bei seiner hochdeutschen Rede, und ich fühlte, daß wir uns eher von einander entfernten, wenn ich plattdeutsch sprach. Er wurde wortkarg, und seine Stirn legte sich leise in Falten. Es war, als weckte der alte harte Klang unserer Muttersprache keine wohltuenden Erinnerungen und Empfindungen in ihm.

Natürlich gingen wir nun eine ganze Weile miteinander, und er erzählte, wie gut er's in Schladen gehabt hatte und wie liebreich dort die Leute gegen ihn gewesen seien und daß er nach seiner Konfirmation das Tischlerhandwerk erlernt hätte. Von dem Rettungshause sprach er wie von seinem Elternhause, ja so dankbar hing er ihm an, daß er keine zwei Wochen vorüber gehen ließ, ohne einen möglichst langen Brief „nach Hause" zu schreiben.

Ja, die Raben hatten's besser gewußt als die Menschen: Zu gut für den Galgen.

Wie ich mich darüber freute! Und wie mich dann doch wieder der Gedanke störte, daß ein im Grunde seines Wesens guter und lustiger Mensch erst der Heimat entzogen werden mußte, um ein ordentlicher Mensch werden zu können.

Als ich ihm nun von dieser Heimat erzählen wollte, machte er plötzlich eine abwehrende Geste, während sein Gesicht einen deutlichen Unwillen

zeigte. Nun wurde es mir auch zur Gewißheit, warum er nicht mehr plattdeutsch sprechen mochte.

Er wollte nichts von der Heimat wissen. Auch von seinen Eltern wollte er nichts hören, und ich schwieg erschüttert.

* * *

Abermals mochte ein Jahrzehnt und mehr verflossen sein, als mich eine Jubiläumsfeier wieder einmal nach der Stadt Hannover führte. Wieder auch schlenderte ich, von Erinnerungen an meine hier verbrachte Schülerzeit geführt, durch die Straßen der Stadt, um zu sehen, wie der Wandel der Zeit auf sie gewirkt hatte. Besonders interessierte mich, nach den Geschäften zu sehen, die ich einst gekannt hatte. Manche waren da, manche waren verschwunden, und auf bekannte Gesichter traf ich nur ganz selten. Es kam mir so recht zum Bewußtsein, wie unstät und flüchtig die menschlichen Verhältnisse gerade in der Stadt sind. Auf dem Dorfe alles fest und sicher, hier ein ewiges Suchen und Rücken, dachte ich so für mich hin und blieb vor einem Laden stehen, in dem ich ehemals meine Hüte gekauft hatte. Jetzt war ein Sargmagazin daraus geworden, hoch geschichtet standen die großen und kleinen Särge da übereinander. Ich sah nach

dem Schilde an dem Hauſe und blieb wie erſtarrt davor ſtehen.

Sargmagazin
von
Ludwig Fraaß,
Tiſchlermeiſter.

So die Inſchrift des Schildes.

Ein lockiges Mägdlein und ein pausbäckiger Knabe im Alter von vier bis ſechs Jahren kollern ſich jauchzend aus der Haustür. Hinter ihnen ein Mann mit blauer Handwerksſchürze, der ſie lachend zu haſchen ſucht. Ich ſehe ihn an und habe ihn richtig wieder, meinen Himmelhund.

Die Überraſchung war natürlich auf beiden Seiten.

Daß es ihm gut ging, ſah ich auf den erſten Blick. Und daß er auch ein großes Glück im Hauſe hatte, bezeugten die beiden friſchen Kinder, die er mir mit ſtrahlendem Vaterſtolze als die ſeinen vorſtellte.

Dann deutete er auf das Sargmagazin. „Das Geſchäft hat mich beſonders gereizt, und es geht auch recht gut, beſſer eigentlich, als man wünſchen ſollte. Mit den Särgen liege ich vor der Himmelstür, denn man muß immer fertig ſein, wenn ſie aufgemacht wird. Und ſo bin ich auch jetzt noch ſo eine Art Himmelhund geblieben!“

Er hatte alſo den Himmelhund nicht vergeſſen.

Ich drückte ihm herzhaft die Hand und ließ mich gern in ſein Heim führen, wo mich eine Frau bewillkommnete und bewirtete, der man's auf den erſten Blick anſah, daß ſie das Herz auf dem rechten Fleck hatte und alles beſaß, was den Mann für ſeine traurige Himmelhundzeit entſchädigen konnte.

Sollte ich einmal einen Sarg brauchen, laſſe ich ihn mir ganz gewiß von Hannover kommen.

Die Springwurzel.

Es war ſo ein rechter Dezemberabend, mit heulendem Sturm und wirbelndem Schnee. Je ſtärker es draußen tobte, deſto gemütlicher wurde es drinnen im Krugſtübchen, wo ich mit zwei guten Freunden, einem Hofverwalter und einem Revierförſter, bei einem Glaſe echten Einbecker Bieres ſaß.

Die Krügerin, eine alte ausbündige Hexe mit ſchwarzen, wüſt um den Kopf geſchlungenen Haarſträhnen und kleinen rötlichen Augen, die beſtändig hin- und herſchielten, ſaß zwiſchen Tiſch und Ofen am ſchnurrenden Spinnrade und erzählte zu unſerer Kurzweil ſchaurige Teufelsgeſchichten, die ſie ſelbſt erlebt haben wollte. Erſt ganz kürzlich noch habe ſie in ſpäter Abendſtunde den feurigen Drachen unterem Himmel ziehen ſehen, und ſie wiſſe auch das Haus, wo er hineingefahren ſei, wolle aber weiter nichts geſagt haben.

Wenn der feurige Drache nur nicht bei ihr eingefahren ist, dachte ich und fragte: „Wißt Ihr kein Mittel, Krügerin, womit man den häßlichen Teufel vertreibt?“

Eh' die Alte antworten konnte, sagte der Förster: „Ein Lied wird das beste Mittel sein gegen den Teufel! Krügerin, könnt Ihr nicht so ein altes schönes Volkslied? Das wäre uns jedenfalls lieber als Eure Teufelsgeschichten.“

Die Frau hielt das Rad an, sah einen Atemzug lang sinnend vor sich hin und fragte: „Kennen die Herren vielleicht das Lied: ‚Es war einmal ein Mädchen und ein Jüngling?‘“ Sie wartete unsere Antwort aber gar nicht ab, sondern setzte gleich kräftig ein und sang mit kreischender Stimme, unter unausgesetztem Schnurren des Spinnrades, folgendes Lied, das in seiner Art eine sehr ergreifende Weise hatte:

Es war einmal ein Mädchen und ein Jüngling,
Und die hatten sich einander so lieb, lieb, lieb
Und die hatten sich einander so lieb.

Und der Jüngling zog in die Fremde,
Über ein Jahr kam er wieder zu Haus, Haus, Haus,
Über ein Jahr kam er wieder zu Haus.

Und er kam zu seinem Feinsliebsten
Und brachte ihr einen Gruß, Gruß, Gruß
Und brachte ihr einen Gruß.

„Brauchſt mir ja keinen Gruß mehr zu bringen,
Denn ich habe ſchon längſt einen Mann, Mann,
Denn ich habe ſchon längſt einen Mann."

Und der Jüngling ging von dannen,
Und weinte, daß er verloren ſein Lieb, Lieb, Lieb,
Daß er nun verloren ſein Lieb.

Die Alte hob den Kopf und horchte. Draußen ſtampfte ſich jemand den Schnee von den Füßen, worauf haſtig die Haustür aufgeklinkt wurde.

Ein Burſch trat in die Stube, grüßte und ſetzte ſich ſtillſchweigend auf die Bank unterm bebenden Fenſter.

Mir fiel auf, daß das Geſicht der Krügerin einen ſchärferen Zug annahm, ihre Augen ſich verfinſterten, und unwillkürlich hefteten ſich meine Blicke auf den Fremden. Er war von gedrungener, kräftiger Geſtalt, hatte ein ſcharfgeſchnittenes, bräunliches Geſicht und kohlſchwarze Augen, die er in unheimlicher Starrheit geradeaus gerichtet hielt. Die von keckem Haar überſchatteten Lippen waren ein wenig eingekniffen und feſt geſchloſſen. Unter der ländlichen Schirmmütze, die auf dem Kopfe ſitzen blieb, quollen üppige Ringeln hervor, ſo ſchwarz wie die Augen und der Schnurrbart.

So ſaß der Burſch eine halbe Stunde lang in gänzlicher Verſchloſſenheit da; weder Sage

noch Lied, die unbekümmert um ihn forttönten, machten einen Eindruck auf ihn.

Da raſſelte die Uhr, und es ſchlug zehn.

Jetzt räuſperte ſich der Fremde und forderte in kurzem Ton ein Glas Branntwein.

Die Wirtin tat, als hörte ſie es nicht.

Er wiederholte ſein Verlangen.

Da trat die Alte geſchwind und heftig ins Rad und ſagte: „'s hat zehn geſchlagen . . ."

Der Burſch kniff die Lippen zuſammen, ballte die Hände und ſtemmte den Rücken feſt gegen die Fenſterwand. „Will ſie mich auch nicht über Nacht behalten?"

„Nein!"

Noch einen Augenblick zögerte er, um dann wuchtigen Schrittes hinauszugehen.

Die Alte merkte meinen vorwurfsvollen Blick, ließ ingrimmig den Faden reißen und ziſchelte: „Der Kerl hat Springwurzeln!"

Springwurzeln? Es wollte uns ſchwer ankommen, die Behauptung der Alten für Ernſt zu nehmen, und wir ſahen uns mit lachendem Verwundern an.

„Springwurzeln!" wiederholte ſie eifrig und erzählte: „Vor drei Jahren, als die Herren noch nicht in unſerem Dorfe waren, diente er bei Nottboms auf 'm Berge. Da iſt's an den Tag

gekommen, was keine natürliche Geburt gehabt hat. Könnte viele Geſchichten davon erzählen. Dicke Eiſenkrampen hat er mit 'ner Leichtigkeit aus 'n Säulen geriſſen, als wären 's bloß angeklebte Federn geweſen; ſchwere Hemmketten, ſag' ich Ihnen, hat er wie Zwirnsfäden aus'nandergeriſſen; ſtarke, grüne Buchenſcheite mit bloßen Händen umgebogen, wie unſereiner 'ne Haſelrute umbiegt; dem wütenden Bullen, der auf ihn losgegangen iſt, bricht er beide Hörner aus 'm Kopfe, als wären 's Dillſtengel. Ja! Die Herren mögen ſich's nur von Nottboms ſelber 'mal erzählen laſſen. Der ſchwarze Kujone hat Springwurzeln, ſage ich — anders iſt's gar nicht zu erklären. Und ich hab's immer geſagt und bleibe dabei: den müſſen 'mal die Zigeuner verloren haben."

„Krügerin," nahm der Förſter beluſtigt das Wort, „Ihr ſagt, der Burſch hat Springwurzeln; wißt Ihr denn auch, wo er ſie hat?"

„Wo er ſie hat? Haben die Herren nicht bemerkt, wie er die Hände hielt? wie er immer ſo zwei Fäuſte machte? Das tat er, um die Springwurzelnarben vor den Augen der Leute zu verbergen. Die Springwurzeln werden nämlich, wie der lange Wenzel oft geſehen hat, in die aufgeſchnittene Maus gelegt," — ſie deutete

mit dem dürren Zeigefinger auf den Daumenmuskel — „und wachſen da ein.“

„Tauſend Schock Sperlinge,“ brach jetzt halb ärgerlich, halb beluſtigt der Verwalter los, „ſagt mal, Krügerin, wo in aller Welt wachſen denn dieſe merkwürdigen Springwurzeln?“

„Das wiſſen nur die Vögel genau, die Schwalbe und der Specht; aber ſie behalten's für ſich, und man muß ihnen ſchon mit der Liſt beikommen. Man muß aufpaſſen, bis die brütende Schwalbe 'mal vom Neſte fliegt, dann raſch 'n Ei aus'm Neſte nehmen, es ne Zeit in kochendes Waſſer halten und heimlich ins Neſt zurückbringen. Merkt nun die Schwalbe, daß 's eine Ei nicht auskommen will, fliegt ſie aus und kommt — mit 'ner Springwurzel im Schnabel wieder, womit ſie dann das Ei öffnet. Die Wurzel bleibt im Neſte liegen, und man kann ſie dreiſt holen. 's gibt auch noch ein andres Mittel. Weiß man 'n Baumloch, in dem 'n Specht 'n Neſt hat, ſo muß man nur 'mal das Loch verkleben und unterm Baum 'n feuerrotes Tuch ausbreiten. Sowie der Specht den Schabernack merkt, fliegt er davon, holt 'ne Springwurzel herbei und hält ſie an das Loch, das nun ſofort aufſpringt. Dann läßt er die Springwurzel ſchnell auf das rote Tuch hinunterfallen, in der Meinung näm-

lich, daß es Feuer wäre. Man läuft hinzu und hebt ſie auf."

Sie hakte den Faden weiter, trat wieder ins Rad und fuhr fort:

„Von Nottboms iſt der ſaubere Vogel als erſter Knecht zum Bauermeiſter in Aſchendorf gekommen. Der Bauermeiſter kriegt's aber bald ſpitz, was für 'n Vogel ſich bei ihm eingeniſtet hat, denn alles, was er anfaßt, iſt entweder zu Pfannkuchen geworden oder in Grund und Boden gegangen. Da ſagt am Ende der Bauermeiſter: Einen Knecht, der ſich mit Springwurzeln kräftigt, kann ich nicht behalten! 'raus mit dem Graus! — Na, das hätte ich auch geſagt.

„Was tut nun der Unhold? Hin geht er bei Nacht und Nebel und ſetzt ſeinem geweſenen Dienſtherrn, dem Bauermeiſter, den roten Hahn aufs Dach. Denken Sie!

„Geſehen hat ihn niemand dabei, aber als die Lohe aus 'm Dache ſchlägt, ruft's und ſchreit's gleich durchs ganze Dorf: ‚Das hat der ſchwarze Hund getan und kein andrer!'

„Der Unhold wird erwiſcht, mit Ketten und Stricken gebunden und bis zur Ankunft der Polizei ins Spritzenhaus geworfen. Aber kein Strick, den er nicht auf einen Ruck zerfetzte, keine Kette, die er nicht wie 'n Zwirnsfaden zerriß.

Kein Menſch hätte ihn gebändigt, wäre er dem Gendarmen nicht freiwillig zum Gericht gefolgt.

„Was ſoll aber das Gericht, iſt keiner da, der die Tatſache beſchwören kann? Etliche Wochen hat der Burſch auf Verdacht geſeſſen, und heute morgen — was meinen Sie, heute morgen iſt er wieder losgekommen. Kein Haar iſt ihm gekrümmt. Darum ſage ich: Wer Springwurzeln hat, dem hilft einer! Der geht auf der Linie zwiſchen Nacht und Tag! Der iſt nie allein, der hat immer noch wen bei ſich. Und ſo 'nem Menſchen ſollte ich 'n Obdach geben für die Nacht?

„Wundern und verlangen ſoll's mich nur, was für 'n Geſicht die Grabenhofsmagd zu dieſem unverhofften Beſuche machen wird!"

„Die Grabenhofsmagd? Das hübſche, dralle Stinchen? Iſt die etwa des Burſchen Schatz geweſen?"

Die Krügerin nickte gewichtig.

Die Grabenhofsmagd iſt nicht die erſte und nicht die einzige geweſen, deren Herz er mit ſeinen funkelnden Augen in Brand geſteckt hat; doch muß man wohl ſagen, daß keine ſo albern auf ihn geweſen iſt als ſie. Na, jetzt wird ihr Feuer wohl ausgebrannt ſein. Wie ich hörte, geht 'm Schäferkarl ſein Großer ſchon längere Zeit hinter ihr her. Der hat 'n eigenes Haus

und auch Land dabei, und es ruht kein Pfennig Schuld darauf. Und wenn der schwarze Satan ihr jetzt wieder in 'n Weg tritt und mit schönen Worten sie grüßt, sollte sie die Augen zudrücken und die Finger in die Ohren stecken und fest auf ihn dreinsingen:

„Brauchst mir ja keinen Gruß mehr zu bringen,
Denn ich habe schon längst einen Mann, Mann, Mann,
Denn ich habe schon längst einen Mann!"

Pfeifend ging der Wind ums Haus; heftig klapperten die Fenster, und wenn der Schnee gegen die Scheiben schlug, klatschte es wie von Menschenhänden.

Ich schob mein Glas zurück und sagte: „Krügerin, Eure Märlein und Lieder in Ehren; Ihr wißt, wieviel ich darauf halte; Euren Teufelsglauben aber sollte der Teufel holen!" Und ich suchte die Alte über die Torheit und Sündhaftigkeit des Aberglaubens zur Einsicht zu bringen, indem ich besonders hervorhob, welche üblen Folgen er womöglich in diesem Falle haben könne."

Eitles Bemühen. Die Krügerin war ein altes zähes Holz, an dem es nichts mehr zu modeln gab.

Nach kurzer Weile traten wir den Heimweg an. Heulend fiel der Sturm über uns her und siebte den ganzen Himmel über uns aus.

Unſere Wege trennten ſich. Auf verſchiedenen Enden des Dorfes hörte ich abgeriſſenes Lachen und Jauchzen erſchallen. Das Jungvolk ſtrömte aus den Spinnſtuben, und ich merkte wohl, daß das Unwetter noch viel zu ſchwach war, ſeine Freude zu dämpfen.

Bei dem Grabenhofe, vor dem ſich zwei rieſige Pappeln in die Nacht hinauf reckten, hörte ich plötzlich einen heftigen Wortwechſel, während die Pappeln ſich wie im Schauder heftig ſchüttelten.

„Stinchen," drängte eines Burſchen Stimme, „warum biſt du heute ſo merkwürdig? — Was bedeutet das? — Dir ſteckt doch nicht gar der — Brandſtifter, der Zigeuner mit den Springwurzeln im Kopfe?"

„Karl!" rief eine Mädchenſtimme, heftig und verweiſend.

„Sapperlot, Mädchen, ſo gib Beſcheid! — Wie ſtehen wir miteinander? Gereut's dich am Ende . . .?"

In dieſem Augenblicke krachte der alte Weidenzaun am Baumhofe, und wie der Sturmwind daher fuhr, kam zwiſchen den Pappeln durch ein andrer Burſch auf den Platz.

Das Mädchen ſtieß einen Schrei aus; ihr Schäfer prallte zurück und floh.

„Stinchen!“ rief der Ankömmling, und glühende Leidenſchaft zitterte in ſeiner Stimme.

Haſtig ſuchte das Mädchen die Haustür zu erreichen; der Burſch aber, in dem ich alsbald den ſpäten Gaſt aus dem Kruge erkannte, war raſch hinter ihr und hielt ſie an den Armen feſt.

„Einmal noch habe ich dich!“ knirſchte er.

Sie wehrte mit ſchluchzendem Tone: „Geh, geh, Wilhelm! Laß mich! Mit uns iſt's aus.“

„Nein, Mädchen, ich gehe nicht, ich laſſe dich nicht!“

Jetzt ſang's von den Berghäuſern her durch den heulenden, praſſelnden Sturm:

Brauchſt mir ja keinen Gruß mehr zu bringen,
Denn ich habe ſchon längſt einen Mann, Mann, Mann,
Denn ich habe ſchon längſt einen Mann.

„Ha, iſt das etwa auch deine Antwort?“

Sie weinte.

Als er nun immer leidenſchaftlicher auf ſie eindrang, ſchluchzte ſie: „Daß du in Aſchendorf die Häuſer ſollteſt angeſteckt haben, dieſes traue ich dir nicht zu; daß du dir aber haſt Springwurzeln in die Hand wachſen laſſen, das weiß ich nun genau und das ſcheidet uns auf immer, denn nun graut mir vor dir.“

Der Burſche lachte kurz und häßlich auf;

dann war's eine Weile ganz ſtill zwiſchen ihnen. Oder wehrte das Fauchen der unholden Nacht dem Stimmenſchalle, daß er nicht zu meinen Ohren dringen konnte?

Plötzlich hörte ich wie in größerer Entfernung: „Stinchen, das kann dein Ernſt nicht ſein! — Das iſt ein elender Vorwand. O, ich merke es ſchon, du haſt keine Liebe mehr zu mir! Ich habe wohl gehört, wie weit du mit Schäfers Großem biſt. 's Genick drehe ich ihm um, dem Schleicher, kommt er mir in die Finger. Seinetwegen willſt du dich losſagen von mir — und weil du keinen andern Vorwand weißt, ſo müſſen die Springwurzeln herhalten. Daß du wirklich daran glaubſt, Stinchen, für ſo grenzenlos dumm kann ich dich nicht halten."

„Daß ich ſo dumm bin, dazu kann ich nichts," entgegnete ſie verletzt.

„Stinchen," begann er wieder in einem mühſam zärtlichen Tone, „haſt du noch ein Fünkchen Liebe zu mir, ſo denke dich in meine troſtloſe Lage: Überall, wo ich um einen Dienſt oder um ein Obdach für die Nacht anhalte, werde ich vor die Tür gewieſen, überall heißt's: ‚Der Brandſtifter, der Menſch mit den Springwurzeln ... weg mit dem!' Du weißt, Eltern und Geſchwiſter habe ich nicht; mutterſeelenallein ſtehe ich da.

Du warſt mein einziger Gedanke. Wohin ſoll ich mich nun wenden?“

„Weißt du was,“ entgegnete die Magd nach einem verlegenen Zögern, „ich würde an deiner Stelle nach Holland gehen, oder nach Amerika — da weiß man nichts von dir und da findeſt du gleich wieder eine Stelle . . .“

„Ha, nun höre ich deutlich, daß deine Liebe und Treue zu Aſche geworden iſt! Stinchen, Häuſer hätte ich auf deine Treue gebaut und niemals hätte ich geglaubt, daß du“ — ſcharf tönte aus ſeiner Stimme die verhaltene Wut — „ſo ſchlecht, ſo grundſchlecht ſein könnteſt!“

„Für ſchlecht erklärſt du mich?“ rief ſie aufgebracht; „ja, ſchlecht, grundſchlecht wäre ich, wenn ich's noch mit dir halten wollte! Verſtehſt du's! Und morgen am Tage mache ich's mit Schäfers Philipp feſt, denn ich will nicht mehr die Springwurzelbraut heißen.“ Sie ſchlug heftig auf die Türklinke; er aber packte ſie und hielt ſie feſt, während die beiden Pappeln ſich jäh über den Hof bogen, als wollten ſie ſehen, was da werden wollte.

Sie riſſen einen Ziegelſtein vom Dache, der klatſchend neben den beiden niederfuhr. Er lachte.

„Falſches Geſchöpf! wie du zuſammenſtiebſt! Das war die Antwort des Sturmes. — Dieſer

Ziegelstein auf deinen Kopf! — Lauf nur, lauf nur! Es könnte noch einer fallen, der besser träfe. Ich wünsche dir Glück mit deinem Schäferbuben, viel Glück!"

Der Sturm riß die Worte von seinem Munde. Sie zog und zerrte, stieß plötzlich einen durchdringenden Schrei aus und stürzte in die Knie.

„Daß du meine Springwurzeln nicht vergißt!" schrie der Rasende und stürzte vom Hofe hinweg in die schwarze, schaurige Nacht hinaus.

Die Wolken flogen, und die Pappeln fuhren wie zwei ungeheure Peitschen unter dem Himmel her und hin.

Von Entsetzen gepackt, lief ich hinzu, und schon eilten auch die Bauersleute mit der Leuchte aus dem Hause.

Das Mädchen wand sich im Schnee. Schaudernd gewahrten wir, daß ihr die rechte Hand jämmerlich zerdrückt war.

Während wir die Unglückliche in die Stube führten, lief der Bauer nach der Butze unter der Treppe und rief hinein: „Steh' auf, Ludchen, mußt zum langen Wenzel, daß er kommt und dem Mädchen die Hand bespricht!"

Ich suchte dem Manne begreiflich zu machen, daß es in Anbetracht dieser schweren Verletzung ratsamer sei, wenn der Knecht den Arzt aus dem

nächſtgelegenen Flecken heraufhole. Er antwortete, daß der lange Wenzel ſich beſſer aufs Kurieren verſtände als zehn Doktoren zuſammen und belegte dieſe Behauptung mit ſchlagenden Beiſpielen.

In derſelben Nacht kam kein Schlaf in meine Augen; fort und fort mußte ich an den unglückſeligen, von wilden Furien gehetzten Springwurzelverdächtigen denken.

Das Wetter tobte und ſtürmte ohne Einhalt die ganze Nacht; ſchauerlich klang dazu das Kreiſchen des Wetterhahns auf dem Dachfirſt und das langgezogene Geheul eines Hofhundes in der Nachbarſchaft. Oft hörte ſichs an, als ob ein Schlag gegen ein Fenſter meiner Schlafkammer geführt wurde, worauf ich allemal von meinem Lager aufſprang und durch die Eisblumen zu ſpähen ſuchte. Ich fragte auch: „Iſt jemand draußen?“ und glaubte jedesmal des Unglückſeligen Stimme zu hören. Allein es war immer nur das grauſige Unwetter, das mir in ächzenden und pfeifenden Tönen Antwort gab.

Als endlich der Morgen graute, wurde es ſtiller draußen, die Schneeflocken wirbelten nicht mehr ſo ungeſtüm, fielen aber raſch und dicht. Erſt gegen Mittag ermattete der göttliche Leineweber, um bald darauf ganz aufzuhören. Es

ſchien der Reſpekt vor der Sonne zu ſein, die auf ein Weilchen durch ihren grauen Schleier guckte.

Am Nachmittage holten mich die beiden Freunde, mit denen ich am Vorabend im Kruge ſaß, zu einem kleinen Jagdgange ab. Das Ziel war der Hackelberg, ein jenſeits des Tales beginnendes wildreiches Holzrevier.

Wir beſprachen das Ereignis des verfloſſenen Abends und ergingen uns in allerlei Vermutungen über den Verbleib des Burſchen, von dem im Dorfe keine Spur mehr entdeckt werden konnte. Unter nicht geringen Anſtrengungen wateten wir den Eicheder Weg hinauf, der durch den Hackelberg nach dem Dorfe Eichede führt.

Die Sonne war längſt wieder verſunken, grau und ſchwer hing das Gewölk über der Erde, die Luft ſchnitt uns ſcharf ins Geſicht, in unſeren Bärten wuchſen Flocken und Zacken. Gewaltige Schanzen waren zu überwinden, an manchen Stellen bildeten die Schneehaufen eine Linie mit den Dornenhecken, die ſich an dem Wege hinaufzogen. Endlich hatten wir die Tannen erreicht. Da fiel uns ein Rabe auf, der einſam auf dem Wipfel einer Tanne ſaß, das Gefieder ſträubte und ſchauerlich über den ſtillen Wald hinkrächzte. Jetzt flog er auf die andere Seite des Weges und ſetzte ſich auf einem nie-

drigern Wipfel feſt, während des Förſters kluger Hektor gerade unter der Fluglinie des Raben ein eifriges Wedeln und Scharren anfing.

Wir traten hinzu und zogen einen ſtarren Leichnam aus dem Schnee. —

Schaudernd, keines Wortes mächtig, beugten wir uns über den Toten und erkannten in ihm den verrufenen Knecht, den wir am verfloſſenen Abend kennen gelernt hatten.

Da lag er friedlich und ſtill; die Hände aber waren beide geballt. — — —

Noch unheimlicher faſt als der ſtille Tod erſchien das Gebahren des Raben: Raſtlos flog er über den Weg her und hin und ließ ſich im Überfliegen einmal ſo tief fallen, daß wir das Fauchen ſeines Atems hören konnten. Unwillkürlich fühlte ich mich an den dämoniſchen Nachtraben der Sage erinnert.

Grimmig blickte der Förſter auf. „Du Rabenvieh .... du verkörperte menſchliche Bosheit und Hartherzigkeit . . .!“ Ein Blitz — ein Krach, und der Rabe ſtürzte, zu Tode getroffen, praſſelnd neben dem Leichnam in den Schnee.

Drei Tage ſpäter wurde die Leiche vom Spritzenhauſe nach dem Gottesacker getragen und auf Koſten der Gemeinde beerdigt. „Wäre der

Menſch nur eine Viertelſtunde Weges weiter hinauf geraten," meinte die von keinerlei Gewiſſenspein bedrückte Krügerin, „würde er gerade auf Eicheder Grund und Boden gekommen, ſomit der Eicheder Gemeinde zur Laſt gefallen ſein." —

Als der Frühling kam, war das kahle Grab eines Tages dicht mit Blumen bepflanzt, und zu Häupten lag ein Kranz aus Rosmarin. Verwundert blieben die Leute ſtehen. Niemand wußte, weſſen Hände das Grab ſo geſchmückt hatten. Daß die Hand der Grabenhofsmagd wieder geſund geworden war (freilich nicht durch den Hokuspokus des langen Wenzel), daran dachte niemand.

Wie die Woldhäuſer Kaiſers Geburtstag feierten.

Ludwig Broſebach hatte ſeine bisherige Wirkungsſtätte Bergloh verlaſſen und ſeinen Stab nach Woldhauſen geſetzt, um fortan hier als Lehrer, Kantor, Küſter, Organiſt und Lektor zu wirken.

Aus einem abgeſchloſſenen Bergdorfe mit mageren Ländereien und mageren Leuten ſah er ſich in die fruchtbarſte Talmulde des alten Stifts Hildesheim verſetzt. Der erſte Woldhäuſer, der ihm

begegnete, ein hochgehender, ſelbſtbewußter „Ökonom", behauptete ſogleich, daß man in Woldhauſen auf einem Morgen zweimal mehr ernte, als in Bergloh auf fünfen.

Auch im Volkstume gab es bedeutſame Gegenſätze. In Bergloh hatte Broſebach noch mit ſtarken Wurzeln des Welfentums zu tun gehabt und beſonders bei patriotiſchen Feſten, die er mit ſeinen Schulkindern und ſeinem Geſangverein veranſtaltete, ſehr geſchickt zu Werke gehen müſſen, um Zuſammenſtöße mit den erbitterten Anhängern des ehemaligen Königshauſes zu verhüten und den lieben Dorffrieden ungeſtört zu erhalten.

In Woldhauſen dagegen hatte das Welfentum keinen ſonderlichen Boden mehr. Und wenn Broſebach die alte ſtarre Königstreue bei ſo altknorrigen und politiſch ungeſchulten Bauernnaturen, wie die Bergloher waren, auch nicht verurteilte, ſo meinte er als gut deutſch geſinnter Lehrer doch über die fortgeſchrittenere Geſinnung der Woldhäuſer eine lebhafte Befriedigung empfinden zu müſſen. Sein Frohgefühl ſteigerte ſich um ſo mehr, als der neunzigſte Geburtstag des greiſen Heldenkaiſers Wilhelm nahe bevorſtand. Die Parole ging durchs ganze Reich, dieſen wunderſeltenen Tag in Dorf und Stadt

in einer außerordentlich feſtlichen Weiſe zu begehen, und Broſebach dachte mit einem ordentlichen Seufzer der Erleichterung daran, wie ſchwer ihm dieſe Feier in Bergloh geworden wäre.

Freilich, je länger er dann mit den Woldhäuſern verkehrte, je vertrauter er mit ihrem Denken, Sagen und Handeln wurde, deſto mehr erkannte er, daß es um den vermeintlichen Vorzug in Wirklichkeit doch recht windig ausſah. Wo ein ſtarker, grüner Baum ſtehen ſollte, da wucherten Dornen und Diſteln; wo Broſebach hingebenden und hochſchauenden Patriotismus ſuchte, da gähnte ihm Gleichgültigkeit und Selbſtſucht entgegen. Die Woldhäuſer ſprachen von dem Staate und dem Landesherrn nur in der Verbindung mit Steuerzahlen; für die Schätzung der Herrlichkeit und Bedeutung des großen Vaterlandes war der geiſtige Geſichtskreis zu eng und die Erfahrung noch zu jung.

Näher und näher rückte indes der Geburtstag des Kaiſers, und alle Welt rüſtete ſich, dieſen Tag feſtlich zu begehen. Da durchzuckte den jungen Lehrer ein heißer Gedanke: „Dieſer Tag muß für Woldhauſen ein Tag der Wiedergeburt werden! Ich will ein Kaiſerfeſt veranſtalten, wie es herrlicher an keinem Orte im deutſchen Vaterlande gefeiert werden ſoll!“ Und er ent-

warf sofort einen großen Plan. Die Kinder sollten Schule und Kirche, ja nach Möglichkeit das ganze Dorf bekränzen; die Jungfrauen wollte er freundlich bitten, mitzuhelfen; ein feierlicher Gottesdienst sollte abgehalten, eine Kaisereiche gepflanzt, ein Freudenfeuer abgebrannt werden, und noch manches andere mehr. Diesen Plan machte er sofort in der Schule bekannt und begeisterte die Kinder so, daß sie leuchtenden Auges in helle Jubelrufe ausbrachen und ihre Freude und Begeisterung in alle Häuser trugen.

Am Abend des Tages begegnete Brosebach dem Großkossaten Steffen Leineweber, einem höchst merkwürdigen Manne, an dem alles von einer fast unnatürlichen Länge und Dürre war, Gesicht und Nase, Hals und Ohren sowohl, wie Arme und Beine, und der im Rufe stand, die „katthaarigste“ und „widerströmischste“ Person des Dorfes zu sein. Brosebach grüßte ihn herzlich und sagte: „Es freut mich, daß ich Sie treffe, Herr Leineweber! Sie haben wohl schon durch Ihre Kinder gehört, welchen Plan wir hegen, und ich darf doch gewiß auf Ihre Zustimmung und Unterstützung rechnen?“

Steffen Leineweber fühlte sich geschmeichelt und antwortete mit gönnerhafter Miene: „Versteht sich, Herr Brosebach, das versteht sich! Die

Kinder ſind ja reineweg aus Rand und Band; ſie haben mir alles erzählt, und ich will nicht ſagen, daß mir's nicht gefiele, wenn's nur ein ordentliches Anſehen kriegt. Wir Woldhäuſer müſſen unſern Nachbarn, den Ambornern und Hachholzern, immer ſo'n bißchen vor ſein, wiſſen Sie, Herr Broſebach! In allen Zeitungen müſſen ſie's leſen, daß ſie ſich ärgern — ſo großartig muß das Feſt werden! Na, Sie können auf mich rechnen, das verſteht ſich! Und ſind Widerſpenſtige da, die haben's mit Steffen Leineweber zu tun!"

„Den hätte ich," ſagte Broſebach mit einem leiſen Lächeln vor ſich hin und dachte: man muß die Leute erſt nehmen, wie ſie ſind.

Die Vorbereitungen zum Kaiſerfeſte wurden alsbald begonnen und mit großem Eifer zu Ende geführt; die Jungfrauen und Burſchen gingen, wo es galt, mit den Kindern Hand in Hand, und Broſebach war überall die treibende Seele.

Der Kaiſertag brach endlich an; und die Feier begann mit einem Gottesdienſte in der Kirche. Aus allen Häuſern ſtrömten die Leute herzu, die Kirche wurde gefüllt bis auf den letzten Platz. Da der zuſtändige Geiſtliche nicht am Orte wohnte, ſo hatte der Lehrer eigentlich als Lektor für ihn einzutreten; aber welches Predigtbuch

hätte seiner Begeisterung und der Bedeutung dieses Tages genügen können? Brosebach sah leuchtenden Auges in die erwartungsvolle Menge hinein, klappte das Predigtbuch zu und hob an, in frischer, freier, frommer Rede die hohe Bedeutung dieses seltenen Festtages zu verkündigen und mit begeistertem Worte den zu preisen, „dem wir die Einigung Deutschlands, unsere Macht und unser Ansehen, den Schutz unserer Heimstätten, die Sicherung unserer nationalen Arbeit verdanken." Zu dem feurigen Worte seines Mundes gesellte sich der liebliche Gesang der Kinder, und so konnte es nicht ausbleiben, daß aller Herzen kräftig ergriffen und gerührt wurden.

Nach Schluß des Gottesdienstes drängten sich die angesehensten Bauern, unter ihnen Steffen Leineweber, zu Brosebach hin, um in allen Tönen sein Lob zu verkünden und ihm zu sagen, daß er — „eigentlich Pastor hätte werden müssen", wegen seiner „barbarschen" Stimme; denn das hätten sie nun gehört, es käme kein Prediger gegen ihn auf, und der ihrige erst recht nicht. Er hätte noch 'n bißchen höher 'rauf studieren müssen, äußerte selbst der Bauermeister mehrmals mit schmeichelndem Bedauern.

Brosebach war darob beinahe verstimmt; ging doch aus diesen Äußerungen hervor, daß nicht

der hohe Inhalt seiner Rede, sondern lediglich die Stärke seiner Stimme die lieben Woldhäuser begeistert hatte.

Bald nach dem Gottesdienste versammelte sich das ganze Dorf auf dem freien Gemeindeplatze, um daselbst mit aller Feierlichkeit die Kaisereiche zu pflanzen, die Brosebach in schöner Rede als Sinnbild des Vaterlandes darstellte.

Als das Schlußlied verklungen war, trat Steffen Leineweber gewichtig an den Stamm und rief: „Soll nun das Vaterland nicht vertrocknen, so muß es ordentlich begossen werden! Das versteht sich!“ Und während er das sagte, zwinkerte er den Leuten mit den hervorstehenden gelblichen Augen bedeutsam zu.

Brosebach wollte schon zwei Knaben veranlassen, aus dem nahen Bache eine „Reise Wasser“ zu holen, als ihm unter vieltönigem Lachen mitgeteilt wurde, daß Leineweber bereits seinen Knecht fortgeschickt hätte.

Wie erstaunte Brosebach aber, als er den Knecht zurückkommen sah mit einer dickbauchigen Branntweinkanne unterm Arm.

„Es ist ein Scherz gewesen, Herr Kantor,“ hieß es, „nehmen Sie's man nicht für übel!“

Steffen Leineweber aber sagte: „Das ist Woldhäuser Brauch!“ und goß sogleich ein volles

Glas an den Stamm; das andre trank er aus, das dritte reichte er weiter.

Und Broſebach war fröhlich mit den Fröhlichen.

Als die Branntweinkanne nahezu erſchöpft war und die allgemeine Stimmung ſich ſehr gehoben hatte, trat der junge Bauer Heinrich Steinvorth vom Eſchehof, gewöhnlich „Eſchehofs Heinrich“ genannt, an die Eiche, ſchwenkte das Glas und fing mit heller, durchdringender Stimme an alſo zu reden: „Lieben Freunde und die wir hier beiſammen ſind! Wir ſind hier nun allzuſammen einträchtig verſammelt, um den Geburtstag unſeres Kaiſers zu feiern, wie es unſer Herr Kantor mit vieler Mühe bei uns eingeführt hat und wie es auch gut und löblich iſt. Lieben Freunde, ihr wißt, daß ich Soldat geweſen bin und Anno Siebzig mitgemacht habe, und auf unſern Kaiſer halte ich große Stücke, ja, das tue ich — und kommen laſſe ich auf ihn nichts. Das habe ich mir heute erſt wieder recht vorgenommen, denn wie's unſer Herr Kantor geſagt hat, gerade ſo iſt's! Lieben Freunde, und nun will ich auch das noch ſagen: Der Kaiſer hat Deutſchland einig gemacht, und die Einigkeit, haben wir gehört, hat uns den Sieg über die Franzoſen gebracht. Daran ſehen wir ſo recht,

was die Einigkeit wert ist. Und was die Einigkeit in dem großen Staate gilt, das muß sie auch in unserm Dorfe gelten, ja, das muß sie! Darum wollen wir fortan mehr, als es bisher geschah, die Einigkeit pflegen und keine Schlägereien mehr untereinander vorkommen lassen wie neulich noch beim Holzverlosen im Eberberge ... Und jetzt, Leute und Kinder, die Mütze vom Kopfe: Unser Kaiser der soll leben ... hoch! hoch!! hoch!!"

In zappelnder Hast trat Steffen Leineweber an die Eiche und hob an: „Wir sein hier ... und feiern neunzig Kaisers Geburtstage, das versteht sich; — und ... und ... und ... und auf Schlägereien zu sticheln und ... das paßt sich 'mal nicht!"

Rief's, nickte, daß der Hals knackte, und trat dröhnenden Schrittes ab.

Alsbald fingen auch andere zu nicken und zu knurren an und sich einzubilden, von Eschehofs Heinrich beleidigt zu sein.

Bestürzt rief Brosebach: „Um Gotteswillen, ihr Leute, was soll das heißen?"

Jetzt trat Eschehofs Heinrich wieder hervor und sagte mit tiefem Atemholen: „Nun habe ich ein Malheur angerichtet; aber glauben Sie's nur, Herr Brosebach, diesen Leineweber kennen

Sie noch nicht, der will bloß wieder Hundehaare einhacken!“

„Ja, ja,“ riefen verſchiedene, „Leineweber hat den Streit im Eberberge ganz allein verſchuldet, dafür aber auch die meiſten Hiebe gekriegt; das wurmt ihn nun noch immer und darum ſucht er's bei jeder Gelegenheit auszuwetzen, der . . .“

Leineweber blieb natürlich nichts ſchuldig; ſein Anhang bellte mit, und die Feſtverſammlung begann ſich zu ſpalten.

Da ſprang Broſebach in den klaffenden Riß. „Woldhäuſer,“ rief er mit bebender Stimme, „heute feiern wir Kaiſers Geburtstag, und wer ein Fünkchen Gefühl in ſich hat, der bedenkt das und hadert heute nicht!“

Es gelang ihm denn auch ſo zu vermitteln, daß der flackernde Zorn gelöſcht, die zerriſſene Eintracht wieder geflickt wurde und die Feier ihren ungeſtörten Fortgang nehmen konnte.

Am Nachmittage ſollte ſich jung und alt auf dem Krugſaale verſammeln. Schon lange vor der feſtgeſetzten Zeit ſtrömten die Leute dorthin. Broſebach empfand eine innige Freude, als er in den Krugſaal ſah und ganz Woldhauſen in einmütigſter und fröhlichſter Laune beiſammenfand. Nur eine einzige Familie fehlte, und als

er nach ihr fragte, hies es allgemein: „Die ist ja katholisch!“

Brosebach fühlte einen Stich im Herzen. „Ihr Leute,“ rief er mit weithin schallender Stimme, „haben wir nicht alle einen Kaiser? Müssen nicht auf unsers Kaisers Geburtstag alle konfessionellen Unterschiede verschwinden? Ihr Leute, macht eure Herzen auf, weit auf, daß die frische Frühlingsluft hineinwehen kann! Heute heißt es weder Lutheraner noch Katholik — heute sind wir nichts als Deutsche und als solche alle Brüder und Schwestern unter einander! Was die Kirche, leider Gottes, trennt, das kann und soll sich um unsern deutschen Kaiserthron wieder brüderlich vereinigen! Das ist der höhere Segen unsers heutigen Kaiserfestes, und daß auch unser liebes Woldhausen dieses Segens teilhaftig werde, frage ich euch jetzt: Wer geht mit mir, daß wir die fehlende Familie herbeiholen?“

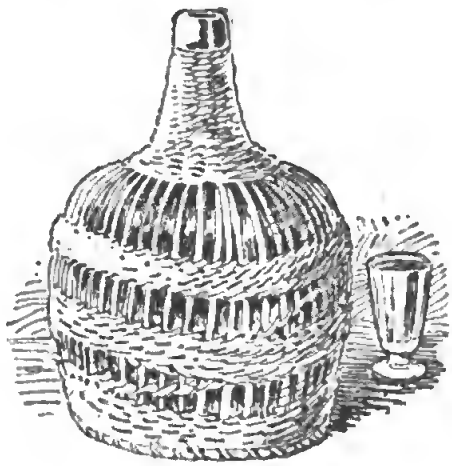
Siehe da, fast der ganze Saal leert sich, so stark hatte der Ruf des Lehrers gezündet. Wie im Triumph wurde die katholische Familie herzugeführt, und alle waren voll Freuden, voll Begeisterung, voll brüderlicher Gesinnung.

Gegen die Dämmerung begab sich jung und alt unter Vorantritt des Harmonikaspielers nach

dem Eberberge, um den Holzſtoß abzubrennen, den die Jugend in den Wochen vorher mit ſo großem Eifer aufgeſtapelt hatte.

Nach dem Abendbrote ging's wieder auf den Krugſaal, wo nun nach den Weiſen der Handharmonika luſtig getanzt wurde.

Während die Mütter die Seitenbänke einnahmen und dem Tanze der Jugend zuſahen, zogen ſich die älteren Männer mit dem Bauermeiſter in die große Krugſtube zurück, um hier mit allem Behagen zu trinken, zu karten und zu „klönen“.



Herr Broſebach ging vom Saale in die Stube und von der Stube wieder auf den Saal und ſah glückſtrahlend überall nach dem Rechten. Die größte Freude war es ihm, zu ſehen, wie nahe Eſchehofs Heinrich und Leineweber beiſammenſaßen und wie eifrig ſie ſich mit einander unterhielten.

Ach, der gute Broſebach ahnte nicht, was in dieſer Unterhaltung keimte!

Die beiden unterhielten ſich über die landwirtſchaftliche Wiſſenſchaft, und Leineweber meinte, er hätte zwar die Hildesheimer Schule nicht beſucht, wiſſe aber ſo gut wie Michelſen, was der Acker verlange. Man kam auf das Chiliſtreuen.

„Chili muß man unmittelbar nach oder unmittelbar vor dem Regen ſtreuen!“ ſagte Eſchehofs Heinrich.

„J, fällt'n gar nicht ein!“ beſtritt Leineweber, „Chili hilft doch.“

„Chili, Steffen, muß man unmittelbar vor oder unmittelbar nach dem Regen ſtreuen!“ wiederholte Eſchehofs Heinrich im beſtimmten Tone der Überzeugung.

„Chili hilft auch ohne Regen!“ behauptete Leineweber wieder und drehte ſich nach der andern Seite.

Heinrich ſchüttelte den Kopf: „Sieh' mal, Steffen, wie habe ich meinen Ohlekenacker beſtreut, und was hat's geholfen? Hätte es damals rechzeitig geregnet, ſtände die Saat ganz anders!“

Die an demſelben Tiſche ſaßen, pflichteten ihm bei.

„Chili hilft auch ohne Regen,“ behauptete Leineweber beharrlich, während er mit den langen Fingern auf dem Tiſche trommelte und mit einem überlegenen Lächeln um ſich ſah.

Da schlug Heinrich Steinvorth unwillkürlich auf den Tisch und rief: „Wer das sagt, versteht von Chili so viel wie die Kuh vom Sonntage!“

„Wie die Kuh vom Sonntage!“ stimmten nun viele bei, die Heinrichs Meinung waren und zugleich zu seiner Freundschaft gehörten.

Das war für andere das Zeichen, sich auf Leinewebers Seite zu stellen und ihm beizupflichten, während dieser selbst in immer kürzeren Pausen und mit immer hämischerem Gesichtsausdruck wiederholte: „Chili hilft auch ohne Regen!“

Just zur rechten Zeit noch trat Brosebach wieder in die Stube. Er sah in das vor Erregung glühende Gesicht Steinvorths, sah das Hohnlächeln Leinewebers, hörte den eigentümlich fauchenden Ton von Rede und Gegenrede und wußte sofort, was die Glocke geschlagen hatte und was sie noch schlagen würde, wenn er nicht schleunigst das Uhrwerk abstellte.

Er setzte sich mitten zwischen Eschehofs Heinrich und Leineweber und rief: „Jetzt nicht gestichelt und genöckert, lieben Freunde! Jetzt singen wir ein Lied und dann stoßen wir miteinander an!“ Sofort begann er, und alle, die es konnten, fielen ein:

„Deutſchland, Deutſchland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es ſtets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zuſammenhält."

Beim zweiten Verſe wurden die Stimmen leider ſehr dünn, und den dritten ſang Broſebach faſt ganz allein; er hatte indes die Genugtuung, daß alle begierig zuhörten und hernach geſtanden, ſie könnten die Weiſe wohl, aber „dat Wöreken" (das Wörtchen) nicht.

„Ei, ſo ſingt nun eins, das ihr alle könnt!" rief Broſebach und blickte ermunternd um ſich.

„Schlage 'mal einer eins vor!" meinte der Bauermeiſter. Da fing in der hinterſten Ecke einer an:

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen . ."

Hei nun! Kräftig und krachend ſetzten alle, auch Eſchehofs Heinrich und Leineweber, ein, und gewaltig erdröhnte es durchs Haus:

„ . . Und haben einander ſo lieb.
Wir erheitern einander das Leben,
Ach, wenn es doch immer ſo blieb'.
Ach, wenn es doch immer ſo blieb'.

Und ſiehe da! Eſchehofs Heinrich und Leineweber vergaßen, während ſie aus Leibeskräften ſangen, Regen und Chili, reichten ſich um Broſe-

bach herum die Hände, die dieſer „durchſchlagen“ mußte und tranken darauf aus einem Glaſe.

Da konnte Broſebach ſie getroſt wieder ſich ſelbſt überlaſſen. Ach, er ahnte nicht, wie wenig dieſem Frieden zu trauen war, ahnte nicht, welche Blitze und Donnerſchläge noch kommen ſollten!

Eine Stunde vor Mitternacht erhob Heinrich Steinvorth in ſeelenvergnügteſter Stimmung ſein Glas und begann folgendermaßen: „Lieben Freunde, Kameraden und Brüder, die wir hier ſo urgemütlich beiſammen ſind, wir haben nun ſchon zwei Hochs ausgebracht, wie es auch gut und löblich iſt: eins auf unſern Kaiſer, der den Geburtstag hat, und eins auf unſern Herrn Kantor, der dies Feſt eigentlich zuſtande gebracht hat, wie es auch gut und löblich iſt. Nun möchte ich aber fragen: Wem gebührt denn das dritte Hoch?“

Er hielt einen Augenblick inne, während Steffen Leineweber haſtig ſein Glas austrank und ſich geräuſchvoll räuſperte.

„Freunde und Brüder,“ ſetzte Heinrich wieder ein, „das dritte Hoch gebührt unſerm Bauermeiſter; denn was der Kaiſer für ganz Deutſchland iſt, das iſt der Bauermeiſter für ein Dorf...“

„Hm!“ machte Steffen Leineweber und verzog die Lippen, während Eſchehofs Heinrich

eifrig fortfuhr: „Und wie auf den Kaiſer, ſo können wir auch auf unſern Bauermeiſter ſtolz ſein . . .“

„Hm, hm!“ machte Leineweber, ſchüttelte den rechten Fuß und verkehrte die Augen.

„. . . ſtolz ſein,“ wiederholte Steinvorth mit Nachdruck, „denn unſer Bauermeiſter weiß ſeinem Amte vorzuſtehen, wie es gut und löblich iſt, und er ſorgt dafür, daß alles ſeine Ordnung kriegt . . .“

„So?“ höhnte Steffen jetzt, indem er ſich heftig auf ſeinem Stuhle herumdrehte und ſeinen Hals noch länger machte, „dann ſoll der Bauermeiſter aber auch endlich dafür ſorgen, daß endlich 'mal und endlich 'mal der Hegebergsweg in Ordnung kommt! Iſt das was? Kann ich da mit einem ordentlichen Fuder herkommen? Zum Donnerwetter 'mal!“

Heinrichs Geſicht zuckte ein wenig, aber er faßte ſich und ſetzte mit vollſter Kraft ſeiner Stimme aufs neue ein: „Ihr wiſſet's alle, die ihr hier verſammelt ſeid, was wir an unſerm Bauermeiſter haben, und wer das nicht recht geben will, der . . . der . . .“ Er würgte den Nachſatz zurück.

Steffen ließ ein ungemein garſtiges Lächeln ſehen und ſagte wie für ſich, aber ſo, daß es

doch jeder hören konnte: „Ja, ja, umſonſt ſteht man nicht ſo niedrig in der Steuerrolle!“

Der Bauermeiſter erbleichte, Heinrich biß ſich auf die Lippen, und es wurde unheimlich ſtill.

Da ſtieß Leineweber ſeinen Nachbarn in die Seite. „Du, Oppermann, biſte vom Bauermeiſter auch ſo fürſorglich eingeſchätzt?“

Ein Schrei gellte — ein Tiſch ſtürzte mit den Gläſern um, — Eſchehofs Heinrich und Leineweber lagen einander in den Haaren.

Ein wütendes Ringen und Raufen entſtand, während deſſen Leineweber ſeinem Gegner die langen Finger ſo ins Geſicht grub, daß das Blut in Strömen niederrann.

Als die andern das Blut ſahen, da kam eine heiße Wut über alle: Tiſche und Bänke wurden umgeſtürzt, Stühle und Gläſer zerſchlagen, die Trümmer als Waffen geſchwungen, und bald wälzte ſich die ganze Geſellſchaft in einem dichten Knäuel durch die Stube. Weithin ſchallte das Krachen, Knirſchen, Kreiſchen; fürchterlich tönte das Wutgeheul: „Hei ſall ſtarben — ſtarben ſall hei!“

Da flog die Tür auf. Starr vor Entſetzen, ſtand Broſebach da. Die Burſchen aber, als ſie ſahen, was da war, ſtürmten um ihn herum, ſchrieen: „Heute wird ſich nicht gekloppt! Heute

iſt Kaiſers Geburtstag!“ und mengten ſich alsbald in den Kampf, prügelnd die Prügelnden auseinanderzureißen. Die Frauen und Mädchen drängten herzu, umkreiſten weinend den wüſten Haufen, riſſen die Streitenden an den Rockzipfeln, die Kinder jammerten, und das Haus erbebte in ſeinen Grundfeſten.

So endete die Kaiſerfeier zu Woldhauſen.

In der nächſten Nummer des Kreisblattes hieß es:

„In Woldhauſen iſt Kaiſers Geburtstag leider mit einer großen Schlägerei beſchloſſen worden. Wie wir hören, hat es dabei erhebliche Verwundungen geſetzt. Dem Großkoſſaten Leineweber ſoll ein Arm abgeſchlagen, eine Rippe eingedrückt und das Naſenbein zerſchmettert worden ſein.“ ...

Seitdem glich Woldhauſen einem in zwei Teile zerfallenen Feuerherde: auf der einen Hälfte ſaßen die „Leineweberſchen“, auf der anderen die „Steinvorthſchen“. Ein troſtloſer Zuſtand. Herüber und hinüber flogen die Brände des Haſſes, der Rachſucht, des Spottes; bei jeder Gemeindeberatung gab es Sticheleien und Reibereien. Jeden dritten Tag mußte der Gendarm im Dorfe ſein, und wenn die Amborner und Hachhölzer, die Leineweber mit der großartigen Kaiſerfeier beſonders hatte ärgern wollen, auf ihren Äckern arbeiteten, mußten die

Woldhäuſer Gerichtswege tun. Die Steinvorthſchen, als die beſonnenſten, hätten wohl, obgleich ſie ſich in der Mehrheit befanden, die Hand zum Frieden geboten; allein Steffen Leineweber war trotz ſeiner verſchandfleckten Naſe derjenige, der das erlöſchende Feuer immer wieder von neuem anblies.

Broſebach fühlte ſich über dieſe Zuſtände ganz unglücklich; ihm war die Blüte der Berufsbegeiſterung geknickt. Anfangs wollte er ſofort um ſeine Verſetzung einkommen; doch dann dünkte es ihn unmännlich und ſeines hehren Amtes nicht würdig, wenn er jetzt den Ort verließe.

So hielt er denn wacker aus zwiſchen den beiden Feuern; doch wußte er ſich wohlweislich zu hüten, daß er dem einen näher kam als dem andern und ſich verbrannte. „Nicht mit den Parteien, ſondern über ihnen!“ hieß ſeine Loſung, während ſein heißeſter Gedanke vom Morgen bis Abend war: Wie ſtelle ich den lieben Woldhäuſer Dorffrieden wieder her?

Da kamen die ſchweren Trauertage des Kaiſerhauſes. Der allverehrte Kronprinz ſiechte an einem heimtückiſchen Leiden dahin; der von Schmerz überwältigte Heldenkaiſer legte ſich ſterben, ehe noch ſein einundneunzigſter Geburtstag

gefeiert wurde. Dann die neunundneunzig Angst- und Wehetage, nach denen man das furchtbare Geſchick des geliebten Kaiſers ſich erfüllen ſah.

Ein tiefer Schmerz durchdrang alle deutſchen Lande, erfüllte alle Herzen, verband alle deutſchen Völker zu einer einzigen großen Familie. Und wie im Großen, ſo im Kleinen. Die Gemeinſamkeit des Schmerzes rückte die Herzen zuſammen; manche alte Feindſchaft wurde aufgehoben, manche zerriſſene Freundſchaft wieder feſt verknüpft.

Da ſchlug auch für Woldhauſen die Stunde der Verſöhnung. In Schule und Kirche, in den Häuſern wie auf der Straße war Broſebach eifrig beſtrebt, den Bauersleuten das unſägliche Leid des Kaiſerhauſes zu ſchildern.

Ergriffen und gerührt drängten ſich die Leute um ihn; wo er nur geſehen wurde, ſtrömten ſie ſcharenweiſe zuſammen, um aus ſeinem Munde die neueſten Nachrichten zu vernehmen. Anfangs hielten ſich die Leineweberſchen zwar ſichtlich zurück, wenn ſie Steinvorthſche bei dem Kantor ſahen; bald indes fügte ſich's, daß die Leineweberſchen mitten unter den Steinvorthſchen ſtanden. Sie gingen freilich noch manchmal als ſtille Feinde auseinander; gleichwohl merkte Broſebach an ihrem ganzen Benehmen, daß allen ein

innerliches Verlangen nach Aussöhnung gekommen war und es vielleicht nur eines Anstoßes bedürfe, um die Aussöhnung auf der Stelle herbeigeführt zu sehen. Aber er wollte dies Verlangen unter dem allgemeinen Weh noch reifen lassen.

Da kam die Meldung: „Unser guter Kaiser Friedrich hat ausgelitten!“

Ganz Woldhausen versammelte sich vor dem Schulhause; dichtgedrängt standen die Leineweberschen mit den Steinvorthschen zusammen, und erschüttert hörten alle den unter Tränen sprechenden Lehrer an. „Meine lieben Woldhäuser,“ so schloß er seine Mitteilungen, „unser Dorf hat einen traurigen Ruf erhalten, daß ihr grade auf Kaisers Geburtstag miteinander in Unfrieden gekommen seid. Löscht nun diese Schmach aus, indem ihr auf Kaisers Todestag allen Hader schlichtet und einander Friede und Freundschaft gelobt. Gedenket der beiden verblichenen Monarchen und denkt, ihr wollt es ihnen zu Liebe tun, wenn ihr euch jetzt die Hand zur Versöhnung reicht!“

Er schwieg und sah traurigen Auges über die Versammlung hin. Die Männer standen da mit gebeugtem Haupte; die Frauen hielten schluchzend die Schürzen vors Gesicht.

Auf einmal drängte Heinrich Steinvorth sich

durch die Reihen und ſagte zitternden Tones: „Steffen, ich bin bereit, du auch?“

Leineweber ſchluckte ein paarmal, griff ſich an die Kehle, wiſchte ſich mit der knochigen Hand über die Augen und brach heulenden Tones in die Worte aus: „Ja, Heinrich, wir wollen uns wieder vertragen — das verſteht ſich!“

Sie reichten ſich die Hände, und alle anderen folgten ihrem Beiſpiele, denn die noch zögerten, wurden von den Frauen gewaltſam zuſammengedrängt.

So war der teure Frieden wiederhergeſtellt, und eitel Freude herrſchte in Woldhauſen.

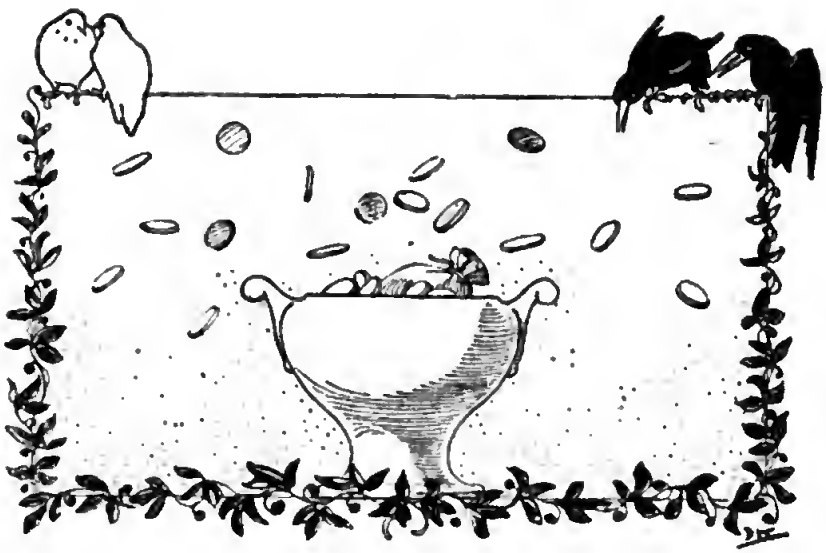
Steffen Leineweber machte in ſeiner Rührung den Vorſchlag, den Frieden durch einen gemeinſamen Trunk im Kruge zu bekräftigen; aber Broſebach ſagte haſtig und mit einer abwehrenden Gebärde: „Beſſer nicht, lieber Leineweber! Es will ſich zu dieſer ſchweren Zeit übel ziemen, ein Gelage abzuhalten, zumal wenn wir bedenken, welcher Gefahr wir den jungen Frieden dabei ausſetzen.“

Man verſtand ſeine Andeutung und billigte ſie; ſelbſt Steffen Leineweber nickte beifällig, indem er ſagte: „Ich meinte ja auch bloß nur ſo, weildeſſen . . .“

Broſebach lächelte, und ſein letztes Wort

war: „Eins hätte ich noch auf dem Herzen, Woldhäuser! Wenn wir unſeres jungen Kaiſers Geburtstag feiern, ſo laßt uns neben unſere kräftig aufwachſende Kaiſereiche eine Friedenseiche pflanzen, damit nicht nur euch, ſondern auch euern Kindern und Kindeskindern die Erinnerung an das heutige Friedensgelübde immerdar vor Augen ſteht!“ . . .

Wer heute nach Woldhauſen kommt, der ſieht auf dem Gemeinde-Verſammlungsplatze richtig zwei junge Eichen grünend emporſtreben, deren jüngere genau nach den Worten des Lehrers am ſiebenundzwanzigſten Januar 1889 unter Beteiligung der ganzen Gemeinde gepflanzt wurde. Es ſind zwei kerngeſunde, herrliche Stämme. Mögen ſie zu mächtigen Bäumen heranwachſen und Jahrhunderte überdauern!



Ich ſchenke Braut und Bräutigam tauſend Taler!

Über dem Dorfe Langenrode ſteht faſt lotrecht die glühende Juniſonne. Die kleine Kirchenglocke verkündigt hell und freundlich die Mittagsſtunde, und Menſchen und Tiere eilen dem ſchattenkühlen Dache zu.

Aber einen weiß ich, für den es auch im glutvollſten Junimittag keine Raſt und keine Ruhe gibt. Dort ſteht er in bloßen Hemdärmeln und offener Weſte in ſeinem von üppigem Wachstum ſtrotzenden Garten, bückt ſich hier und bückt ſich da, bohrt hier und da eine ſchartige Meſſerklinge tief ins Erdreich und wirft eine Hand

voll junger Disteln und Schachtelhalme über den Lattenzaun. Dabei sammelt sich der Schweiß an der dünnen Nasenspitze und bildet dort leuchtende Schusterkugeln. Jedesmal, wenn der Mann seinen überlangen, hageren Oberkörper aufreckt, wendet er das vertrocknete Gesicht hastig dem Wohnhause zu, dessen Giebelseite an den Kohlhof stößt, und nach dem Wege, der aus dem Innern des Dorfes herkommt und gerade an der Haustür vorüber läuft.

Der Kollektant von Bielefeld ist wieder im Dorfe; da gilt es auf der Hut zu sein, daß nicht schließlich doch einmal ein Groschen mit ihm von dannen geht. Seit acht Jahren kommt er unverdrossen jedes Jahr zweimal auf den Hof und obwohl er nicht einmal etwas gefischt hat, ist doch anzunehmen, daß er auch im neunten Jahr, denn solche Art Leute ist hartnäckig, nicht vorbei geht.

Weiß Gott, da ist er schon! Und stracks zur Haustür schreitet er.

Henneke hustet. Da wendet sich der Kollektant und ruft mit großer Freundlichkeit: „Guten Tag, Herr Henneke!"

„Tag!"

Der Bielefelder tritt an die Umfriedigung heran und legt die Arme ein wenig darauf.

„Bei Ihnen gibt's wohl gar keinen Mittag, Herr Henneke?“

„Bei Ihnen wohl auch nicht?“ brummt Henneke und kriegt raſch eine Diſtel beim Schopf, die ſich dreiſt vor einen Kohlkopf gepflanzt hat.

„Ich finde die Hausherren nur am Mittag zu Hauſe,“ ſagt der Kollektant, wiſcht ſich den Schweiß aus dem Geſicht und fängt an von der Ernte, die doch gar ſo prachtvoll ſtehe im ganzen Felde.

Da kommt vom Hauſe her ſchlurfenden Ganges ein langaufgeſchoſſener Burſche, der ſeinen Kittel auch an den Haken gehängt hat. Er wiſcht ſich mit dem Hemdärmel unter der geradeaus weiſenden und wie bei dem Alten ſpitz zulaufenden Naſe hin, kratzt ſich in dem ſtrohernen Haar und reckt den hagern Hals wie ein Gänſerich, der beißen will. „Wir geben nichts,“ fährt er den Kollektanten mit blecherner Stimme an, — „wer gibt uns 'was? Jeder ſoll für ſich ſelber ſorgen.“

„Ich komme im Namen des Elendes, und meine Pflicht iſt, an jedem Hauſe anzuklopfen. Und damit am jüngſten Tage keiner ſagen kann, daß er das Klopfen nicht gehört hätte, ſo komme ich immer wieder zu Ihnen, ob ich auch ſchon ſo manchen vergeblichen Gang hier heraufgetan

habe.“ So der Kollektant in seiner eigentümlichen Unverdrossenheit.

Er hat noch nicht ausgesprochen, als die Haustür aufgeht und ein Mädchen heraustritt.

Sie legt die Hand übers Auge, blickt forschend zu den Männern hinüber und geht rasch hinzu. Man sieht's ihr an, daß sie gerade vom Herde kommt. Die große blaue Küchenschürze, deren linken Zipfel sie zwar im Daherkommen rasch unter das rechte Schürzenband steckt, so daß die saubere Hausschürze sichtbar wird, zeigt einen tüchtigen Rußstreifen, der gewiß eben erst beim Abheben des heißen Kochtopfes entstanden ist. Sie muß wohl eifrig hantiert haben, denn ihr hübsches, rundwangiges Gesicht, aus dem zwei muntere blaue Augen dem Kollektanten freundlich zublicken, ist bis zum vollen flachsblonden Haar hinauf glühendrot.

„Nicht wahr, Vater, wir geben diesmal auch 'was?“ wendet sie sich bittend an den Alten, für dessen Kind sie niemand halten könnte, der nicht ihre prächtige Mutter gekannt hätte, die nun schon mehrere Jahre im Grabe ruht.

„Kümmere du dich um deinen Kochtopf!“ fährt Jung-Henneke sie an, noch ehe der Vater ihr seinen verweisenden Blick hat zuwerfen können.

Der Kollektant sieht das empörte Mädchen

an und nickt ihm zu. „Ich danke Ihnen, Mathilde. — Sehen Sie, Herr Henneke, ich komme gerade vom Riesbeckhofe. Der Tod hat dort im Laufe des Jahres viel geändert. Ach, das waren gute, liebe Leute, die Alten! Acht Jahre ist der Bote des Elends zu ihnen gekommen, und nie hat er ein unfreundlich Wort gehört, und nicht einmal ist er leer bei ihnen ausgegangen. Täuscht mich nicht alles, so ist ihr Sohn das ganze Ebenbild seines Vaters.“

Mathilde sieht verschämt zu Boden.

„Die Riesbeckleute hätten dafür lieber ihre Schulden bezahlen sollen!“ höhnt der hagere Jüngling.

„Hast ganz recht, Junge,“ bekräftigt der Alte, „anderen Leuten schuldig bleiben und sich dann dicke tun“ . . .

„Vater, es ist gar nicht schön, wenn einer von Menschen, die unter der Erde liegen, so schlecht spricht! Die Riesbeckleute solltet Ihr Euch nur zum Vorbild nehmen!“ Eben noch voll sichtlicher Verlegenheit, steht das Mädchen jetzt flammenden Auges da.

Der Alte sieht sie unwillig an und kneift die Lippen zusammen. „Ich weiß wohl, was aus dir spricht, dummes Gösseln! — Kriegen tust 'n

aber mit meinem Gelde nicht! Das merke dir. — Iſt's Eſſen gar?"

Während Jung-Henneke höhniſch grient, wendet ſich Mathilde ſchnell nach dem Hauſe zurück.

Der Kollektant ruft ihr einen freundlichen Gruß nach, grüßt auch die beiden ſchon abgekehrten Männer in gelaſſener Freundlichkeit und ſtapft von dannen.

Am nächſten Sonntagabend — im Kornfelde ſchlug die Wachtel — ging ein ſchlanker Burſch mit einem blühenden Mädchen Hand in Hand am weidenumſäumten Riesbeck hinauf, einem ſchmalen Bächlein, das gerade bei dem Riesbeckhofe ins Dorf eintritt. Außer ihnen nah und fern kein Menſch. Aber ein himmliſcher Engel war in ihrer Mitte: die Liebe.

„Welch ein Glück! Welch ein Glück! Welch ein Glück!" jauchzte die Wachtel.

„Hörſt du die Wachtel, Mathilde?" fragte der Riesbeckfritz und neigte ſich zärtlich zu ihr.

Sie ſchwieg und ſeufzte nur.

Ach, die Wachtel wußte nur nicht, daß es ein Glück war in ſchweres Leid gefaßt; ach, die Wachtel kannte den Großkötner Henneke nicht.

Die Wachtel wußte auch nicht, was er dem Burſchen mit dem hellen, treuherzigen Blick heute morgen geantwortet hatte.

„Liebe? Hehehehe! Meinſt du, ich hätte Haferſtroh im Kopf und merkte nicht, daß du deine Äpfel von meinen Bäumen pflücken willſt! Holla, 's wird nichts draus und es wird nichts daraus!"

Ja, liebe, gute Wachtel, in dieſer Tonart hatte der Großkötner Hennecke dem Riesbeckfritz den Marſch geblaſen.

Aber die Wachtel ſchlägt unverdroſſen fort: „Welch ein Glück! Welch ein Glück! Welch ein Glück!"

In Freud und Leid wandert das junge Paar der Wachtel nach, bis es tief, tief im wallenden Felde iſt. —

Als die Wachtel fortgezogen und das Feld leer geworden war, ſtand der Riesbeckfritz eines

Abends wiederum vor dem Vater seiner Herzliebsten, bescheiden, freundlich, aber fest.

Henneke schützte eine dringende Arbeit im Keller vor; denn er könne die Äpfel und Kartoffeln nicht alle bergen. Fritz sagte, er hätte Zeit, er wolle helfen und wich dem Alten nicht von den Fersen. Mathilde guckte verlegen lächelnd hinter der Küchentür hervor und nickte Fritz verstohlen zu.

Henneke blieb unentschlossen vor der Kellertür stehen, schabte sich am stoppeligen Kinn und sagte mit schlecht verhehlter Giftigkeit: „Was willste denn eigentlich?“

„Eure Mathilde, Ludwigvetter!“

Henneke schubste beide Schultern hoch und wandte sich wieder nach der Stube. Es gelang ihm nicht, den entschlossenen Freier abzuschütteln.

„Was du dir denkst, da hat 'ne Eule gesessen!“ nahm er nach einer Weile die pausenreiche Unterhaltung wieder auf. „Oder“ — begann er mit plötzlicher Lebhaftigkeit in scheußlich hämischem Tone, „würdest du unsere Mathilde auch haben wollen, wenn sie nackend wäre?“

„Und wenn sie so nackend wäre, daß ich ihr's Hemd auf den Leib kaufen müßte!“

Henneke warf seine Mütze in den Spannstuhl am Ofen und lachte. Indem kam der Junge

herein. „Willkommen!“ brummte er, dem Brauche getreu und ſchnürte mit einem mißgünſtigen Seitenblick auf Fritz den Riemen ab, den er um den Kittel geſchnallt hatte.

„Denke dir mal, Junge,“ wandte ſich der Alte an den Eingetretenen, „er will unſre Mathilde bloß ganz alleine, und ums Geld will er ſie gar nicht.“

„Ganz recht,“ bekräftigte Fritz mit ruhigem Ernſt. „Wenn Ihr mir Eure Tochter nur aus dem Grunde verweigert, weil Ihr meint, ich wolle ſie nur ums Geld, ſo erkläre ich Euch gern, daß ich aufs Geld ganz und gar verzichte.“

Henneke machte ein verkniffenes Geſicht. War es denn nur denkbar, daß ein Menſch, der's Geld ſo nötig brauchte, ſo etwas im Ernſt ſagen konnte? „Oha!“ rief er dann; „du denkſt, habe ich nur erſt die Krippe, kriege ich auch die Kuh und das Futter dazu. O, wir ſind gerade ſo ſchlau!“

„Ich will Euer Geld nicht und will's Euch ſchriftlich geben, wenn Ihr's verlangt, Ludwigvetter!“ ſagte Fritz mit aufwallendem Tone.

Jung-Henneke, der ſich den Kittel über den Kopf gezogen hatte, warf ſeinem Vater einen zuſtimmenden Blick zu und hängte ſeinen Kittel mit einem häßlichen Grinſen an einen Wandhaken.

Der Alte kniff die Lippen zusammen und ging hastig durch die Stube. Dann blieb er stehen und sagte: „Das Mädchen nimmt ja doch keine Vernunft an, und ist dir's denn wirklich bloß um sie allein zu tun, so kannst du sie kriegen."

Etliche Tage darnach, als der alte Henneke und sein Sohn allein auf dem Felde waren und dürren Klee luden, sagte der Alte, der auf dem Wagen stand: „Junge, weißt du was?"

Der Junge ließ vor Erwartung das schon erhobene Kleebund wieder sinken, so ungewöhnlich schien ihm der Ton des Vaters.

Der Alte schnäuzt sich und sagt: „Ich will dem Mädchen tausend Taler verschreiben und sie ihr am Hochzeitstage geben, so brauchen wir uns hernach nicht schlecht machen zu lassen."

„Meinetwegen kann sie ja den ganzen Hof kriegen!" antwortet der Sohn giftig und wirft das neue Bund, daß Samen und Blätter rauschend zu Boden fallen.

„Wenn ich ihr geben wollte, was ihr eigentlich zukäme," sticht nun der Alte, „so möchten's leicht verschiedene tausend Taler werden."

„Meinetwegen verschreibt sie ihr nur! Ihr sollt einmal sehen, wie sich der Riesbeckfritz da-

mit groß tut, und die Hälfte kriegt gewiß der Kollektant von Bielefeld! Daß ich Euch nichts vertue, Vater, das wißt Ihr; daß die Krüger und die Muſikanten bei mir nichts verdienen, das wißt Ihr auch. Ich halte das Unſere zuſammen wie Ihr."

„Das iſt wahr, darum ſoll auch alles beiſammen bleiben. Bloß tauſend Taler, die will ich ihr verſchreiben."

„No gut, Vater, mag's um die tauſend Taler ſein, dann ſollen ſie aber auch gleich Anſtalt machen. Denn ehe Mathilde nicht aus 'm Hauſe iſt, kriegen wir die Eſchenhägener nicht herein."

„Meinetwegen können ſie morgen am Tage freien."

Jung-Henneke rickelte die von graujackigen Fliegen geplagten beiden Gäule zurecht, nahm die Forke wieder zur Hand und fragte mit lauerndem Blick: „Willſte ihr denn 'ne große Hochzeit geben oder nur 'ne kleine?"

Henneke ſah prüfend über die Schicht hinab, „ne große? J was! Da hat man doch keinen Dank von. 'ne große Hochzeit in Langenrode, das weißt du ſo gut wie ich, iſt auch immer 'ne große Proſtemahlzeit. Denn die Leute wollen nicht bloß auf ſo 'ner Hochzeit herrlich und in Freuden leben, ſondern auch von allem noch

reichlich mit nach Hauſe nehmen. Nicht wahr? Das iſt doch 'mal ſo Sitte und Brauch in unſerm Dorfe. Da müßten wir 'n Rind ſchlachten, 'n paar Schafe totſtechen und gut und gern 'n paar Malter Weizen zu Kuchen verbacken."

„No ja, Vater! Die Leute müſſen dafür aber doch auch tüchtige Geſchenke geben und 's Bare fällt doch in unſerm Dorfe nicht dem Bräutigame zu, ſondern dem Vater, der die Hochzeit gibt ..."

„He ja, aber das ſchlägt 'r doch nicht hin."

Jung-Henneke ergriff die Leine und fuhr nach dem letzten Haufen.

„Vater!"

„Hä?"

„Mathilde iſt doch nun 'mal Eure Tochter, und es ſähe nicht gut aus vor den Leuten, wenn ſie keine ordentliche Hochzeit kriegte. — Vater!"

„Hä?"

„Mir fällt was ein, weil ich gerade an unſere alte Büntge (bunte Kuh) denke. Sieh 'mal, die nimmt doch kein Metzger, und wir müßten ſie gewiß zu einem Schandkaufe hingeben. Und mit den vier alten Mutterſchafen geht's uns juſt eben ſo. Auch liegen noch mehrere Malter ausgewachſener Weizen auf 'm Boden. Das könnten wir alles ſchön zu Gelde machen, wenn wir für unſere Mathilde 'ne große Hochzeit anrichteten.

Und dann beſtellen wir den Schremmerfriedrich mit ſeinen Muſikanten, denn was die koſten, dafür müſſen ja die Gäſte aufkommen. Sieh 'mal, Vater, dann machen wir noch 'n gutes Geſchäft und brauchen uns von Mathilde nichts vorhalten zu laſſen."

Der Alte ließ, was ihm noch nicht paſſiert war, das eben aufgereichte letzte Bund Klee zur Erde fallen und ſah den Sohn faſt zärtlich an. „Junge, wie du nur gleich ſo auf alles kommſt! Gewiß, Mathilde ſoll 'ne große Hochzeit haben; dann braucht man ſich hernach nichts vorwerfen zu laſſen, da haſte recht, Junge! 's iſt doch nun 'mal meine Tochter. — Reich 'n Heubaum 'rauf und denn jüh!"

Das war eine Überraſchung für die Langenroder, als nun die Hochzeitsbitter durchs Dorf galoppierten und faſt vor jedem Bauernhauſe die Piſtolen knallen ließen.

Die Langenroder ſchlugen die Hände zuſammen und wußten nicht, was ſie dazu ſagen ſollten. Henneke mußte ſich über Nacht wunderbar verwandelt haben, daß er ſich plötzlich hatte entſchließen können, ſeiner Tochter eine „große" Hochzeit zu geben.

Nun, man nahm die Einladung an und beſchloß, ſich einmal gütlich zu tun an Hennekens Reichtümern.

Am Hochzeitsmorgen — es war natürlich ein Donnerstag — ſtrömten die Geladenen aus allen Himmelsrichtungen in vollem Feſtſtaat herbei; die Stuben des Hennekeſchen Hauſes vermochten nicht den dritten Teil zu faſſen; deshalb waren auf der großen Scheuer zwei lange Tafeln hergerichtet, die bald gedrängt voll ſaßen.

Im ausgeräumten Banſenfache ſaß das Muſikantenchor. Sieben Köpfe, und was für welche! Sie ſchmetterten die luſtigſten und auch die traurigſten Stücklein, und alles ſchien „kreuzfidel und puppenluſtig“ werden zu wollen.

Wäre nur der rote Meyer nicht dabei geweſen, der keine zehn Minuten ruhig ſitzen konnte, ohne irgend eine Bosheit auszuhecken!

Da ſaß der Ausbund zwiſchen dem Riesbeckmüller und dem Unterdorfskrüger und ſchlug plötzlich wie in heller Verzweiflung die Hände über dem Kopfe zuſammen; dann begann er mit dem Meſſer auf ſeinem Teller zu wüten, daß man meinen mußte, er wolle ſieben Rieſen umbringen. Ein gewaltiges Gelächter ertönte, und danach gab es rundum auf allen Tellern ein ſo fürchterliches Knirſchen und Krachen, daß die

Muſikanten hoch oben ſich die Ohren zuhalten mußten, um nicht aus dem Texte zu kommen.

Indem gerät der junge Henneke, der ſich ſonſt gleich ſeinem Vater ſehr rar macht, zum erſten Male auf die Scheuer, und plötzlich wird alles ſtill, auch die Muſikanten ſind ſtill.

O Jung-Henneke, wärſt du bei deinem Vater in der Küche geblieben!

Der rote Meyer erwiſcht ihn am Rockzipfel und ſagt mit verdächtiger Freundlichkeit, während alles geſpannt aufhorcht: „Ihr habt alles recht hübſch eingerichtet, Junge, das muß man euch laſſen.“

„Ja, das muß man euch laſſen!“ widerhallt es in der Runde.

Und der Rote wieder: „Dieſer wundervoll ſaftige Braten . . .“

Nun wirft ſich Henneke in die Bruſt und verzieht das fahle Geſicht ein wenig. „Ja, es war auch eine ſchöne fette Kuh!“

„War ſie bunt, die ſchöne fette Kuh?“

Darauf Henneke wieder: „Nein, ganz ſchwarz!“

Alles kichert, nur der Rote nicht. „Dann hieß ſie wohl auch nicht — Büntge?“ erkundigte er ſich ganz ernſthaft.

Jung-Henneke lief und ward nicht mehr gesehen.

Jetzt kam das Brautpaar herzu. Mathilde grüßte die Gäste mit verweinten Augen.

Darob sofort auf allen Seiten gerührte Stimmung, und man warf dem roten „Kujonen“ mahnende Blicke zu. Er besaß auch Zartgefühl genug, gleich allen anderen Gästen an dem Büntgebraten herumzuknabbern, als ob es der süßeste Leckerbissen wäre.

Der zweite Hochzeitsmittag war da, — und nun standen auf einmal alle Tafeln voll der prächtigsten Schinkenbraten, und die Muskatellerflaschen reihten sich an wie ein großer Tannenwald.

Der Schmaus hatte indessen kaum begonnen, als der Hochzeitsvater mit Hilfe seines Sohnes draußen im freien Hofraume eine weißverhaugene Brettertafel aufstellte und zwei große weiße „Kümpe“ daraufsetzte.

Wer daraus noch keinen Schluß auf die angebrochene Stunde hätte ziehen können, dem sagten's nun die Musikanten, die sich nah der Tafel aufstellten und zu spielen begannen:

„Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Mädel mit?
Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Mädel mit?“

Nach vielen verſteckten Winkeln des alten und des jungen Henneke kam endlich das Brautpaar herzu und ſetzte ſich oben an die Tafel, wo die „Kümpe“ ſtanden. Das war das herkömmliche Zeichen für die Hochzeitsgäſte, vom Schmauſe aufzuſtehen und Braut und Bräutigam zu beſchenken.

Allein die Hochzeitsgäſte taten, als verſtänden ſie das Zeichen nicht, als wäre keiner unter ihnen zu Langenrode daheim; indes glaubte der junge Henneke einmal zu bemerken, daß Fritz und Mathilde ſich mit den Gäſten durch heimliche Zeichen verſtändigten.

In ſteigender Erregung rennt er, rennt auch der Alte umher, und die aſchfahle Farbe ihrer Geſichter iſt ſchon lange einer fieberhaften Röte gewichen. Was hilft's? Die Gäſte ſitzen da wie angenagelt, trinken und ſchmauſen, lachen und jauchzen, und es iſt kein Ende.

Da kommt der Hochzeitsvater aus dem Hauſe geſtoben, ſchwenkt einen raſſelnden Beutel in der Hand, ſchlägt ihn vor dem jungen Paare gewaltig auf den Tiſch und ruft: „Ich ſchenke Braut und Bräutigam tauſend Taler!“

Aufgeſprungen waren plötzlich alle von den Tafeln, und man drängte herzu, als gälte es, ein Mirakel anzuſchauen.

Nur der Unterdorfskrüger und der rote Meyer hatten es nicht so eilig. „Höre bloß einer, wie er noch mit seiner lumpigen Mitgift prahlt!“ rief der Krüger und führte sich wieder ein prachtvolles Schinkenstück zu Gemüte. Und der rote Meyer, der noch einmal eine dicke Scheibe von der Wurst schnitt, stichelte: „Je schlechter die Sache, desto größer das Wort! Das ist so Halunkenart.“

Die andern stellten unterdessen Rechenexempel an, um herauszubringen, wie groß eigentlich die Mitgift hätte sein müssen, wenn es hier ehrlich zugegangen wäre. Einige kamen aufs fünf-, andere gar aufs zehnfache. Indes mußte man nun auch näher an die Kümpfe heran.

Man hatte sich vorgenommen, die üblichen Geldgeschenke genau nach dem Wert des Büntgebratens zu bemessen; doch die feurigen Nachwirkungen des eben unterbrochenen Schmauses hatten den Groll mit sich in die Lüfte geführt; die angeborene Gutmütigkeit brach wieder durch, die Aussicht auf eine flotte Fortsetzung des Schmauses nach der Beschenkung stärkte sie, und so einigte man sich schließlich dahin, daß man „schandehalber“ nur bei dem herkömmlichen Schenkungssatze, fünf Taler und darüber und darunter, bleiben wolle.

Und nun ging's an, indem die blanken Taler in die Kümpfe flogen: „Ich ſchenke Braut und Bräutigam fünf Taler!“ ... „Ich ſchenke Braut und Bräutigam ſechs Taler!“ ... „Und viel Glück und Segen dazu!“ wurde gerührten Tones hinzugefügt, während man dem beſchenkten Paare herzhaft die Hände drückte. Als Quittung erhielt jeder Schenkende ein Kuchenſtück ausgehändigt, deſſen Plattheit und gräuliche Färbung dem roten Meyer neue Gelegenheit zu überlauten Verwunderungen gab. —

Die letzten Taler hatten geklappert; nun ſollte der „Brautgriff“ kommen.

Nach der Sitte darf nämlich die Braut in den geſchenkten Geldhaufen hineingreifen und ſo viel herausnehmen, als ſie mit einer Hand zu faſſen vermag.

Doch eh' man ſich's verſah, hatte der junge Henneke den einen, der alte den andern Kumpf erwiſcht, und fort waren beide, Kümpfe und Kerle. Nur den Beutel mit der kargen Mitgift hatten ſie zurückgelaſſen.

Da ſchwang ſich der rote Meyer auf die Schenktafel und rief: „Junge Frau, nimm die geſchenkten tauſend Taler für den Brautgriff und vergiß nicht, daß du überdies von deinem Vater noch tauſend Taler zu fordern haſt, nämlich

die, die er dir verſchrieben hat. — Wir wollen darum hübſch in acht behalten, daß der Hochzeitsvater geſagt hat: ich ſchenke Braut und Bräutigam tauſend Taler!“

Die Hochzeitsgeſellſchaft begriff den Pfiffikus erſt allmählich, brach dann in ſtürmiſche Zuſtimmung aus und ging in tönender Luſt nach den Feſttafeln zurück, um den Schmaus aus allen Kräften fortzuſetzen. Juchhe, Hochzeit! Sollte das noch ein vergnügter Nachmittag werden!

Ja, ſchöne Proſtemahlzeit! Alle Herrlichkeiten waren verſchwunden, und auf allen Tafeln praugten wieder die dürren Büntgenreſte.

Die beiden Henneken aber waren vom Erdboden verſchwunden. Und als Mathilde voller Entſchloſſenheit die Tiſche decken wollte, ſtellte ſich heraus, daß Keller und Kammer von innen feſt verſchloſſen waren.

Es mochte alſo wohl der Alte im Keller und der Junge in der Kammer ſitzen, oder umgekehrt.

Das Brautpaar war in völliger Verzweiflung. „Dieſe Schande überſtehe ich nicht!“ weinte Mathilde. Fritz nötigte: „Kommt, geht mit uns auf den Riesbeckhof und nehmt vorlieb mit dem, was wir euch zu bieten vermögen.“

Die Gäſte aber hatten aufrichtiges Mitleid

mit ihnen und ſagten: „Kinder, macht euch keine Sorge, denn ihr könnt nichts dazu.“

Darauf zog man einmütig nach dem Unterdorfer Kruge, um dort die Hochzeitsfeier auf eigene Koſten zu beſchließen.

Der rote Meyer ging an der Spitze und ſang:

„Es war einmal ein reicher Mann,
Der hatt' ein großes Gut,
Heidu, Heidi, Heidallala,
Der hatt' ein großes Gut
Und einen zerriſſenen Hut.“ Uſw.

* * *

Der alte Henneke ſtand in der Küche am Stutztroge und „ſtumpelte“ Diſteln und Darenhörſte*) für die Gänſe. Das war ein billiges, aber ein gutes Futter, bei dem man den Garten hübſch ſchonen und doch viele Gänſe halten konnte. O, er verſtand ſich darauf, Gottes Zugaben ſich zu Nutze zu machen. Da plötzlich kam ihm etwas zwiſchen ſeine Gänſegedanken, das er nicht erwartet hatte. Seine Tochter nämlich. Es war nach der Hochzeitsfeier das erſte Mal, daß er ſie wieder ſah.

„Vater!“

„Hä?“

*) Butterblume.

„Wie iſt's eigentlich mit den tauſend Talern, die Ihr mir verſchrieben habt? Wir könnten ſie jetzt gut gebrauchen."

„Was willſte?" Henneke hält mit Stumpeln inne und guckt ſeine Tochter von oben bis unten groß an. „Habe ich euch die tauſend Taler nicht an der Hochzeit rund und voll ausbezahlt? — Ei, du weißt es nicht? Da muß ich ja nur froh ſein, daß ich euch das Geld vor ſo vielen Zeugen gegeben habe."

„Ich weiß nur, daß Ihr uns tauſend Taler geſchenkt habt und daß ich die tauſend Taler, die in der Verſchreibung ſtehen, noch bekommen muß. Es iſt gut, daß Ihr Euch ſelbſt auf die Zeugen beruft."

Henneke dreht ſich herum und faßt das Stutzeiſen wie einen Knüppel. „Ungeratenes Geſchöpf, willſt du an deinem alten Vater auch noch zur Gaunerin werden? Iſt das der Dank für meine Gutmütigkeit? du . . . du . . ."

„Es iſt nicht zu verwundern, Vater, wenn die Tochter eines Gauners auch eine Gaunerin wird. Gott verzeih' mir, daß ich das ſagen muß. Aber mit der Schmach und Schande, die Ihr mir an meiner Hochzeit angetan habt, iſt mir auch die ſchreiende Ungerechtigkeit zum Bewußtſein gekommen, durch die Ihr mich in Nachteil

ſetztet — ja, und darum fange ich Euch in Eurem Wort und verlange die tauſend Taler.“

Henneke keuchte, ballte die Fäuſte um den Stutzeiſenſtiel, als wollte er die Tochter zerſtumpeln und ſchrie mit überſchnappender Stimme: „Nichts, nichts, nichts, gar nichts mehr kriegſte! Und jetzt will ich euch 'n Riegel vorſchieben, den ihr nicht wieder weg kriegen ſollt.“

Vater und Tochter trennten ſich in bitterſter Feindſchaft. Der kleine magere Spitz aber, der nichts von Feindſchaft wiſſen will, läuft eine Strecke bittend hinter ihr her und kehrt erſt um, als ſie ihm den Kopf geſtreichelt hat.

Schon am dritten Tage darauf ging die Kunde durchs Dorf: „Der reiche Schlagmüller aus Eſchenhagen iſt mit ſeiner Tochter auf Henuekens Hof gefahren; nun wird's feſt gemacht!“

Und wirklich, es wurde feſtgemacht. Nun wußten Fritz und Mathilde, welches der Riegel war, mit dem der Vater ihnen gedroht hatte. „Mögen ſie ſo glücklich werden wie ſie nur können!“ ſagte Fritz, „wir kommen auch ans Ende.“

Wäre der rote Meyer nicht geweſen, ſo hätte ſich auch Mathilde ohne Zweifel darein ergeben.

Der aber hörte nicht auf zu blaſen und zu ſchüren. Morgens, wenn die Riesbeckleute eben

aufgeſtanden waren, klopfte er ſchon ans Fenſter, des Mittags rief er über den Zaun, und des Abends war er auch wieder da. Er redete wie ein geborener Advokat und ruhte und raſtete nicht, bis die Riesbeckleute ihren Anſpruch bei Gericht geltend machten.

Eine ſolche Gerichtsverhandlung hatte die kleine Kreisſtadt bis dahin noch nicht geſehen. Alle Hochzeitsgäſte aus Langenrode und Umgegend, die von dem Büntgebraten gegeſſen hatten, waren als Zeugen und Zuhörer zugegen, und es ging wie ein breites Lachen durch das Gerichtsgebäude.

Um ſo giftiger ſtand der verklagte Hochzeitsvater da und ſuchte dem Richter immer wieder begreiflich zu machen, daß die an der Hochzeit geſchenkten tauſend Taler ja eben die tauſend Taler wären, die er in ſeiner Gutmütigkeit der ungeratenen Tochter verſchrieben hätte.

Das Gericht aber, das Hennekens Verhältniſſe ſehr genau und nicht nur aus den geſchriebenen Akten ſtudiert hatte, verhörte die Zeugen und entſchied, daß die verſchriebenen tauſend Taler noch zu zahlen wären und zwar unverzüglich. Auch wurde Henneke in die Koſten des Verfahrens verurteilt. Sie waren in dieſem Fall ungewöhnlich hoch; hatte doch der größte Teil der Hochzeits-

gesellschaft Zeugengebühren zu beanspruchen. 's wäre gerade das, was man an der Hochzeit zu viel geschenkt hätte, spottete der rote Meyer.

Zwischen dem Schlagmüller und dem alten Henneke einerseits und der Schlagmüllerstochter und Jung-Henneke andererseits kam es infolge des Prozesses zu äußerst scharfen Auseinandersetzungen. Schon drohten sie in einen völligen Bruch auszuarten, als der Schlagmüller einlenkte und sagte, wenn der Bräutigamsvater auf die übliche Leibzucht verzichte, möchte es drum sein, möchte die „Sache ihren Gang gehen".

Henneke wand und krümmte sich erst eine Weile, mußte aber doch froh sein, ein Mittel gefunden zu haben, das die reiche Partie rettete, und so erklärte er sich dann zu dem gewünschten Verzicht ohne weiteres Besinnen bereit. —

Vier Wochen später feierte man zu Eschenhagen große Hochzeit, wozu natürlich die Riesbeckleute nicht geladen waren. Kam die Rede einmal auf sie, hatte der alte Henneke bloß ein Wort: „Ich will schwer gestraft sein, sage ich je wieder, daß ich eine Tochter habe."

* * *

An einem Morgen in der nächstjährigen Heuernte ging die junge Frau vom Riesbeckhofe,

mit Kiepe und Kanne belaſtet, raſchen Schrittes den Weg entlang, der in die untern Riesbeck-wieſen führt. Ihre Gedanken waren beim Vater; verging doch keine Stunde des Tages, daß ſie nicht an ihn dachte. Sie hatte vernommen, daß die Schlagmüllerstochter in dem Vaterhauſe ein gar ſchlimmes Regiment führte. Der Vater ſollte darob ganz „tiefdenkeriſch“ geworden ſein, auch in der letzten Zeit auffallend gealtert haben. Sie ſelbſt hatte ihn ſchon lange, lange nicht mehr geſehen. „Wenn er mir jetzt begegnete! Kein Menſch wäre uns nah — o, ich wollte ihn ge-wiß nicht vorbei laſſen! Bei der Hand wollte ich ihn nehmen und ihn halten, bis er wieder freundlich werden müßte, und ich würde zu ihm ſagen: Vater, komm zu uns, da ſollſt du es gut haben. O, das Geld, das garſtige Geld — das iſt an allem ſchuld!“

Sie ſetzte die im Tuche getragene Kanne für einen Augenblick auf den Rain am Wege, trocknete ſich mit der Schürze den Schweiß aus dem Ge-ſichte und band die los gewordenen Schuhriemen feſt. Als ſie ſich wieder aufrichtete und über das flimmernde Feld ſah, blieb ſie wie erſtarrt ſtehen.

Quer durch das Feld lief ein Mann, in dem ſie alsbald ihren Vater erkannte, den Hügel hinauf, dem dunkeln Forſte zu, der ſich über die Höhe

hinzieht. Barhäuptig und wild, als säße etwas Grauſiges hinter ihm.

Was hatte dies unſtäte Weſen, dies wilde Haſten quer durch die Kornbreiten zu bedeuten? Sie ahnte nichts Gutes, und von jäher, unheimlicher Angſt getrieben, ſtellte ſie Korb und Kanne raſch hinter den Schlehenhorſt am Kornacker und eilte dem Vater nach.

Tief im Tannendickicht, wo kein Sonnenſtreif mehr zu Boden fällt, wo kein Häher mehr ſchreckt, traf die Tochter mit dem Vater zuſammen. Wie ſie ſo raſch und ſicher dahin gekommen war, wußte ſie ſelbſt nicht zu ſagen; es mußte, wie ſie ſich ſpäter oft ſagte, ein wunderbares „Gottgeben“ geweſen ſein, denn ſie erreichte den Ort gerade noch im rechten Augenblicke, dem ſchrecklichſten Augenblicke ihres Lebens. Einen Strick hatte ſich der Unglückſelige um den Hals geſchürzt ...

In dumpfem Schweigen ſtand er da; ſeine Sinne waren wie abgeſtorben; aber in ſeinen Mienen war eine furchtbare Entſchloſſenheit, die erſt langſam zurücktrat vor der herzandringenden Liebe ſeiner Tochter.

Willenlos litt er's endlich, daß ſie den Strick von ſeinem Halſe löſte. „Daß du gerade dazu kommen mußt, Mathilde . . ., jetzt wär's ſchon

vorüber.“ Das war ſein erſtes Wort, in dumpfem Tone herausgeſtoßen.

Mathilde umklammerte ſeine Hände und zog ihn mit Gewalt aus dem Dickicht hinaus ins ſonnige Freie, wo die Wachtel rief und die Lerche ſich zum Himmel aufſchwang. „Ach, Vater, denkſt du nicht an Gott im Himmel? Sieh doch, wie ſchön iſt die Welt! Sieh, wie ſchön ſteht das Korn! Und der Flachs, wie ſchlank und blank! Das muß eine Ernte werden! Aber Vater, nun ſollteſt du erſt 'mal in unſere Riesbeckwieſen kommen . . . Du glaubſt's gar nicht, Schwad bei Schwad, und das eine noch voller als das andere. Ach Vater, wenn man ſich lieb hat und ſieht das alles und denkt, wie ſchön und reich doch die Welt iſt und wie der liebe Gott nicht müde wird, zu allem unſerem Tun ſeinen Segen zu geben, da wünſche ich mir oft: Ach, daß man doch nicht zu ſterben brauchte!“

„Mathilde, mich hat nichts mehr gefreut auf der Welt! Die Zeit iſt hin, da ich meine Freude dran hatte, wenn die Kornfelder reiften und der Klee ſo dick im Blatte ſtand . . . Die Zeit iſt hin. Ich kann mich an nichts mehr erfreuen als an dem Hanſe hier in meiner Hand, der mich von meinem Kreuz erlöſen ſoll. Dies ver . . . Weib, das der Satan mir ins Haus

geführt hat! Mathilde, dies Weib, o wenn du das alles wüßteſt! Es ſchließt das Brot vor mir im Schranke ein, läßt mir auf dem Stuhle am Tiſche keine Ruh', ſtichelt und höhnt den ganzen Tag, und ich muß alles leiden, denn ich habe kein Recht mehr an meinem Hab und Gut; nicht über einen Strohhalm kann ich mehr verfügen. Ein Bettler bin ich geworden, elender als irgend einer von der Straße. O Mathilde, Mathilde, ich bin ſchwer geſtraft!"

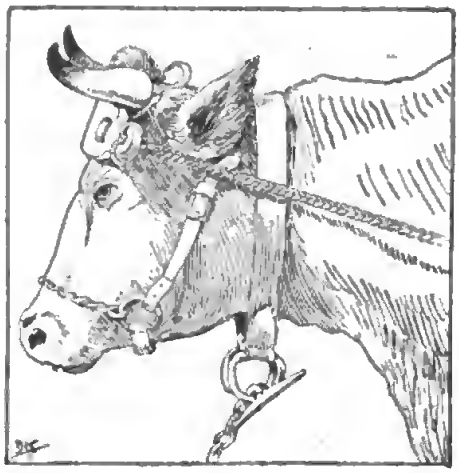
— — — — — — — — — — —

* * *

Es ſind nach jenen Ereigniſſen ſchon einige Jahre vergangen, und käme der geneigte Leſer an einem warmen, ſonnigen Mittage einmal nach dem Riesbeckhofe, würde er auf der grünen Bank neben der Haustür wahrſcheinlich einen alten Mann in Flauskaput und Linnenhoſe ſitzen ſehen; nicht allein, ſondern mit drei blondhaarigen Büblein, deren eines der Alte unter leiſem Summen auf den Knieen ſchaukelt, während die anderen beiden zu ſeinen Füßen krabbeln, aus zuſammengetragenen Steinen Scheunen bauen.

Hätte der Leſer nicht ſchon gemerkt, wer der Alte iſt, ſo ſollte er nur den Kollektanten von Bielefeld fragen, der alljährlich auf der Durchreiſe ſeine Herberge auf dem Riesbeckhofe hat.

„Das ist," so wird der Kollektant mit seinem weisesten und wichtigsten Gesichte sagen, „Großkötner Henneke, an dem Gott ein Wunder getan hat. In neun Jahren hat er nicht einen Pfennig für unsere Armen und Elenden gegeben; nachdem er aber selber arm und elend geworden war, hat sich sein Herz so verwandelt, daß er nun alles für die Elenden hingeben möchte; — doch klagt er, daß er nun nichts mehr zu vergeben hätte." Hier wird der Kollektant eine kleine Pause machen und mit einem vergebenden Lächeln fortfahren: „Daß der Riesbeckfritz ihm manchen Taler gibt und daß sich diese Taler oben im Bettstroh schon zu einem erklecklichen Häuflein angesammelt haben, das verrät der alte Henneke mir jedoch nicht. Ganz und gar kann er nun eben seine Natur nicht verleugnen. Der liebe Gott in seiner ewigen Langmut sei ihm gnädig."



Wer bin ich?

Züge aus dem Leben eines „Süpers“.

Wer er war, das ſehen wir bald; aber weshalb man ihn mit der ſpöttiſchen Frage: „Wer bin ich?“ und nicht mit ſeines Vaters Namen nannte, das muß erſt erzählt werden.

Als er noch ein kleiner Knirps war und den Geſangbuchvers lernte: „Wer bin ich, welche wicht'ge Frage?“ wurde er auf einmal ganz nachdenklich und fragte ſeine am Waſchzuber ſtehende Mutter: „Mutter, wer bin ich?“

So ernſt und tief dieſe Frage war, eine ſo lächerliche Wirkung hatte ſie doch. Die Mutter mußte ſich darüber wundern; der Nachbarin, die

ſich gerade etwas Lauge holen wollte, fiel ins Lachen; in den nächſten Häuſern gingen darob die Fenſter auf, die Mutter erzählte, die Nachbarin erzählte — und wo ſich der Junge fortan ſehen ließ, da lachte es um ihn herum: „Wer bin ich?“ Und wer ihn rief, im Scherz oder im Ernſt, der rief nur noch: „Wer bin ich?“

Aus den drei Worten wurde eins, und das blieb an ihm hängen, ſo alt er wurde und ſo ſehr er auch manchmal daran rüttelte und ſchüttelte. Ja, als er ſich ein Weib genommen hatte, wurde dieſe ſeine edlere Hälfte einfach die „Werbinichſche“ genannt.

„Eck ßin Anreis Kärl, un miene Fröue is de Kärlſche!“ verſicherte er mit oft geradezu drohendem Nachdruck, wenn die Frage „wer bin ich?“ um ihn herumſchwirrte.

Aber er vermochte keinen rechten Reſpekt dahinter zu ſetzen, konnte gewöhnlich nicht mal gerade auf den Beinen ſtehen, wenn er ſich ſo nachdrücklich auf ſeinen rechtmäßigen Namen berief. Drum half's auch nichts. Kärl brauchte dann gewöhnlich auch die ganze Straße für ſich, ja nicht ſelten noch die ganze Raſenbeke, die durchs Dorf fließt und von ihm oft ſeiner ganzen Länge und Breite nach durchmeſſen wurde mit

der Behauptung, daß alles ſein ſei. Ging er außerhalb des Dorfes, ſo nahm er die Korn- und Flachsfelder noch zu der Straße, und kam ihm jemand dabei in den Wurf, ſo rief er: „Platz da, dat is alles miene!“

Sie hatten anfangs zwei Kühe gehabt, jetzt hatten ſie nur noch eine; dafür gab es ja auch nicht mehr ſo viel zu ziehen. Es war nun rührend zu ſehen, wie ſorgſam er mit der Kuh und die Kuh mit ihm umging. Er ſprach mit ihr, als wäre ſie das verſtändigſte Geſchöpf von Raſenbeck, und belaſtete den kleinen Wagen, den ſie zog, aus reinem Zartgefühl niemals mit ſeinem eigenen Gewicht, mochte er auch noch ſo ſchwer auf den Beinen ſein. Und war der Wagen nur ein wenig beladen, ſo tröſtete er ohne Aufhören und ſchob, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Paſſierte es ihm dabei, daß er hinfiel, was ja aus ſehr beſtimmten Gründen ziemlich oft vorkam, blieb die Kuh ſo lange ſtehen, bis er wieder auf den Beinen war. Je nach der Länge des Weges und nach der Häufigkeit, mit der ſich dieſer Vorgang wiederholte, gab's oft ein Lachen durchs ganze Feld.

Aber daheim im Hauſe, wo Male regierte, gab's kein Lachen; denn Male verſtand keinen Spaß, keifte, wenn er nüchtern war, und keifte,

wenn er sich in den Zustand der Seligkeit versetzt hatte.

Eines Tages sollte Anreis im Auftrage seiner Frau ein kleines Fuder Stroh nach der Stadt bringen. Vorsorglich gab sie ihm nur sechs Pfennige Zehrungskosten mit auf den Weg, für ein Gläschen zu viel, für zwei zu wenig. In der gleichen Vorsicht hatte sie den Betrag für das Stroh bereits selbst einkassiert.

Aufgebracht darüber, packte Anreis heimlich sechs Bund Stroh mehr auf den Wagen, um sie für sich extra zu verkaufen. Den Erlös wandelte er natürlich nach seiner Weise um, so daß die Kuh auf dem Heimwege alle zehn Schritte stehen bleiben und auf ihn warten mußte.

Als sie endlich mit ihm daheim ankam, hing vom Wagen nur noch das Vordergestell hinter ihr; alles andere war unterwegs verloren gegangen, ohne daß Anreis es gemerkt hatte.

„Döu ale Supswien, schemeste deck denn ganz un gar nech?“ schimpfte Male und wollte wissen, wo er denn das wieder „gekriegt“ hätte, da es von den sechs Pfennigen doch nicht sein könne.

Er antwortete, indem er den Zeigefinger wie einen Uhrpendel hin und her gehen ließ:

„Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit . . ."

„vom Brennewiensglaſe af!" fiel Male giftig ein, und als ſie ſich gar nicht beruhigen konnte, ſondern immer heftiger um ihn herumfuchtelte, deklamierte er den Vers aus dem Katechismusbuche:

„Ruh im Leben, Troſt am Grabe,
Unausſprechlicher Gewinn . . ."

„Ja, Supen in Leben un Proſt an Grawe!" dichtete Male den Geſang mit heftiger Schlagfertigkeit um und transportierte den Ruhebedürftigen mit Hilfe ihres großen Jungen in die Kammer, um ihm dort ſeine Ruhe und — ſeine Schläge zu geben.

An ſolche Art Hilfeleiſtung war der Junge ſchon von früh auf gewöhnt — und er griff dabei zu, als handle ſich's um eine der alltäglichſten Arbeiten.

Eines Tages klagte Anreis über Schmerzen hie und da und führte den Katechismusvers an:

„Geſunde Glieder, muntre Kräfte,
Wieviel ſind die, o Gott, nicht wert!
Wer taugt zu des Berufs Geſchäfte,
Wenn Krankheit ſeinen Leib beſchwert."

„Ja, wenn Branntewein ſeinen Leib beſchwert!" verbeſſerte Male den Vers; aber

nachdem ſie wieder gehörig aufgetrumpft hatte, rang ſich doch etwas von einer weichern Stimme in ihr empor. Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie leicht der Tod ihm das Glas aus der Hand nehmen könne; und zum erſten Male kam ihr zum Bewußtſein, daß ſie ſchon ſeit Jahren kein freundlich Wort mehr mit ihrem Manne geſprochen, ſondern von früh bis ſpät nur böſe Schimpfworte für ihn gehabt hatte. Und ſie weinte ein Stücklein, wie ſie's noch nie getan, und vermahnte ihren Mann, der dabei etwas befremdet „unterm Berge weg" ſah, mit recht freundlichen Mienen und Worten. Dann ſchloß ſie die Tiſchlade zu, in der das letzte Geld lag und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, um die mit Eiern gefüllte Köze aufzuhucken und nach der Stadt zu gehen.

Anreis ſtand und guckte nach dem Schlüſſelloche an der Tiſchlade. Hatte ihn ihre Freundlichkeit faſt ein wenig gerührt, ſo verdroß es ihn um ſo ſtärker, daß ſie den Schlüſſel ihm vor der Naſe umdrehte und ihn damit wieder zu einem ſchlechten Menſchen ſtempelte, vor dem man ſein eigenes Haus verwahren müſſe. Er ſpuckte verächtlich aus und ging zur Schmiede.

Ob der Schmied nicht „'n Kleinen" ſtehen hätte?

Der hatte nun gerade einen „Bud“ mit Fünfziggrädigem in der Anrichtekammer und reichte dem Durstigen schabernackisch den ganzen „Bud“.

Anreis hob ihn mit beiden Armen über den Bart und tat einen tiefen Zug, setzte ihn dann mit komischer Hast weg und fragte erstaunt: „Wat is denn dat vor 'n glupschen Fusel?“ Auf das schallende Gelächter ging er hinaus, kehrte aber gleich wieder um und sagte: wenn der Schmied nichts dabei hätte, so tränke er nochmal. Und nun trank er erst ordentlich.

Als die Frau am Nachmittage nach Hause kam, war ihr Anreis nirgends zu sehen und zu hören. Nichts Gutes ahnend, suchte sie nach ihm im ganzen Hause herum und fand ihn endlich auf dem Heuboden, wo er den Schlaf des Be—seligten schlief.

„Da liggt dat ale Fickeln alle weer!“ ruft sie empört und reißt ihm mit energischer Hand einige an. Dann klettert sie hastig wieder herunter und zieht die Leiter weg. „Mag hei seihn, wo hei weer herunder kümmt!“ knurrt sie und setzt noch einige derbe Worte hinzu.

Als Anreis seinen Rausch ausgeschlafen hat und wieder herunter will, stutzt er. „Nöu kucke, hät meck dat lörksche Eichel de Leiere wegetogen!“

Er philoſophiert ein Weilchen über das Daſein, über die Welt, über ſeine Frau und über das „wer bin ich?“, findet aber nur die eine, die alte Antwort: „Eck ßin Anreis Kärl!“ Er ſetzt ſich ein neues Schar*) ein, ein Ende wie der kleine Finger, wendet es im Munde herum und guckt verdroſſen umher. Denn er denkt jetzt ausſchließlich an ſeine Frau und kommt aufs neue zu der Überzeugung, daß ſie ihm das Leben nicht gönnt. Die Leute haben recht: ſie iſt eine richtige „Werbinichſche“. Ja, ſonſt machte ſie nicht über jeden Tropfen ſo 'n Eimer voll Spektakel, ſonſt hätte ſie auch den Älteſten nicht ſo in Stricken. Sein Geſicht verfinſterte ſich noch mehr, als er an ſeinen Erſtgeborenen dachte, erheiterte ſich aber ſogleich wieder, als ſeine Gedanken zu dem Zweiten hinglitten. Ja, das war noch 'n Junge, der das vierte Gebot nicht umſonſt gelernt hatte!

Doch iſt das nicht Male, die eben nach dem Gänſeſtalle geht?

Er ruft nach der Leiter; Male antwortet nicht. Er ruft wieder; Male hört nicht.

Dicht an den Rand des Bodenloches tritt er da und droht: „Denn ſtörte eck meck't Genicke

*) Kautabak.

in!“ Und wirklich macht er Miene, ſich jählings und kopfüber hinunter zu ſtürzen.

Flugs iſt Male da, ſtemmt beide Hände in die Seiten und guckt erwartungsvoll hinauf.

„Man tau, man tau! dat möcht 't doch emol ſeihn!“

„Nöu grade nech, döu ale Werbinichſche!“ ruft er und ſpuckt hinunter und läßt ſich wieder zurück ins Heu fallen, vergnügt, daß er ſie diesmal übertrumpft hat.

Es lohnte ſich nicht, ſolche Dinge zu erzählen, wenn aus dem Dunkel dieſes Hauſes nicht noch etwas herausleuchtete, daran ſich das Herz wieder erwärmen und aufrichten könnte: das Geſicht des zweiten Jungen, der als „Wittchebinder“ in der Stadt arbeitete und in der Regel nur am Sonntage nach Hauſe kam.

War es um die Zeit, daß er heimkommen mußte, ſo guckte Vater Anreis ſchon lange vor-

her aus dem Fenſter und winkte ihm ſchon von weitem zu.

Und der Junge ſchritt dann noch herzhafter aus, begrüßte den Vater immer zu allererſt und legte gewöhnlich gleich eine Rolle beſten Kautabaks, die er mitzubringen nie vergaß, in ſeine Hand.

Es war immer ein ruhiger Tag und ein ſchöner Tag, denn der Wittchebinder litt es nie, daß der Vater in ſeiner Gegenwart böſe angefahren oder gar geſtoßen und geſchlagen wurde.

Anreis Kärl hielt denn auch auf nichts in der Welt ſo groß wie auf ſeinen Zweiten, ſeinen „Wittchebinder", wie er ihn zärtlich und ſtolz nannte. Er nahm ſich ſogar ordentlich zuſammen, daß er nicht über die Maßen trank, wenn der Jüngſte zu Hauſe war oder nach Hauſe kam.

Das aber war nun wieder der Ärger der Mutter und des „Großen". „Wenn döu te Hus biſt, denn ſüppet hei nech," ſagten ſie, „biſte ower eweg, denn langet[1]) hei alles wer nah."

„Je ſollen den Vadere te drinken geben, wat'n taukümmt,[2]) denn ſöpe hei nech ſau vele,

[1]) holt; [2]) was ihm zukommt.

un denn ſoll je'n owerhaupt ak better behandeln, denn wöre hei ak better ſien," entſchied der Weißbinder und blieb dabei und verwies zum Zeugnis deſſen darauf, daß er, wenn er zu Hauſe war, durchweg einen ganz akkuraten Vater hatte. Brachte er's doch auch dahin, daß der Alte ſich am Sonntag ſchön anzog und mit ihm zur Kirche ging, wo dann beide ſo kräftig in den Geſang einſtimmten, daß es ordentlich rührend anzuſehen und anzuhören war, wie es denn auch während der Predigt kaum andächtigere Hörer gab als die beiden. Sowie der Paſtor auf die Kanzel trat, legte Anreis Kärl das Geſangbuch neben ſich und das Priemchen oben drauf, denn er fühlte, daß es vor Gott nicht ſchicklich ſei, während der Predigt zu priemen. Und bis das Amen kam, verſchlug Anreis kein Auge von der Kanzel, mochten auch beide Augen allmählich recht glaſig werden. Nur einmal wurde es ihm recht unbehaglich auf dem Sitz, als nämlich der Paſtor in ſeinen Text den Katechismusvers verflocht: „Wer bin ich? Welche wicht'ge Frage!", immer wieder die Frage „wer bin ich?" in die Kirche hineinrief und ſie ſchließlich mit dem alten hannoverſchen Geſangbuchverſe beantwortete: „Ich bin ein Scheuſal ohne dich, mein Heiland, waſche mich!"

Natürlich gingen während dessen die Augen in der Kirche in sehr auffälliger Weise zu Anreis Kärl hinüber; hie und da entstand sogar ein leises Raunen und Kichern. Der Geistliche, der den Grund der Unruhe nicht ahnte, geriet fast in Verlegenheit und verlor beinahe das Konzept, während Anreis Kärl dicht daran war, aufzustehen und die Kirche zu verlassen.

Nach diesem war Anreis Kärl lange nicht zu bewegen, wieder in die Kirche zu gehen, weil er meinte, daß der Pastor auf ihn gestichelt hätte; nur seinem Wittchebinder glaubte er endlich, daß er sich in seiner Annahme getäuscht hatte und der Pastor ganz unschuldig sei.

Nach alledem sagte man im Dorfe nicht mit Unrecht: Vermöchte einer dem alten Werbinich das Saufen abzugewöhnen, so könne das nur der Wittchebinder sein, weil er den Alten an einer Stelle seines Herzens anfasse, die noch ziemlich unberührt und unversehrt sei.

Da brachte einer die Kunde mit: „Kinder, es gibt Krieg!“ Schon kamen auch die Ordres ins Dorf. Dieser mußte einkommen und jener, und auch Friedrich Kärl, der Wittchebinder, mußte mit fort.

Anreis wollte erst „reklamieren“, gab sich aber darein und brachte seinen Jungen selbst

nach der Bahn. Beim Abſchiede ſagte er nur: „Wittche den alen Franzoſen de Stoben man orndlich terechte, Junge, und wittche 'ne ak man orndlich welke ümme 't Mul herüm. Un denn blief geſund, Junge, un kumm ak bale weer!“

Um ſeinen Kummer zu betäuben, kaufte er ſich einen in den Buddel und erzählte jedem, der ihm auf ſeinen breiten Wegen begegnete, unter Schluchzen und Seufzen, welch ſchwerer Schlag ihn betroffen hätte.

Hoch auf horchte er allemal, wenn eine Siegesnachricht kam. Je feſter die Franzoſen aufs Haupt geſchlagen waren, deſto ſicherer ſtand es bei ihm, daß ſein Junge dabei geweſen ſei.

„Da is mien Wittchebinder mee bee weſt, dat is gar nech anders!“ verſicherte er ſtolz. Kam dann gar ein Brief, in dem der Sohn die Annahme des Vaters ſiegesfreudig beſtätigte, ſo trug Anreis den Brief triumphierend im ganzen Dorfe herum und zeigte jedem, der's leſen wollte, die Stelle, die ſein Stolz war. Und wer daraufhin nicht gern „einen ausgab“, der war in ſeinen Augen ein kleinlicher Menſch; wer ihm aber gar, wie ſein Älteſter, die Berechtigung, die Siege ſeines Wittchebinders bis zum Umfallen zu feiern, beſtritt, den ſtrafte er

mit seiner ganzen Verachtung, der war ein Pfennigfuchser und Krumensucher, mit dem man am besten gar nicht erst disputierte.

In große Unruhe geriet unser „Werbinich", als die Briefe seines Wittchebinders eine Zeitlang ausblieben; da ging er denn alles Ernstes mit dem Gedanken um, nach Frankreich zu fahren und seinen Jungen zu suchen. Jedoch fehlte ihm das Unumgängliche dazu, und seine Gesuche im Dorfe, ihm das Reisegeld zu borgen, trugen ihm nur allgemeine Heiterkeit ein.

Indessen ging der Krieg glücklich zu Ende, und Anreis konnte eines schönen Tages seinen Wittchebinder wieder vom Bahnhofe abholen. Der Junge war noch heil und ganz; einen gewaltigen Vollbart hatte er mitgebracht, auf den Vater Anreis noch stolzer war als der Krieger selbst.

Da der Wittchebinder nicht gleich eine neue Stelle fand, so blieb er einstweilen zu Hause, und als er eines Tages an der Schmiede vorüber kam, wo die Funken sprühten, sprang ihm so ein Funke ins Herz und durchglühte ihn vom Kopf bis zu den Zehen. Nicht der Schmied selbst, sondern seine hübsche blonde Tochter Regine hatte diesmal das Eisen glühend gemacht.

Der Schmied wollte aber nicht, daß seine

Tochter einen „Süper“, über den das ganze Dorf lache, zum Schwiegervater bekäme, und ließ seine Meinung den Wittchebinder deutlich genug merken. Wind ins Feuer war's. Der Wittchebinder begann nur um so stärker zu glühen, während andrerseits sein warmes, starkes Sohnesgefühl gegen den Vater sich unwillkürlich mit kühler und kalter Verdrießlichkeit überspann.

Vater Anreis merkte lange nichts, strahlte immer noch vor Freude, daß er seinen Jungen wieder hatte und trank noch oft und viel auf die glückliche und siegreiche Heimkehr seines geliebten Wittchebinders.

Da trug sich eines dunklen Tages etwas zu, das dem Alten die Augen mit einem Schlage öffnete.

Er war wieder einmal siegestrunken nach Hause gekommen und mit seiner Male, weil ihr der Ausgang des Krieges völlig gleichgültig war, in einen schweren Konflikt geraten. Der Älteste kam der Mutter wie immer zu Hilfe; doch im Vertrauen auf seinen Wittchebinder setzte der Alte sich diesmal so kräftig zur Wehr, daß sie ihn nicht in die Kammer kriegen konnten.

So riefen sie denn alle drei den Wittchebinder zu Hilfe, der angesichts der Balgerei in

großen Kriegerzorn geriet und unverzüglich mit geſtrafften Armen dazwiſchen griff. Er ſtieß den Bruder bei Seite, rückte die Mutter zurecht und geriet darüber erſt ordentlich in die Hitze, ſo daß er in einer Art blinder Wut auch den Vater packte und ihn mit ſolcher Wucht und Gewalt in die Kammer warf, daß ihm alle Knochen knackten.

Da war Anreis auf einmal ganz ſtarr und ſtill und ſah ſeinen Wittchebinder eine Weile mit großen, fremden Augen an; dann ſagte er mit tief heraufgeholter Stimme: „Döu denkeſt woll, Junge, döu härreſt 'n alen Franzoſen vor deck!“

Der Wittchebinder ging hinaus und ſchluchzte wie ein Kind.

Anreis Kärl war von da an wie umgewandelt, ging ſtill und in ſich gekehrt ums Haus herum, als grübele er über etwas ſchwerem nach. Er hörte auf zu trinken, lehnte ſich in den Stuhl in der Ofenecke und erloſch wie ein Ölkrüſel. Es dauerte nicht mehr ein halbes Jahr mit ihm. Als er im Sterben lag, nahm er noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, ſah groß um ſich und rief: „Wer bin ich?“ Und zurückſinkend, ſtammelte er den Geſangbuchvers:

„Ich bin ein Scheuſal ohne dich,
Mein Heiland, waſche mich ...“

So ſtarb er, und der Wittchebinder drückte ihm weinend die Augen zu.

Wie die Dreieichenleute um ihren Hof kamen.

Wer wohl ſitzt, laſſe das Rücken, ſagt ein ehrliches deutſches Sprichwort, das auch der Dreieichenbauer zu Bahlhauſen kennen mußte. Allein ſie hatte ihn ſchon zu lange gerüttelt, nämlich ſeine gute, tapfere Ehehälfte, die er ſich vor Jahren aus dem Leinetale auf den Berg geholt hatte — und ſo ſollte nun doch gerückt werden. Der Dreieichenbauer wollte ſeinen altertümlichen und immer noch altertümlicher werdenden Dreieichenhof aufs Spiel bringen und ſich drunten im fetten, zuckerrübenſüßen Leinetal an

ſiedeln, wo man doch ein ganz anderes Leben hat, als droben auf dem öden, einſamen Berge, der ſo mager iſt, daß ihm alle Zähne durch die Backen ſcheinen.

Der Dreieichenhof liegt einen Büchſenſchuß höher als die andern Häuſer von Bahlhauſen und ſieht mit der Stirnſeite weit ins Leinetal hinab, ſo daß man dort an ſonnigen Tagen die weißen Kalkwände ſchimmern ſehen kann.

Dicht hinter dem Hauſe ſtehen die recken-haften Paten des Hofes, drei uralte Eichen, die mit ihren gewaltigen Kronen friedlich ineinander greifen und in heißer Sommerzeit kühle Schatten über Haus und Hof breiten.

Die Familienſage weiß zu erzählen, daß dieſe Eichen noch aus dem Urwalde ſtammen, der einſt auf dem Berge ragte und von dem Stammvater der Dreieichenleute ausgerodet wurde.

Somit wird das Kleinhansſche Geſchlecht ſchon viele Generationen hindurch auf dem Drei-eichenhof anſäſſig geweſen ſein.

Einmal noch fragt der Bauer mit dem rot-braunen, glatt raſierten Geſicht ſeine ſtattliche Frau etwas bedächtig: „Was ſagſt du, Kathrine, tu ich's?"

„Du tuſt's!" ſagt ſie, und es klingt beinah wie ein Befehl.

Dann fragt er nochmals die Kinder, ſeinen Buben und ſeine beiden Töchter: „Tu ich's?“

„Vater, tu's!“ rufen die Kinder und ſind ſo voller Freuden, daß ſie ſpringen und jauchzen: „Hurra, wir ziehn ins Leinetal, hurra, wir ziehn . . .“

„Stille, ſtille, Eichellörke!“ beſchwichtigt ſie der Bauer. „Ich will nicht, daß es die Leute ſchon erfahren, es braucht noch niemand darum zu wiſſen, auch unſere Freundſchaft nicht, denn ich weiß wohl: Meine Brüder und meine Schweſter werden mir übel nach dem Kopfe gucken.“

„Deine Brüder und deine Schweſter ſind abgefunden und haben nichts mehr zu verlangen, auch nichts dreinzureden,“ bemerkt Frau Katharina etwas ſpitz.

Dem Bauern war es gar wunderlich ums Herz. Er ging hinaus.

Der Knecht kam gerade mit einer Fuhre friſchen Klees auf den Hof. Als er den Herrn ſah, rief er in lautem Eifer, während er ſich den Schweiß aus dem Geſicht wiſchte: „Herr, Sie müſſen unſern Steinbreitenklee ſehen! So 'ne Pracht — Sie glauben's nicht. Beſſer kann er nirgends ſtehen!“

„Das kennſt du nicht, Friedrich! Denn du biſt noch nicht vom Berge 'runter gekommen.

Sollteſt 'mal den Klee ſehen, der da an der Leine wächſt! Ich ſage dir: dreimal ſo lang und ſaftig als unſer Steinbreitenklee! Das iſt gar kein Vergleich, und ich ſage dir: da unten bringt der Raum, wo eine Büketonne ſtehen kann, mehr an Klee auf als unſre ganze Steinbreite. Nein, wahrhaftig, das iſt gar kein Vergleich."

Der Knecht kam ihm aber keck in die Quere. Er kenne die Leinetaläcker auch, und es ſei lange nicht ſo ſchlimm, als der Herr meine; es käme fürs Leinetal ſowohl wie für das Bergland eben aufs Jahr an und — auf den lieben Gott; das eine Jahr wäre beſſer für das Leinetal, das andere beſſer für das Bergland, und alles in allem gehöre das Bergland ſo gut dem Herrgott als das Tal.

Der Bauer ging ſachte um den Hof herum und fragte ſich abermals: „Tu ich's — oder tu ich's lieber nicht?"

„Tu's nicht!" rauſchten die drei uralten Eichen; „tu's nicht!" mahnte die alte Inſchrift über der Haustür; „tu's nicht!" flüſterte der Wind in dem breiten blühenden Obſtbaumhofe und den wallenden Ährenfeldern, die ſich an die große grüne Hecke des Baumgartens lehnten; „tu's nicht!" brüllten die Kühe, wieherten die Pferde, riefen die Hühner, ſchrieen die Gänſe,

gurrten die Tauben. „Tu's nicht! Tu's nicht!“ Alles, alles, was an und auf dem Hofe lebte und webte, ſchien ſich zu vereinigen in dem Rufe: „Tu's nicht!“

Der Bauer ſeufzte tief auf, ging langſam und bedächtig ins Haus zurück.

Frau Katharina kam gerade mit der dampfenden Mittagsſchüſſel aus der Küche. Er hielt ſie am Rocke feſt und ſagte: „Kathrine, ich tu's nicht!“

Die Frau zuckte nur die Achſeln und antwortete nicht.

Beim Mittagstiſch ging es heute ſtiller als ſonſt zu. Nur einmal ſagte die Frau ganz unvermittelt: „Was ein Vogel am Waſſer iſt, das ſoll nicht auf den trockenen Berg gehn, wo die Krähe zum Haſelbuſch ſagt: ‚Weißt du mir nicht 'n Wurm, daß ich nicht umfalle?‘“

Der Bauer guckte ſeine Frau an, warf den Löffel hin und ſtand auf vom Tiſch. „Und der Haſelbuſch,“ gab er heftig zurück, „antwortet: ‚Friß Mäuſe oder Läuſe, wenn du keine Würmer findeſt; aber mache dein Neſt nicht im Rübenfelde oder auf der Weinlaube‘ ... Kreuzhimmel ... Und übrigens will ich dir ſagen, Kathrine: Mehr Speck als wir könnt ihr an der Leine auch nicht in'n Topf tun, wenn euch nicht übel werden ſoll.“

Sprach's und ging dröhnenden Schrittes zur Tür; doch ehe er die Klinke erfaßt hatte, ging ſchon die Tür weit auf.

Auf der Schwelle ſtand, vertraulich hereingrinſend, ein Mann, der eine Naſe hatte, die unwillkürlich an den Berg Libanon erinnerte.

„Wenn die Dreieichenleute zu Iſaak Jakobſohn nicht kommen herunter, ſo muß Iſaak Jakobſohn zu den Dreieichenleuten kommen herauf!“ war die erſte Rede des Juden. Dann bot er dem Bauern und der Bäuerin in der Art größter Vertraulichkeit die Hand, warf der Bäuerin ſchnell einen zwinkernden Blick zu und führte den Bauern, indem er ihn an den Armen erfaßte, mit geheimnisvoller Wichtigkeit nach der äußerſten Ecke der Stube, wo er eifrig auf ihn einredete. Die Bäuerin, die über den Beſuch erfreut zu ſein ſchien, hieß die Kinder hinausgehn, gab dem Geſinde eilige Weiſungen und ſagte der Magd, daß ſie den Tiſch heute allein abkramen werde.

Iſaak Jakobſohn iſt ein gar wichtiger Mann. Alles, was die Dreieichenleute ſeit Jahren gut gemacht haben, iſt bei ihm angelegt, und wollen ſie etwas verkaufen, ſo ſagen ſie nur: „Jakob, komm!“ oder: „Jakob, da bringen wir das!“ Je nachdem, was es gerade iſt. Er kauft das

geringſte wie das größte, zahlt den Preis aber nicht aus, ſondern legt ihn gleich zu dem Kapital, das er ſchon für die Dreieichenleute angehäuft hat, damit es gleich Zinſen tragen kann. Iſaak Jakobſohn iſt ein nobler Mann, ein Ehrenmann; es iſt kein Handelsmann im ganzen Kreiſe, mit dem die Bauern lieber handelten, dem ſie mehr vertrauten, als ihm. Er iſt, wie einmal einer geſagt hat, der wahre Jakob für die ganze Bauernſchaft.

Das Geſinde hat die Stube verlaſſen. Nun geht Herr Jakobſohn haſtig auf die Bäuerin zu, legt ſeine Hand ſchmeichelnd auf ihre Hand und zieht beide Eheleute an den Tiſch; dann zupft er der Frau am Buſentuch, richtet ſeine kniffig lächelnden Augen von der Frau auf den Mann und wieder auf die Frau, ſpitzt die Lippen, tut einen Pfiff und ſchlägt ſich auf die Knie, daß es knallt. Endlich beginnt er, erſt zögernd, dann ſtoßweiſe, dann wie ſtürzendes Waſſer: „Gefunden einen Hof für euch! Wer ſagt, daß auf Iſaak Jakobſohn iſt kein Verlaß! Gefunden einen Hof, einen Staatshof! Hundert Morgen beſtes Rübenland, acht Morgen ſüße Wieſen, zehn Morgen guter Wald am Berge. Menſchenskinder, wie er ſo recht paßt für euch und wie ihr ihn findet nirgends wieder. Nu, was ſchneidet ihr dazu for ſaure Geſichter?“

„Recht dankenswert, Herr Jakobsohn," darauf die Dreieichenbäuerin, „aber der Haselstrauch sagt zur Krähe: was so ein Vogel ist wie du, das soll sein Nest nicht ins Rübenfeld bauen . . ." Sie deutet mit dem Kopfe auf den vor sich nieder blickenden Bauern und geht verdrossen hinaus.

Der Bauer hob den Kopf und heftete die Augen auf die Tür, die sich eben lauter als gewöhnlich geschlossen hatte. „Hat der Teufel 'n Weib gesattelt, muß auch geritten werden. Jakobsohn, wo ist der Hof?"

Jakobsohn vermeidet die genaue Angabe des Ortes und fährt fort: „Bin gestern an Ort und Stelle gewesen und hab's gemacht, daß mir der Hof ist gegeben an die Hand. Was de fragst! Laß dir genügen, wenn ich dir sage, daß er liegt in der Gegend, wohin de trachtest, Mensch: die Wiesen kannst de wässern mit Leinewasser. Willst 'n besehen? Willst 'n haben? Sonst weiß ich dafür zehn andre, weil der Hof ist billig, spottbillig, wie's dir wird nie wieder geboten. Topp!"

Die sehnige Bauerngestalt richtet sich auf; das wettergebräunte Gesicht zeigt keine besondere Erregung, aber in den etwas weichen Zügen liegt doch ein leises Zittern. Noch ehe er antworten kann, fällt der Jude schon ein: „Weiß schon, was de willst sagen, Mensch. Erstens

willſt de ſein los deinen Hof und zweitens willſt de nicht kaufen die Katze im Sack. Komm, wenn de willſt, daß wir können fahren nach dem Leinehofe. Ich hab's gemacht daß ich behalte den Leinehof an der Hand, bis de haſt verkauft deinen Hof. Wirſt de verkaufen deinen Hof, wirſt de kaufen den neuen Hof, wirſt de machen eine faine Maſſematten und gedenken an Iſaak Jakobſohn."

Kleinhans machte ein paar wägende Schritte durch das enge Gemach und überlegte anſcheinend alles noch einmal, während Jakobſohn ihn lauernd beobachtete und dabei höchſt gleichgiltig von andern Dingen zu reden begann.

Plötzlich trat der Bauer zu dem Juden hin, bot ihm die Hand und keuchte: „Tod und Teufel, Iſaak — ich tu's!" — — —

Es war am anderen Sonntagmorgen. Glockenklänge und Lerchengeſänge erfüllten die Luft, ein ungetrübter Sonnenglanz lag über Berg und Tal. Jauchzend ſtiegen die Lerchen auf und nieder.

Auf dem Wege, der von der Lutterdieker Gemarkung nach Bahlhauſen führt, ſchritten vier ſonntäglich gekleidete Bauersleute, eine rundliche Frau in ſchlichtem Kattunkleide, zwei Männer in dunklen Röcken, einer in blauem Kittel und

alle drei den Kopf bedeckt mit dunklen Schirmkappen. Die Männer waren groß und sehnig gewachsen wie der Dreieichenbauer, dem sie auch sonst viel ähnelten, aber ohne seinen wohlhäbigen Ansatz; auch die Frau hatte einen Zug im Gesicht, der unwillkürlich an den Dreieichenbauer erinnerte.

Es waren seine Geschwister, die in den umliegenden Ortschaften wohnten und heute in Lutterdiek zusammengetroffen waren, um gemeinsam zum Bruder nach Bahlhausen zu gehen. Die Schwester hatte auf einen ansehnlichen Bauernhof in Ohlenrode, der zweite Bruder auf ein kleineres Bauernwesen in Lutterdiek geheiratet. Der dritte Bruder, derjenige im blauen Kittel, betrieb das Schmiedehandwerk zu Bergloh, und der vierte lebte als Hofmeister zu Unterloh, einem Vorwerke von Bergloh.

Wenige Minuten vor dem Dorfe zweigte ein von Strauchwerk und hagerem Gras umwachsener Fußpfad ab, der nach dem Dreieichengehöft hinan führte.

Die Geschwister folgten diesem Pfade und standen bald an den wallenden Kornfeldern, die zu dem Dreieichenhofe gehörten.

„Ist das ein schönes Jahr!“ bewunderte die Schwester.

„'ne wahre Pracht!“ nickte der Lutterdieker.

„Aber danken tut's unſer Bruder dem Herrgott nicht!“ fiel der Schmied heftig ein.

Die Frau ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. „Der Junge iſt mir unbegreiflich.“

„Mir nicht!“ erwiderte grimmig der Schmied. „Seine Frau hat's Heft in Händen, und ſeine Frau iſt von der Leine, wo ſie ſich immer 'n großen Staken mehr dünken“ ...

„Eine nachgiebige Natur war er ja immer, das iſt wahr,“ beſtätigte die Schweſter, „aber unſer Hof iſt doch immer ſein Stolz und ſeine Freude geweſen, und unſer Bruder weiß, daß der Dreieichenbauer angeſehen iſt in der ganzen Gegend. Ich begreife ihn nicht.“

Sie gingen ſchweren Trittes langſam weiter; der Pfad führte durch eine leiſe wogende Weizenbreite.

„Wenn jetzt unſere Eltern aufſtänden!“ ſeufzte die Ohlenroderin.

„Ja, ja, ja!“ nickten die Brüder, und ihre Augen hingen an dem Weizenacker.

„Der Vater würde große Augen machen über ſolche Saaten, denn zu ſeiner Zeit war das Wachstum noch nicht ſo groß,“ fuhr die Schweſter fort, die älter war als ihre Brüder.

„Ich glaube,“ begann der Bergloher Schmied

wieder, „wenn unſer Vater jetzt da ſtände und die Acker ſähe und das Leutegerede wüßte, daß er ſagen würde: Ich habe meinem Älteſten den Hof viel zu gering eingeſetzt — ja!“

Als die anderen ſchwiegen und niederſahen, fuhr der Schmied in geſteigertem Tone fort: „Weiß Gott, ich habe nie Groll gehabt über unſre geringe Abfindung, denn es blieb doch immer unſers Vaters Hof. Jetzt aber kommt mir's und jetzt kann ich's nicht los werden, denn wird nun der Hof auf's Spiel gebracht, müſſen wir's ja genau gewahr werden, was er auf Heller und Pfennig wert iſt. Warum iſt denn das Recht der Erſtgeburt? Doch wegen der Pflicht, das Elterngut in ſeiner ganzen Größe und Herrlichkeit über alle Zeit zu erhalten. Schockſchwere-not! Sonſt wären ja die geringen Abfindungen aller andern, die auch Vater und Mutter geſagt haben, lauter himmelſchreiende Ungerechtigkeiten!“

Sie waren jetzt an der Hecke des Obſtbaumhofes angekommen, ſtiegen über den Weidenſteg und gingen unter den Bäumen hin, die in dieſem Jahre außerordentlich reiche Frucht angeſetzt hatten.

Mitten im Garten ſtand der alte „Ammannsbirnbaum,“ der heute noch genau ſo ſtattlich und behäbig darein ſah wie vor dreißig und vierzig

Jahren und ſo „gerakelt“ voll hing, daß die Geſchwiſter ſtehen blieben, in die Hände klopften und ſich lächelnd der wunderſchönen Zeit erinnerten, da noch ihre erſte Sorge war, früher zu kommen als die Hühner, wenn die Ammannsbirnen „puckten.“

„Schon um dieſes lieben alten Baumes willen könnte mir der Hof nicht feil werden,“ ſagte glänzenden Auges der Jüngſte, der Hofmeiſter zu Unterloh.

Als ſie zu den drei Eichen kamen, blieben ſie abermals ſtehen. „Es iſt noch alles ſo wie zu den Zeiten unſerer Eltern,“ ſagte die Schweſter, „die alten mächtigen Bäume mit den mooſigen Borken; — hier die ſteinerne Bank, wo Vater und Mutter ſo gern in den Feierſtunden zu ſitzen pflegten; da die Puderlöcher, in denen die Hühner ihre Wonne hatten, und da die Sprickhaufen.“ ...

Dann ſchritten ſie den Steinweg hinan und laſen über der Haustür den alten regenverwaſchenen Spruch:

„Dies Haus mit Gott erbaut,
Soll nicht wanken, ſoll nicht weichen,
Sondern feſt ſtahn wie die drei Eichen.
Anno domini 1661.
Henning Kleinhans und Frau
Chriſtine, geb. Ahlborn.“

Es wurde den vier Geschwistern wunderlich warm ums Herz; es war ihnen, als hörten sie eine Stimme aus dem Jenseits. Alles drängte sich ihnen heute ins Auge und Gemüt.

Die Haustür stand halb offen, und man konnte über die Diele in den Krippengang des Pferdestalles sehen. Dort hörte man die Stimme des Dreieichenbauern; jetzt trat er auf die Diele. Er stutzte, rief aber gleich: „Willkommen, willkommen, Kinder! Das macht ihr recht, daß ihr euch auch 'mal wieder sehen laßt!“ Und aus der Küche kam, die nassen Hände rasch an ihrer grünen Küchenschürze trocknend, Frau Katharina. Man drückte sich die Hände und redete, was in solchen Augenblicken eben üblich ist. Der Dreieichenbauer kämpfte mit einer gewissen Verlegenheit; Frau Katharina dagegen gab sich so unbefangen wie je, führte die Gäste gleich in die gute Stube und nötigte sie sofort an den Tisch. Dann eilte sie hinaus, und es wurde schleunigst aufgetragen an „Schlachtewerk,“ was der Tisch nur tragen konnte.

Es mußte also gleich wacker gegessen und getrunken werden. Der Hausherr erzählte und fragte dabei in einem fort, und wenn er stockte, setzte flugs Frau Katharina ein, also daß die Geschwister mit Kauen und Antwortgeben so viel

zu tun hatten, daß sie gar nicht daran denken konnten, sonst etwas zu sagen oder zu fragen. Die Dreieichenleute sprachen von tausenderlei Dingen, nur nicht von denen, derentwegen die Geschwister heute hergekommen waren; es schien auch ihr ganzes Bemühen darauf gerichtet zu sein, den Gästen keine Zeit zu lassen, nach etwas anderem zu fragen.

Plötzlich aber schob der Schmied Wurst und Schinken weit von sich und fing an: „Schwägerin, nun laß 'mal einen Augenblick Frieden, damit ich 'was fragen kann. Die Leute sagen: Ihr gedächtet den Hof zu verkaufen und talwärts zu ziehen — ja; ich kann mir's nicht denken, Bruder, sonst hättest du doch wohl mal 'n Sterbenswörtchen gegen einen von uns fallen lassen."

„Tu's nicht, Bruder," setzte die Schwester sogleich ein. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß fremde Leute in diesem Hause wohnen sollten, so lange unser Geschlecht noch vorhanden ist."

„Aber, Kinder, so eßt doch erst!" bat der Bauer, um seiner Verlegenheit Herr zu werden.

Wuchtig fiel der Schmied ein, indem er Speise und Trank noch weiter weg schob und beide Fäuste auf den Tisch stemmte:

„Dies Haus mit Gott erbaut,
Soll nicht wanken, ſoll nicht weichen,
Sondern feſt ſtahn wie die drei Eichen.
Anno domini 1661.
Henning Kleinhans und Frau
Chriſtine geb. Ahlborn.

„Höre wohl, Bruder, das iſt die Stimme unſrer Ureltern! Und wenn ich die Inſchrift ſehe, iſt es mir allemal, als hörte ich die Stimme ganz deutlich, und es geht mir allemal ein ſeltſamer Schauer durchs Herz, und in allem Gram um die Verlorenen und um das Verlorene — ja! — fühle ich doch immer großen Stolz, daß ich in dieſem Hauſe geboren bin, das ſchon Jahrhunderte überdauert hat, einen Stolz — ja, daß ich keinen Grafen und keinen Fürſten um ſein Geſchlecht und Stammgut zu beneiden brauche — ja!“

Er machte eine Pauſe und würgte etwas hinunter. „Unſer blinder König mußte fort, mußte ſein Heimatſchloß und alles verlaſſen, du aber mußt nicht, ſondern du willſt — ja — und warum willſt du? Weil du taub geworden biſt und die Stimme unſerer Ureltern nicht mehr hören kannſt, und weil das der Fall iſt, ſo iſt — ja — ſo iſt das Heimatgefühl bei dir eingeſchlummert — ja, aber es wird wieder auf-

wachen, Bruder, es wird wieder die Augen aufschlagen, sitzt du erst einmal drunten im Leinetal — ja. Ist's nicht immer so im Leben? Hat einer die guten, alten Eltern immer bei sich, achtet er ihrer Stimme nicht viel; aber ist man fern von ihnen, oder sind sie gestorben und man liegt des Nachts im Bette und kann nicht schlafen, da hört man auf einmal die gute Stimme wieder, und sie fällt einem heiß und schwer aufs Herz — ja. Und das ist meine Meinung, und um sie einmal gründlich auszusprechen, bin ich heute mit den Geschwistern hergekommen. Und nun geht's mich weiter nichts an."

Der Bauer räusperte sich, als wollte er etwas besonderes antworten, brachte aber nichts heraus, sondern wiegte nur so den Kopf und sah auf den Boden, als suche er etwas.

Da begann Frau Katharina, die den Mund schon eine Weile in die „Pünte" gezogen hatte: „Ihr müßt euch drein finden, Schwager und Schwägerin, es ist nun einmal beschlossene Sache. Kann man's schon besser haben, warum denn nicht? Ich habe von Anfang an, als ich hierher kam, nicht daran gedacht, daß ich 'mal mein ganzes Leben in diesem alten Gemökse zubringen wollte" ...

„Gemökse? Was sagst du, Schwägerin — Gemökse?!"

Der Schmied ſchnellte vom Tiſche auf und ſchleuderte den Biſſen, den er eben noch zum Munde führen wollte, der Bäuerin vor die Füße.

Auch die Schweſter, auch die Brüder legten Meſſer und Brot bei Seite und gingen vom Tiſche.

„Nu, nu — was iſt denn, was iſt denn?“ machte begütigend der Dreieichenbauer.

Der Schmied ſah ihn an, der Zorn dampfte aus ihm.

„Gemökſe — ja, und da fragſt du noch, was iſt denn? was iſt denn? — Gemökſe! Ja, wie ich ſagte, deine Ohren, du biſt taub, Bruder, taub biſt du, taub — ja! Ein Gemökſe — der Dreieichenhof! Himmelherrgott! Kommt! Hier iſt unſers Bleibens nicht mehr!“

Die Schweſter verſuchte noch zu vermitteln, aber der Schmied fuhr ſie barſch an und zog ſie mit hinaus.

Draußen zwiſchen dem wallenden Korn blieben die Grollenden wohl eine Stunde lang beieinander ſtehen; ſie ratſchlagten, wobei der Schmied die führende, die Frau die vermittelnde Stimme hatte. Schließlich gingen ſie wieder zurück, um abermals auf dem Dreieichenhofe einzukehren. Sie waren wie umgewechſelt, ſelbſt der Schmied zeigte ſich von einer ſo ſanften

Seite, daß die Dreieichenleute nicht wußten, wie ihnen geſchah.

„Bruder und Schwägerin,“ begann jetzt der Hofmeiſter von Unterloh, „ihr wißt, daß ich lange ſchon danach getrachtet habe, zu einem kleinen Eigenweſen zu kommen, 's hat nur immer noch nicht recht paſſen wollen. Überlaßt mir den Hof, ich meine nur Haus und Hof und ſoviel Land, daß ich zwei Kühe halten kann. Ich meine, ich verlange nicht mehr, als wofür ich euch ſicher bin. Zweitauſend Taler zahle ich euch gleich an.“

„Er iſt euch auch für den ganzen Hof ſicher,“ bemerkte der Schmied mit Nachdruck. „Ihr braucht ja das ganze Geld nicht, denn ich weiß wohl, ihr habt ſoviel beim Juden ſtehen, daß ihr den neuen Hof doch bezahlen könnt.“

„Och, och, och!“ machten darauf die Dreieichenleute, als wäre es ſo ſchlimm nicht, wie der Schmied ſagte.

Glänzenden Auges ließ die rundliche Ohlenroderin ſich vernehmen: „O, ich wüßte nicht, was ich drum geben wollte, wenn ihr den Vorſchlag unſeres Bruders annähmet! Das wäre eine Freude.“ Der Lutterdieker aber ſetzte hinzu: „Da ihr doch nicht wißt, wie's euch auf eurem neuen Hofe gefallen wird und ob ihr euch nicht ſchmerzlich wieder zurückſehnt nach dem Dreieichenhofe, ſo tätet ihr gewiß am klügſten, überließet ihr unſerem Bruder den Hof zunächſt pachtweiſe. Kaufen und verkaufen könnt ihr immer noch jeden Tag; nur nichts übereilen, meine ich, nur nichts übereilen, denn die Reue iſt ein hinkender Bote. Ja.“

„Ja, ja — natürlich, ja!“ machte der Dreieichenbauer.

Frau Katharina wurde wieder ſpitz. Die Sorge wäre unnütz, und ſie wiſſe nicht, was es da zu bereuen gäbe. Die Erfahrung lehre, man ſolle nicht mit Brüdern handeln, denn da bliebe der Unfrieden ſicher nicht aus. Doch wolle ſie dem Schwager nicht im Wege ſein, er ſoll Beſcheid haben.

Beim Schmied kochte es ſchon wieder, aber

er bezwang ſich — um der Diplomatie willen, wie er hernach ſagte. Und ſo ſchied man zum zweiten Male äußerlich in Frieden.

Die Geſchwiſter waren eben zur Haustür hinausgegangen, als durch die Hintertür getrippelt kam Iſaak Jakobſohn, der hilfreiche Jude. „Bin gekommen herauf, trotzdem es iſt eine grauſame Hitze!“ begann er und wiſchte ſich puſtend über die runden Augen. „Wenn ihr jetzt wollt was hören, ſpitzet die Ohren: heute morgen iſt mir gebracht der Zuſchlag, der Hof iſt euer und koſtet mit allem Zubehör . . .? Na, was denkt ihr, was Jakobſohn hat gemacht für ein feines Geſchäft für euch?“

„20 000?“ fragten Bauer und Bäuerin wie aus einem Munde in atemloſer Spannung.

„Iſaak Jakobſohn hat euch verſchafft den Hof für 19 500 Taler, zahlbar in zwei Raten: die erſte muß gezahlt werden am 1. Januar künftigen Jahres; die andere erſt übers Jahr am 1. Juni. Hab ich's gemacht nach Wunſch? So eilet, daß ihr es machet gerichtlich.“

Als Herr Jakobſohn vernahm, daß die Geſchwiſter um den Hof angehalten hätten, geriet er in großen Eifer und ſagte: „Was Bruder, was Schweſter! Hier wird ſein der euer Bruder, der euch gibt das meiſte Geld und der euch gibt

alles gleich bar, daß ihr noch könnt machen einen Extraprofit. Kann euch doch ſchaffen das Geld noch bis zum erſten Januar und erſten Juni künftigen Jahres einen großen Nutzen."

Die Augen der Bäuerin flammten, der Bauer ging haſtig durch die Stube her und hin, kraute ſich im Haar und ſagte immer nur: „Ich weiß nicht, ich weiß es nicht! — Möchte es doch mit meinen Geſchwiſtern nicht verderben und gönnte meinem jüngſten Bruder wohl den Hof."

„Faxen, Faxen, lieber Kleinhans. Wirſt de nicht geben den Hof deinem Bruder, wirſt de es verderben mit deinem Bruder und deinen Geſchwiſtern; wirſt de aber geben deinem Bruder den Hof und willſt de wahren deine Rechte und deine Vorteile, wirſt de es verderben erſt recht mit ihnen, denn ſie werden ſagen, du hätteſt deinen Bruder übervorteilt. Kannſt de oder willſt de ihm aber ſchenken den Hof, nu, dann wird gewiß ſein Friede — und dann ziehe ich 'raus zwiſchen euch meine Hand, weil ich nicht will ſein der Störenfried."

„Zu verſchenken haben wir nichts," bemerkte kurz und entſchieden Frau Katherina.

„Nu, alſo — wie haißt's: Der erſte Unwille iſt der beſte. Wirſt de alſo ſagen zu deinem Bruder: Bruder, wirſt de ſagen, wir wollen ſein

treue Brüder, darum wollen wir lieber machen keine Geſchäftchen miteinander. Wenn aber deine Brüder werden beharren, mußt de machen deine Worte: Weil du nicht könnteſt gut fordern, wollteſt de ſie laſſen bieten, damit dem einen nicht geſchähe zu nahe und nicht dem andern und damit es gäbe zwiſchen euch keine Zwietracht. Stiften wir dann unverzüglich an einen öffentlichen Verkaufstermin und laſſen wir bieten zuerſt aufs Einzelne und zuletzt ſetzen wir ein das Ganze."

Plötzlich faßte er ſich mit zwei Fingern vor die Stirn, dann ein Pfiff und ein Schlag aufs Knie.

„Ich werde dir gefällig ſein. Wirſt du mir geben Vollmacht über deinen Hof, biſte los alle Verlegenheit, und ich werde gehen zu deinen Geſchwiſtern und werde ſchlichten alles in Frieden."

* * *

Desſelben Tages noch kam der Paſtor auf den Dreieichenhof.

„Guten Tag, lieber Kleinhans!"

„Willkommen, Herr Paſtor! Ei, das iſt gut! Treten Sie doch gleich herein, lieber Herr Paſtor."

„Laßt mich noch einen Augenblick hier draußen verweilen; es iſt ſo ein herrlicher, klarer Junitag, und man ſieht vom Dreieichenhofe ſo tief

und weit ins Land hinaus — ach, hier möchte ich wohl wohnen!“

„Och ja-ja, Herr Paſtor.“

„Ihr habt ſo reiche Acker, und alle liegen ſie in ihrer blühenden Pracht dicht beiſammen um euren Hof herum wie die Herde um ihren Hirten . . .“

„Och ja-ja, Herr Paſtor.“

„Ich kann mir keinen ſchöneren Bauernhof denken.“

„Och ja —, aber drunten nach der Leine zu gibt's doch ganz andere Höfe.“

„Ihr habt immer Euer volles Auskommen gehabt; ja, mehr . . .“

„Dort unten haben ſie das für die halbe Arbeit, hier oben muß man ſich viel mehr ſchinden und plagen; dort weiß man doch auch, wozu man lebt . . .“

„Lieber Kleinhans, Ihr ſolltet Gott danken, Ihr habt einen ſchönen Hof.“

„Och ja, — ja.“

Der Geiſtliche ſah den Bauern lange mit traurigem Blick an und ſagte endlich: „Alſo iſt's doch wahr und wirklich? Ihr wollt den Hof verkaufen und Euch drunten im Tale anſiedeln? Ach, ach! Ich habe Euch ja nichts zu ſagen, Kleinhans; aber ich meine: Tut's nicht! Es iſt

Eurer Väter Erbe; haltet es heilig und teuer und unveräußerlich! Ich ſage, nein, ich bitte Euch: Tut's nicht! Ihr raubt Euch, Euren Kindern und auch nicht zu vergeſſen Euren Geſchwiſtern den Frieden der Heimat. Es will mir vorkommen, als ſpränget Ihr von Eurem ſicheren Boden auf eine ſchwankende, brechende Eisſcholle. O, es kann nimmer von gutem ſein, wenn einer ohne zwingenden Grund ſein väterliches Gut verkauft! — Ihr könnt nicht mehr zurück? O, daß Ihr Euch ſo tief eingelaſſen habt mit dieſem unſeligen Juden — und nur ihm ganz allein Euer Vertrauen ſchenktet! Seid Ihr denn blind, ſeht Ihr nicht, wie er immer und immer nur darauf aus iſt, die Leute zu beſchleichen und auszuſaugen? Habt Ihr nicht geſehen, wie die Spinne hier und da auf dem Erdreich ihre Raubhöhlen ſpinnt und wie ſie ihre Opfer haſcht, feſſelt und ausſaugt? So iſt dieſer Mann mit den alten ehrwürdigen Namen Iſaak Jakob. Dreieichenbauer, nochmals, ich warne Euch vor dieſem Juden; aber einen andern Juden ſtelle ich Euch zugleich als Muſter und Vorbild hin: Naboth! Ihr wißt, der König Ahab kam zu ihm und ſagte: Gib mir deinen Weinberg, ich will dir einen beſſern dafür geben, oder ſo dir's gefällt, will ich dir Silber dafür

geben, ſoviel er gilt. Aber Naboth ſprach zu Ahab: Das laſſe der Herr ferne von mir ſein, daß ich dir meiner Väter Erbe ſollte geben. (1. Kön. Kap. 21.) Dreieichenbauer, das war ein herzhaft gutes Wort!“ —

„Och ja — ja, freilich — ja!“ —

* * *

Schlaflos lag der Dreieichenbauer die folgenden Nächte auf ſeinem Bette. Er grübelte über die Mahnung des Geiſtlichen, dachte an ſeine Geſchwiſter, quälte ſich mit dem Gedanken, wie er ſie zufrieden ſtellen könne, ohne auf den vorteilhaften Verkauf des Hofes verzichten zu müſſen. Aber jeder gute Gedanke, der ihm in der Nacht kam, jeder gute Vorſatz, den er halb träumend faßte, löſte ſich in der hellen Morgenſonne wieder wie eitel Nebel auf. Der Glanz Naboths erloſch, und das Irrlicht Jakobſohn herrſchte nun allein über Wahl und Weg.

Noch eh die Woche zu Ende ging, wurde zwiſchen dem Eigentümer des Leinehofes und dem Dreieichenbauer der Kaufvertrag abgeſchloſſen.

* * *

Die Geſchwiſter ſtanden tapfer zuſammen.

Drei öffentliche Verkaufstermine wurden abgehalten, und der Unterloher Hofmeiſter behielt

das höchste Gebot auf Haus und Hof nebst der zehn Morgen großen Steinbreite. Der Bergloher Schmied hatte gesagt: „Biete nur, Bruder, und laß nicht ab. Wenn der gewesene Dreieichenbauer mit der Anzahlung von zweitausend Talern nicht zufrieden sein will, borgen wir auf mein Anwesen so viel wir darauf bekommen können, und unser Lutterdieker Bruder läßt dich auch nicht im Stiche.“

Die Gesamtsumme der Gebote, die von dem Unterloher Hofmeister und den Bahlhauser Bauern abgegeben war, belief sich nahezu auf 15000 Taler.

Ein höheres Gesamtgebot erfolgte nicht. Trotzdem konnte sich der Dreieichenbauer noch nicht entschließen, den Zuschlag zu erteilen, und als er am dritten Tage nach dem dritten Termine den Hofmeister und den Schmied auf den Hof kommen sah, rief er hastig seinen Kindern zu: „Sagt, ich wäre nicht zu Hause!“ und schloß sich geschwind in die Schlafkammer ein.

Als am andern Morgen Herr Jakobsohn mit einem bäuerlich aussehenden Fremden auf den Hof kam, schloß sich der Dreieichenbauer nicht ein.

„Na, nu kann ich dir endlich bringen den guten Mann aus dem Lüneburgischen,“ rief Isaak

ſchon von weitem und grinſte wie der leibhaftige Satan. Als ſie am Tiſche ſaßen, den die Bäuerin hurtig mit geräuchertem Gänſeſchinken und Butter und Käſe beſetzte, fuhr Jakobſohn in ſeiner wichtigen Art fort: „Hab ich dir nicht geſagt, Menſch, daß der Jakobſohn dir noch bringt den rechten Mann, der den Hof nicht allein weiß zu ſchätzen, ſondern der ihn auch gleich kann zahlen. Verſtehſte? Herr Runge aus Kleinföhren will kaufen den ganzen Hof mit allem lebenden und toten Zubehör und zwar dieſes nach der Schätzung, Haus und Land aber mit hundert Talern über die Summe, die iſt aufgekommen im dritten Termin. Da du nun kannſt haben ſehr vorteilhaft den Leinehof mit allem lebenden und toten Inventar, ſo muß dir Herr Runge kommen ſehr gelegen, und da er will zahlen ſofort die ganze Summe auf einem Brette, ſo denke ich, daß wir den Handel noch heute bringen zum Abſchluß.“

Freudeſtrahlend eilte die Bäuerin aus und ein. Gern hätte ſie den beſten Schinken und den prächtigſten „Feldkieker“ angeſchnitten, um auch dem Käufer ihre Liebe zu zeigen; aber aus Zartgefühl für die Geſetze des Juden trug ſie nur noch Gänſeſchinken nach.

Um es kurz zu erzählen: Der junge Bauer

aus dem Lüneburgiſchen erhielt auf ſein Gebot den Zuſchlag und zahlte vier Wochen ſpäter an Karl Kleinhans bare 17000 Taler.

Das Geld wurde natürlich ſofort zu Jakobſohn gebracht, damit es noch von demſelben Tage an Zinſen trüge.

So war der Dreieichenhof verkauft, und die Dreieichenleute durften nur noch bis zum 1. Oktober darauf wohnen.

„Du infamer Hund — du!“ knirſchte der Bergloher Schmied, als er ſeinem Bruder zu derſelbigen Zeit begegnete.

Und der Bauer darauf: „Behalt den heutigen Tag in acht, Schmied!“ wollte er antworten; aber er tat's nicht, ſondern ließ den Kopf hängen und atmete, als müßte er erſticken.

* * *

Auf den Wieſen und Feldern perlte der Reif; eine herbe Friſche ſtrich über die Berge. Der Dreieichenbauer ſtand auf den Stoppelfeldern, hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ſah umher. Der eigene moos- und moderduftige Hauch des Stoppelfeldes drang zu ihm empor, erfaßte ihn heute ſo eigen, ſtimmte ihn ſchier zu wehmütigem Sinnen. O, daß ich den Geruch meines Feldes mitnehmen könnte!

Die Bohnenhaufen warfen lange Schatten, dreimal so lang, als sie selbst hoch waren. Leichte Dunstschleier schwebten in den Tälern. Zwitschernde Sperlingsscharen flogen über die Stoppelfelder, als erinnerten sie sich noch einmal der schönen Sommertage im Getreide. Hier und da ertönte Glockengeläute, und plötzlich läutete auch die Bahlhäuser Glocke. Der Dreieichenbauer wollte die Mütze abziehen, ließ sie aber sitzen, wollte beten, betete aber nicht; er fühlte es: sein Herz war für ein frommes Gefühl zu seicht.

Als die Glockenklänge verhallten, krähte auf dem Dreieichenhofe der Hahn. Wenige Minuten später stand der Bauer unter dem alten Ammannsbirnbaume. Zahlreiche Birnen lagen, lieblich gerötet, im tauigen Grase. Der Bauer hob eine auf, um sie zu essen, aß sie aber nicht.

Da kam die Bäuerin herzu, hinterdrein sprangen die Kinder.

„Vater!“ jauchzten die Kinder, „kommt der Lüneburger Bauer bald und ziehen wir dann gleich fort?“

„Der Vater simuliert wieder, Kinder,“ sagte die Mutter.

„Ja, ja,“ hub der Bauer an, „wenn wir nur erst weg wären! Vor den letzten Tagen

graut mir. Der Lüneburger hat mir geſchrieben, vielleicht kommt er ſchon morgen."

„Aber wir haben doch das volle Recht bis zum erſten Oktober," bemerkte die Frau mit Nachdruck.

„Freilich, das haben wir; doch uns kann's wahrlich nicht danach verlangen, dieſe Friſt auszunutzen. Sehen mich die Bahlhäuſer nicht gerade ſo an, als ob ein Räuber in mir verkappt wäre? Fort, fort, je eher, deſto beſſer; hier habe ich keine frohe Stunde mehr. Könnt's auch nicht ertragen, den Lüneburger hier regieren zu ſehen." —

Die Kinder warfen ſich mit den Ammannsbirnen, weil ſie ſatt waren, und die Eltern gingen langſam gegen das Haus hin. Ein Haſe ſchreckte auf und ſchoß über den Weg. —

Den krummen Bergweg herwärts kam der Poſtbote und rief, als er eben die Bauersleute wahrnahm:

„Ihr wißt's doch ſchon? Herrgott, es ſcheint, ihr wißt's noch nicht!"

Der Mann war ganz außer ſich und ſetzte ſich keuchend auf einen Stein. „Wißt ihr's noch nicht? Nicht? Nicht? Nicht? Himmliſcher Vater, ſtehe ihnen bei!"

„Unſer Briefträger iſt verrückt geworden!" rief mit lautem Lachen die Frau, und der Bauer lachte auch, aber gezwungen.

„Ich verrückt geworden? Kleinhansſche, ihr habt mir manchmal ein Veſper gegeben — weiß Gott, ich könnte um euch verrückt werden! Ihr ſollt doch all eur Geld bei Iſaak Jakobſohn ſtehen haben?“

„Geld? Jakobſohn? Menſch, du biſt wahrhaftig verrückt!“ brach jetzt mit weit aufgeriſſenen Augen der Bauer los.

„Ja, ja, ich muß es wohl ſein. Aber ich habe hier das Wochenblatt, dann iſt das auch verrückt!“

Kleinhans griff haſtig nach dem Blatte, Frau Katharina ſah über ſeine Schultern; aber ſchon im nächſten Augenblick prallten beide zurück.

„Flüchtig — — geworden — flüchtig — —?“

„Ja, ja, Dreieichenleute — ausgekniffen iſt der Jude; aber vor mehr als acht Tagen ſchon — jetzt iſt's erſt offenbar geworden. Soll Hunderttauſende verſpekuliert haben, mit dem Übrigen iſt er wohl längſt auf'm Waſſer. Mancher Bauer, der ihm allzu ſehr vertraute, mag nun leicht ein Bettler werden. Ihr mögt's ſchon eher ertragen, denn habt ihr nun vielleicht auch keine Kapitalien mehr, ſo habt ihr doch einen ſchönen neuen Hof, auf dem ihr euch bald wieder 'was gut machen könnt.“

Der Bauer, der während dieſer Worte wie ein Ölgötze dageſtanden, ſtreckte plötzlich beide

Arme in die Luft, ſprang mit beiden Füßen auf wie ein zu Tode getroffenes Wild und ſchrie mit grauſenvoller Stimme: „'n Strick! 'n Strick! 'n Strick!“ Und immerfort: „'n Strick! 'n Strick! 'n Strick!“

Dann rannte er wie ein Wahnſinniger dem Hauſe zu. Der Briefträger kopfſchüttelnd hinterdrein.

Die Bäuerin war zu Boden geſtürzt und vermochte ſich trotz der verzweiflungsvollſten Anſtrengung nicht zu erheben. Der Schlag hatte ſie getroffen. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Dreimal wurde dem Dreieichenbauer der Strick über dem Kopfe durchgeſchnitten; zweimal geſchah es von Menſchenhand, zum dritten Male tat es wohl der Herrgott ſelbſt.

Als der Bauer das dritte Mal aus ſeiner Betäubung erwachte und ſah, daß kein Menſch bei ihm und doch der Strick mitten durch war, ſtöhnte er: „Ich habe den heiligen Gott rufen hören, ich will aufſtehen und mein Leben in ſeine Hand legen. Habe Erbarmen mit mir, barmherziger Gott!“

Sein Geſicht war noch rot geſchwollen, und ein unheimlicher Ring leuchtete von ſeinem Halſe,

als er sich den Kindern zeigte, die jammernd nach ihm suchten und riefen. Er drückte sie an sich, weinte mit ihnen und ließ sich von ihrer Hand an das Lager der gelähmten Mutter führen.

„Kathrine," stöhnte er, „Kathrine!" Seine Brust arbeitete heftig.

Sie wollte sprechen und konnte nicht. Sie wollte ihm zunicken und konnte nicht.

„Kathrine!"

Er keuchte, warf sich über das Bett, legte den Kopf an ihre Brust und netzte sie mit heißen Tränen. Da fingen auch die Kinder wieder zu weinen an, aber es war das Weinen erlöster Angst.

Der Vater richtete sich auf, wischte sich mit dem Kittel über das nasse Gesicht und sagte, nur noch von tiefem Aufschluchzen unterbrochen: „Sei getrost, Kathrine! Der liebe Gott hat mich vor dem Äußersten bewahrt, ich will ihn nicht mehr versuchen, sondern ich will . ." Ein starkes Aufschluchzen erstickte seine Stimme. —

Am nächsten Tage kam der Ortsgeistliche mit dem Lüneburger Bauern auf den Dreieichenhof.

Kleinhans verfärbte sich, faßte sich aber schnell und ging den Männern entgegen. Er wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihm, die

bebenden Hände ineinander ſchließend, den Kopf tief herabgeſenkt, ſo ſtand er da — ein Bild tiefſten Jammers.

Der ehrwürdige Geiſtliche, in deſſen Augen tiefe Rührung lag, wollte das Wort ergreifen; der Lüneburger aber kam ihm zuvor und ſagte eifrig: „Unſer Herr Paſtor hat ſchon mit mir über euer Schickſal geſprochen, und da ich mein Chriſtentum nicht in der Heide zurückgelaſſen habe, ſo denkt nur nicht, daß ich euch aus dem Hauſe hinaustreibe. Meine Familie iſt noch klein; bleibt ruhig wohnen, bis es euch anderswo glückt. Zur Laſt könnt ihr mir nicht fallen, wenn ihr mir euren Beiſtand leihen wollt. Ihr kennt ja den Hof und wißt genau, wie er behandelt werden will; ich aber komme als Fremder, der erſt durch Schaden klug werden muß, ſteht ihm kein Erfahrener zur Seite.“

Kleinhans ſeufzte ſchwer und rief aus tiefer Bruſt: „Iſt das Ihr Ernſt, ſo danke ich Ihnen tauſendmal, Herr Runge!“

Er kämpfte wieder mit ſeiner Stimme, er fuhr zitternden Tones mühſam fort: „Droben das Giebelſtübchen und die Kammer dahinter — das genügt uns, mehr bedürfen wir nicht. Denn je kleiner wir uns einrichten — — ja, ja, Herr Runge, wenn Sie's auch nicht geſagt

haben wollen — auf die Dauer werden einem fremde Leute im Hause doch zur Last."

Im Bette schluchzte es. Kleinhans trat zurück, beugte sich über die Frau und sagte: „Kathrine, wir können ja fürerst hier wohnen bleiben — und dann wird Gott weiter helfen."

„Ja, ja, ich verbürge es Euch," sagte der Seelsorger, indem er gleichfalls nahe an das Lager trat.

Der Lüneburger wischte sich die Augen und nickte lebhaft zu den Worten des Geistlichen.

Der Leinehof wurde bald anderweitig verkauft und kam nun mit knapper Not auf 18000 Taler. Da geriet der ursprüngliche Eigentümer in eine maßlose Wut und schalt nicht den Juden, sondern den armen Dreieichenbauern in aller Welt für einen Erzbetrüger.

Die Ohlenroderin hatte täglich gerötete Augen und seufzte nur, kam in ihrer Gegenwart die Rede auf das Schicksal des Bruders.

Der Hofmeister sagte stets das eine Wort: „Hätten sie mir den Hof gelassen, ich hätte sie auf den Händen getragen, — und sie könnten heute noch sein, was sie gewesen sind."

Der Lutterdieker blieb steinstumm.

Der Bergloher Schmied aber konnte sich in seinem Grolle nicht mäßigen und rief bei jeder

Gelegenheit und vor allen Leuten: „Gott verhüte, daß ich meinem ehemaligen Bruder einmal allein begegne! Es gibt nichts Gutes, ſage ich — ja, ich muß ihm den Hals umdrehen — ja!“

Wie es aber kommen ſoll! Der Schmied ging am erſten Oktober nach der Stadt und traf mitten im einſamen Bergfelde mit dem Bruder zuſammen, der einen viertelvollen Mehlſack auf der Schulter trug, das ſtark ergraute Haupt tief zu Boden geſenkt hielt und ſchwer keuchend herauf ſchritt.

„Nun muß er ſchon den Sack tragen,“ dachte der Schmied, und ſein Herz ſchlug ſo heftig, daß er ſich die Hand auf die Bruſt preßte. Er ſah ſich ſcheu um und trat ſo ſachte auf, daß der Bruder ihn erſt bemerkte, als ſie dicht nebeneinander waren.

Sie blieben beide ſtehen; jener ließ den Sack von der Schulter gleiten, dieſer bohrte die Spitze des Stockes in die Erde.

Der Schmied ſchielte zur Seite, dann ſah er den Bruder voll an und trat raſch auf ihn zu. „Du — — ſiehſt ſo elend aus, Karl — es hat dich angegriffen — — biſt das Tragen nicht gewohnt. Warte, ich will dir den großen Stein dahin wälzen. So — da ſitzſt du bequem.“

Der Bauer ſaß wie zuſammengebrochen da, und der Schmied ſah bekümmert auf ihn nieder.

Nach einer Weile ſagte der Unglückliche mit tonloſer Stimme: „Du biſt gut, Bruder, ich danke dir. Sieh — ich habe heute noch keinen Mund voll genießen können . . .“

Der Schmied griff ſchnell in die Taſche; doch der Bauer wehrte mit der Hand und deutete an, daß er ſelbſt hinreichend mit Brot verſehen ſei, aber kein Krümchen hinunterbringen könne. „Bruder — es iſt heute der erſte Oktober“ — tönte es hohl.

Das Geſicht des Schmieds bebte und zuckte; er biß ſich feſt auf die Unterlippe und brach mit heulender Stimme los: „Ja, nun iſt unſer Dreieichenhof hin . . . O ja . . .!“

„Da iſt es“ — ſetzte der Bauer wieder ſchluchzend ein — „aufs neue über Kathrine gekommen . . . der Schlag, weißt du . . . . Heute morgen, die Sonne wollte gerade aufgehn . . . Herr Gott, erbarme dich, — — — — — da iſt's ausgeweſen.“

„Tot? deine Kathrine?!“

„Tot. Ich komme von der Stadt her, wo ich den Sarg beſtellte. — Im Sacke iſt das Weizenmehl für das Begräbnis.“

Darauf der Schmied, während ihm eine Träne vom Auge fällt: „Dann ſind wir quitt.“

„Bruder, ſie hat ſchwer gebüßt!“

„O, könnte ich den Juden erwiſchen!“ rief aufſchluchzend der Schmied.

„Ach, der Jude in uns iſt noch ſchlimmer als der außer uns; dieſer kann nichts, wenn jener ihm nicht entgegenkommt!“ ſagte der ehemalige Dreieichenbauer und fuhr fort: „O, daß ich's allen Bauersleuten zurufen könnte: Machet Sonnabendsarbeit in euren Herzen, machet die Ställe rein ... und laſſet die alte gute Sonntagsluft hindurchziehen! Haltet euer angeſtammtes Erbe in Ehren und denkt, daß es keine größere Himmelsgunſt gibt, als da ſterben können, wo man geboren iſt. Dem Bauernſtande allein hat Gott dieſe Gnade gegeben. Er ſoll aber auch daran denken und wiſſen, daß Gott auf ihre Verachtung einen ſchweren Fluch geſetzt hat. Ich bin ein Zeichen dieſes Fluches.“ Er ſchwieg und weinte ſtill, während der Schmied ſchluchzend nickte.

Darauf hat der Schmied den Sack auf ſeine Schultern genommen und iſt mit dem Bruder nach Bahlhauſen gegangen.

Als die Dreieichenbäuerin begraben war, gingen auch die drei Kinder fort. Das eine Mädchen nahm die Ohlenroderin, das andere der Unterloher zu ſich; der Knabe aber kam zum Onkel Schmied nach Bergloh, damit er ſpäter

gleich das Schmiedehandwerk erlernen könne. Der Lutterdieker wollte dagegen einen Platz für den Vater offen halten; allein dieser blieb auf dem Hofe, arbeitete fleißig und sorgte für ihn, als wäre er noch sein eigen.

Die neuen Dreieichenbauern hielten aber auch auf ihn, hörten seinen Rat in allen Stücken und taten ihm vieles zuliebe. Dennoch kam manche Stunde, daß er die Hände zusammenschlug und um den Dreieichenhof, um Weib und Kinder laut wehklagte.

Er siechte zusehends dahin. Nach zwei Jahren läuteten die Glocken auch ihm ins Grab.

Wie der „General Schwartenhauer“ zu einem Bauernhofe kam.

Es war einmal ein Ackerknecht. (Ich erzähle aber kein Märchen, sondern eine wirkliche, nüchterne und nachweisbare Geschichte aus dem alltäglichen Leben da weit hinten in den Sollingsbergen.) Und der Knecht, auf den ich los will, ist noch nicht gestorben, sondern er lebt noch, wenn auch längst nicht mehr als Knecht. Ich fange also lieber an: Es war vor ungefähr vierzig Jahren noch ein ganz simpler Ackerknecht. Und nun wollen wir weiter hören. Vor vierzig Jahren erhielten die Knechte vielfach noch nicht den zehnten Teil von dem, was heute so 'ne Rarität von einem Ackerknechte in die Tasche steckt. Na, es gab ja zu der Zeit der pflügelustigen Burschen, die gern um einen bescheidenen Lohn dienten, noch einen ganzen Wald voll, und

wer's nicht für den gebotenen Lohn tun wollte, der konnt's bleiben laſſen.

So diente unſer Chriſtoph Schormann in der Tat erſt für zehn, dann für zwölf und achtzehn Taler, — und wer nun etwa meint, daß er davon gewiß nichts hätte erübrigen können, dem will ich noch ein Licht aufſtecken, dem will ich noch zeigen, daß man ſowohl bei kleinem wie bei hohem Lohn etwas vor ſich bringen kann, ſofern einer nur der Mann danach iſt. Fürwahr, dem will ich noch ein Licht aufſtecken! Womit ich aber andererſeits nicht etwa ein Loblied auf die kleinen Löhne der „guten alten Zeit" geſungen haben will, denn ich gönne einem jeden einen geſunden Fortſchritt und ein leichtes Fortkommen, nicht zum wenigſten unſern braven Knechten auf dem Lande! So! das für alle Fälle, damit wir uns nicht mißverſtehen.

Unſer Chriſtoph hatte bereits eine ſtramme Reihe von Jahren gedient und ſich eine hübſche Reihe von Talern zurückgelegt, als er daran dachte, daß man doch nicht ewig Knecht ſein könne. Das traf zuſammen mit der Stimme, die aus ſeinem Buſen kam und ihm zurief, daß man doch auch nicht ewig Junggeſell bleiben könne.

Alſo ging er zu Minna Siebrecht, einem fleißigen und ſparſamen Mädchen, das auf der

Blankſchmiede diente und ebenfalls eine ſtattliche Reihe von Dienſtjahren und Spartalern aufweiſen konnte, und ſie wurden einig, zu Martini einen eigenen Hausſtand zu begründen.

Dazumal hatte aber nicht nur die Braut, ſondern auch die Gemeinde ihr Jawort zu geben, und die war gemeiniglich in ſolchen Fällen ſehr viel ſpröder als die Braut. Die Gemeinde machte alſo ein bedenkliches Geſicht und wollte Chriſtoph Schormann den Wohnſchein nicht geben; denn ſie war bange, daß ſeine Familie ihr einmal zur Laſt fiel. Niemals hatte die Gemeinde zwei arme Menſchenſeelen ſo ſehr unterſchätzt.

Fünfzig Taler und noch dreißig, iſt das kein Geld? Und zwei geſunde Fäuſte und noch zwei Hände, iſt das kein Kapital? Nun, als er ſeine fünfzig Spartaler aufzählte und Minna ihre dreißig, bequemte ſich die allgemeine Mutter ſchließlich und bewilligte Chriſtoph Schormann den Wohnſchein. Da er aber nicht im Dorfe geboren, ſondern von Delliehuſen hergekommen war, mußte er für den Schein doppelt ſo viel zahlen, als ein Eingeborener nach altem Recht und Geſetz zu zahlen hatte.

Na ja, was ſein muß, muß ſein! Chriſtoph zahlte das Doppelte ohne Muckſen, machte Hoch-

zeit und bezog mit seiner Minna eine kleine Mietswohnung.

Die Miete nach Talern zu zählen, brauchte man nicht einmal alle zehn Finger; um sie aber zu zahlen, brauchte man schon beide Hände und das gar manchen Tag. Denn die Miete mußte bei dem Bauern „abgearbeitet" werden, und die Löhne waren klein, mochten die Tage noch so lang sein. Gab es doch dazumal noch eine Fülle von Leuten im Dorfe, die's nicht anders kannten und sich in altgewohnter Weise schlecht und recht vom Taglohn nährten.

Christoph Schormann aber ließ sich nicht daran genügen, was der Tag brachte und der Tag wieder nahm; er dachte ein weites Ende an seinem Leben hinauf, und obwohl er kein Träumer war, hatte er schon lange seinen ersten Traum von einem eigenen Häuschen geträumt. „Wenn w'et (wir's) dahenne bröchten, Minna!" sagte er zu seiner Frau beim Aufstehen und beim Zubettegehen.

Minna nickte und seufzte, aber ihre Augen leuchteten und blickten geradeaus wie auf ein Ziel, das hinter einem hohen Berge hervorwinkt.

Und sie arbeiteten, als ob alle Tage Erntewetter wäre! —

Sieh, da wurde ein kleines Häuschen feil,

ſehr klein und kläglich, ſehr brackelig und altersſchwach; aber es war doch mehr als ein elendes Häuschen, denn es war der Reſt einer Brinkſitzerſtelle, und es haftete noch die althergebrachte „Reiheberechtigung“ daran. Und wer das Häuschen hatte, dachte Chriſtoph, konnte ſagen: Es iſt mein, und hier gelte ich allein, und ich kann's beſſer machen oder ſchlechter, das geht keinen was an. Und ich bin nicht gebunden wie ein Stock im Holzbunde und kann helfen, wem ich will und gehen, wohin ich will.

Dreihundertfünfzig Taler ſollte die Stelle koſten.

Chriſtoph und Minna zählten. Hundertundfünfzig hatten ſie; Herrgott, nun noch zweihundert!

Chriſtoph ging herum. Man kannte ihn, man mußte doch wiſſen, daß er gut für zweihundert Taler wäre. Aber er mußte erſt manchen Tagelohn verſäumen, bis er endlich einen fand, der ſie gegen gute Zinſen herlieh. Immerhin, das Häuschen konnte gekauft werden.

Na, jetzt galt es alſo, die 200 Taler Schulden wieder auszutilgen.

Chriſtoph wußte ſchon, daß man anderswo mehr verdienen könne. Ein Händler hatte ihm geſagt, daß irgendwo im Weſtfäliſchen eine

Eiſenbahn gebaut würde, da könne einer Geld verdienen wie Heu, wenn auch nicht ſo lang.

Chriſtoph beſann ſich gar nicht lange. Als die Vögel kamen, zog er fort, und als der Schnee fiel, kehrte er wieder ins Dorf zurück.

Erſt half er die neue Eiſenbahn bauen, dann ging er in die weſtfäliſchen Kohlenbergwerke. Das „wickte“, wie er ſagte; ja, das gab Geld in die „Ficken“. Und da er's zuſammenhielt, nur das Allernotwendigſte für des Leibes Nahrung und Notdurft davon nahm, ſo konnte er im Herbſt immer einen ganzen Hügel von Gulden- und Talerſtücken vor ſeiner Frau ausſchütten.

Eins nur bedauerte Chriſtoph: daß man ſo gutes Geld nicht in der Heimat verdienen konnte. Denn er hing mit ſeinem Herzen und ſeinem Sinnen an der alten Sollinger Waldheimat und ließ ſich's auch bei den ſchönſten Verſprechungen, die ihm die großen Induſtrieleute in Weſtfalen machten, nicht in den Sinn kommen, ſich anderswo als in dem Dorfe ſeiner Minna anſäſſig zu machen.

Das Wühlen und Würgen ſo tief, tief unter der Erde bei dem melancholiſch machenden Grubenlicht war ſeiner regſamen Natur im Grunde zuwider. Er liebte die Sonne und mußte unter dem ganzen Himmel hinſehen kön-

Digitized by Google

nen. Und er mußte die Lerchen hören können, und er mußte atmen können in der freien, frischen Luft, und der Sturmwind war ihm lieber als die stille, stockige Luft tief unten in den Kohlenschächten. Er hatte, wie er sagte, selbst bei dem schönsten Verdienste immerfort Heimweh nach der ländlichen Arbeit. Als er eines Tages vernahm, daß von einem großen Gute tüchtige Akkordarbeiter zum Rübenroden gesucht würden, ging er hin und ließ sich Breiten zuweisen, vor deren Größe Leuten bequemerer Art die Haare zu Berge stiegen. Und er rodete auf dem Gute allherbstlich unermüdet Tag und Nacht, solange noch ein Stern am Himmel leuchtete. Weil es gerade in der Zeit war, da die Zuckerrüben viel Geld machten, so war die Gutsverwaltung sehr froh, daß sie einen solchen „Wühler" gefunden hatte, und ließ ihn darum gern gut verdienen.

So war Christoph immer ein gutes halbes Jahr dort, ohne daß Minna von ihm oder er von seiner Minna etwas hörte, denn, so lautete die Verabredung, wenn nichts passierte, sollte auch nicht geschrieben werden; das Briefschreiben koste Zeit und Geld, zumal wenn's einem so langsam und schwer von der Hand ginge. Waren's auch nur Groschen, die man dadurch ersparte,

ſo kam doch ein Groſchen zum andern, und ſchon zehn Groſchen machten einen halben Gulden.

Seine Minna gab ihm aber auch ſonſt daheim nichts nach. Sie arbeitete beim „Ackersmann", der ihre Pachtäcker beſtellte, half überall, wo es etwas zu verdienen gab, beſorgte den wachſenden Viehſtand und kriegte dabei noch die Kinder, die ſie nach Gottes Willen zu kriegen hatte, ohne davon viel Aufhebens zu machen oder ſich länger als drei Tage im Bette aufzuhalten. Ja, ſie beſcherte ihrem Manne ein volles halbes Dutzend Jungen, und es ſoll mal einer kommen und ſoll ſagen, ſie wären auch danach geweſen. Es ſoll mal einer kommen, der behaupten wollte, es hätte noch ordentlichere und propperere Kinder im Dorfe gegeben!

Die Schormannſche pflegte zu ſagen: Der liebe Gott gucke alle Jahre einmal auf die Erde; wer dann Tuffeln (Pantoffeln) anhätte, könne das ganze Jahr in Tuffeln gehen. Aber ſie hätte der liebe Gott noch niemals in Tuffeln geſehen; darum könne ſie's auch nicht ſo bequem haben wie andere Frauen, ſondern müſſe das ganze Jahr in geſchnürten Schuhen gehen.

Die fünfzig bis ſechzig Taler, die Chriſtoph im Herbſte nach Hauſe brachte, waren unter

dieſen Umſtänden immer bar über. Es dauerte knapp vier Jahre, da waren die zweihundert Taler Schulden weggefegt. Die nächſtjährigen Erſparniſſe konnten darum ſofort auf die Sparkaſſe gebracht werden, wo ſie indes nicht lange Ruhe hatten. Denn wurde irgendwo in der dörflichen Feldmark Ackerland feil, ſo holte Chriſtoph ſein Geld zurück und kaufte ſich ein Stück Land.

Nach einigen Jahren hatten Schormanns bereits ſechs Morgen eigenes Land, wenn auch noch mit einigen Schulden behaftet. Natürlich war aus den drei Ziegen ſchon eine Kuh geworden, und ſtatt eines Schweines wurden längſt zwei und drei gehalten.

Nun erhob ſich aber eine große Schwierigkeit: Für Mutter Schormann war's zuviel, und für Vater Schormann war's zu wenig; und die Ackerleute wollten nur ackern, wenn Chriſtoph im Dorfe bliebe und den Ackerlohn bei ihnen abarbeitete.

Chriſtoph beſann ſich kurz, kaufte zu der einen Kuh noch eine, ſchaffte Pflug und Wagen an, pachtete noch einige Morgen Land hinzu und ackerte ſelbſt. Und wie ackerte er! Fingen andere Leute an, war Chriſtoph ſchon fertig. Herrgott, noch ſo ein Feld! Die Erde iſt ja ſo groß.

Da ſtarb der „Swän“*), und die Gemeinde ſuchte einen Nachfolger. Acht Malter Korn, freie Wohnung, ſechs Klafter Holz, eine Swänwieſe, ein Swänhof (Garten). Holz und Miſt mußten die Bauern umſonſt fahren. Dann die vielen kleinen und großen Nebenverdienſte. Ferkelſchneiden: fünf Pfennig; wenn ein Ferkel ausgetrieben wird: zehn Pfennig. Von jedem Ferkel, das aus dem Dorfe verkauft wird, einerlei, ob es mitgetrieben wird oder nicht: 10 Pfennig. Dann die Einkünfte, die der „Swän“ hat, wenn er ſich ein bißchen aufs Viehdoktern verſteht. Dann die fünfundſiebzig Mark bares Geld für das Nachtwächteramt, das mit dem Swändienſte naturgemäß verflochten iſt. Nicht zu vergeſſen den Umgang zu Neujahr! Wie manchen Sack Erbſen, Bohnen, Korn u. ſ. w. hatte nicht der alte Swän immer nach Hauſe geſchleppt.

„Sapperment!“ ſagte Chriſtoph zu ſeiner Frau, „das Land iſt rar; ich melde mich. Das können wir ganz gut beizu mitnehmen. Die Wohnung vermieten wir, und das Doktern lerne ich wohl noch, denn womit man umgeht, das einem nahe ſteht.“

Und er meldete ſich; und da man in der

*) Schweinehirt.

Gemeinde, in der die Schweinezucht in heller Blüte ſtand wie heute noch, einen durchaus achtungswürdigen und zuverläſſigen Mann für dieſen wichtigen Poſten haben mußte, ſo wurde Chriſtoph Schormann „Swän“. Daß die Leute lachten, als er zum erſten Male die quiekende Schweineklarinette blies, kümmerte ihn nicht. Das Lachen dauerte auch nur ſo lange, bis es wieder aufhörte.

Nun verlief das Tagwerk alſo:

Früh vor Tage wurde das Hausweſen beſorgt, Futter geſchnitten, Holz gehackt, der Stall gereinigt, das Haus repariert u. ſ. w. Mit der Sonne dann ging's ins Feld. Um acht Uhr kehrte Schormann zurück, um mit den Schweinen auszutreiben. Um ſechs Uhr abends kam er mit ſeiner grunzenden Herde wieder heim.

Dann war er wieder Bauer. Manchmal, wenn's die Not heiſchte, hütete auch ſeine Frau für ihn. Sobald das Tagewerk vollbracht war, um acht oder neun Uhr, legte Schormann ſich ſchlafen, und damit er erſt einen ordentlichen „Puff“ tun konnte, pflegte Mutter Minna um zehn und elf Uhr mit dem Nachthorn über die Straße zu gehen, oder es bliefen die Jungens die erſten Stundengänge. Um zwölf Uhr indes hörte man Schormanns dröhnenden Schritt ſelbſt

durchs Dorf hin, d. h. wenn die Leute grade 'mal hörten. Blaſen hörte man ihn dagegen nur ſelten, denn er blies nicht gern, um die Leute beim Schlafen nicht ins Lachen zu bringen. Wenn er aber 'mal blies, wie nach jener Nacht, da der Blitz ein Haus eingeäſchert hatte, dann blies er auch, daß das Bett unter einem bebte, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann. —

Zwanzig Jahre hatten ſie in ihrem von Jahr zu Jahr immer beſſer herausgeputzten Häuschen gewohnt, als es ihnen in Stall und Stube doch ganz und gar zu enge wurde; hatten ſie's doch inzwiſchen bereits auf dreizehn Morgen eigenes Land gebracht und ſogar auch eine dritte Kuh groß gezogen. Da ging ein alter Großkötnerhof in die Brüche, und Chriſtoph erſtand im dritten Termine das große ſchöne Haus mit dem ſchier vornehmen „Satteldache" (Walmdache) nebſt ſieben Morgen beſten Ackerlandes für 2300 Taler. Es zweifelte niemand mehr daran, daß er's auch bezahlen konnte; hatte er doch zu allem eben erſt bei der Ablöſung der Gemeindeberechtigung, die an ſeinem Häuschen haftete, eine runde Abfindung von 550 Talern erhalten, und wurden ihm doch trotzdem für das nackte Häuschen, das ſich in den zwanzig Jahren allerdings prächtig herausgemacht hatte, noch fünf-

hundert Taler geboten. Denn nun miſchte ſich noch das Glück darein, das ſich bekanntlich da am wohlſten fühlt und am leichteſten einſtellt, wo ſchon eine Sippſchaft iſt.

Was Chriſtoph Schormann etwa noch fehlte, das konnte er jetzt überall geborgt kriegen, ohne daß er deswegen lange zu laufen brauchte; denn wer in Dorf und Stadt Geld zu verleihen hatte, der hätte es, das wußte man, keinem lieber geliehen, als ihm. So hatte ſich in dieſem Menſchenleben das Blatt gedreht.

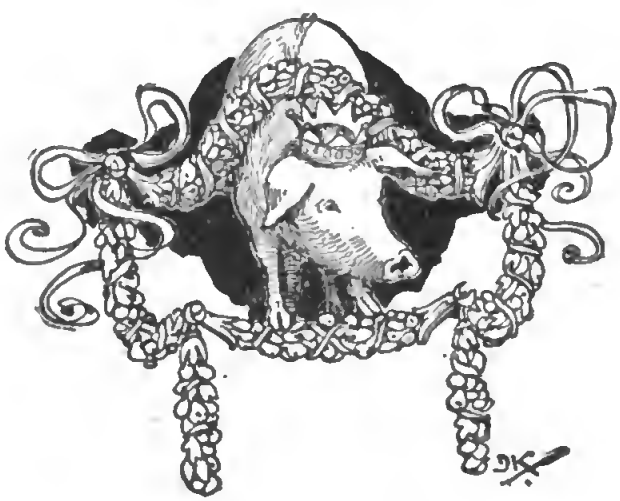
Der einſtige arme Ackerknecht und nachherige Taglöhner hatte ſich durch eigene Kraft und Umſicht zum Bauern erhoben, auf den jedermann mit Bewunderung und Reſpekt ſah, trotz ſeiner weniger im Anſehen ſtehenden Nebenämter. Er hatte es, wie man mit Recht ſagen konnte, vom Gemeinen bis zum General gebracht; ganz abgeſehen davon, daß ſeine ſtarke und ſtramme Geſtalt inmitten der ziehenden Schweineherde die Leute unwillkürlich an einen General erinnerte. Man nannte ihn ſcherzweiſe den „General Schwartenhauer", weil er mit einer kurzſtieligen, aber ſehr langgeſchwänzten Peitſche, die er in weitem Bogen um den Kopf ſchwang, dem ungezogenen Schweinevieh kräftig auf die Schwarten hieb. Was er übrigens auch heute noch tut, wie ſich

jedermann, der in den Solling kommt, mit eigenen Augen überzeugen kann.

So konnte ich denn auch den kleinen Scherz riskieren und dieſe ſehr ernſthafte und bis in die kleinſte Angabe wahrhaftige Lebensgeſchichte unter einer ſo kurioſen Überſchrift erzählen.

Auch du kannſt noch ſo ein General werden, wenn du nicht ſchon einer biſt! Jedenfalls lehrt er uns, der General Schwartenhauer, daß auch der ärmſte Ackerknecht, um mit dem Soldatenſprichwort zu reden, den Marſchallſtab im Torniſter hat, — natürlich wenn er, wie Chriſtoph Schormann, der Mann danach iſt.

Die Erde iſt groß und breit und hat Raum für jeden Tüchtigen!



Der ewige Bräutigam.

Weil seines Vaters großer Hof auf der Höhe des Dorfes, dem sogenannten Eulenberge lag, wurde er gewöhnlich nur der „Eulenbergsgroße" genannt. Nicht allein im Dorfe Brackenstein, sondern auch in allen umliegenden Ortschaften, denn der Eulenbergsgroße verstand es, sich allüberall bekannt zu machen, insbesondere da, wo hübsche Mädchen waren. Es gab nirgends ein Fest, er war dabei; es blühte nirgends eine schöne Blume, der Eulenberger umflatterte sie. Wohin er kam, sprangen die Türen und Herzen vor ihm auf, leuchteten ihm die schönen Augen zu,

wartete man ihm auf wie einem Prinzen. — Jeder dachte nur an die „glänzende Partie“, so da zu machen war. Aber alle, die den Vogel im Bauer zu haben glaubten, mußten früher oder später arg enttäuscht hinter ihm her sehen, denn der Eulenbergsgroße machte es allemal wie die Hummel: sog den Honig aus der Blüte und flog davon.

Nun war gleichsam wie über Nacht im Unterdorfe von Brackenstein ein Mägdelein aufgeblüht, das war von so schöner Gestalt, von so eigenartiger Frische und Freundlichkeit, daß es jedermann nur mit Verwundern ansehen konnte. Wo sie ging und stand, da war Sang und Klang und Sonnenschein. Ihr Vater, der etwas gedrückt einhergehende Kleinkötner Henze, sagte manchmal: „Mädchen, wer soll uns nur was singen, wenn du einmal fort bist?“

„Ich geh auch nicht fort von Euch, Vater!“ pflegte sie dann wohl zu antworten und zwar mit einer solchen Bestimmtheit, als glaube sie wirklich, es würde ewig so bleiben.

Karoline Henze war ihr Name; die Brackensteiner nannten sie „Henzens Karline“; scherzweise aber sagten sie gern „Tausendschön“, weil ihr tausendschönfarbiges Gesicht unwillkürlich an die Anmut dieses Blümleins erinnerte.

Nun war's, daß der Eulenbergsgroße den treuherzigen Teichhofkarl einmal tief und schwer seufzen hörte. Es war ums Tausendschön. Der Große lachte spöttisch auf: „Daß ich mir auch aus solch 'm Schlucker 'was mache!"

Als er sich dann aber das „arme Schlucker" näher ansieht, gehen ihm plötzlich die Augen auf, so daß er sich wundern muß, wie er das Mädchen nur so lange hat übersehen können. Jetzt wollte er dem Teichhofskarl zeigen: den kleinen Finger brauche er nur krumm zu machen, dann hinge schon das ganze Mädchen mit Herz und Hand daran.

Und von Stund an trachtete er ihr nach, aber so ungefähr wie der Fuchs, wenn er zur Dämmerstunde den Hühnerstall umschleicht.

Karoline sah den Eulenbergsgroßen wohl, tat aber, als säh' sie ihn nicht. Sie kannte seine Schliche schon.

Eines Abends im Spätsommer, wie sie im Grashofe am Hause Birnen aufliest, steht plötzlich der Bursch dicht bei ihr, schlingt keck seinen Arm um ihre Hüfte und flüstert ihr schmeichlerisch ins Ohr: „Karoline — jetzt, was meinst du? Ich will dein Bräutigam sein."

„Aber ich will keinen Sonntagsbräutigam!" ruft sie schlagfertig, reißt sich los und ist wie der Wind davon.

„Sonntagsbräutigam?“

Er ſtand da, als wäre ein Haus zuſammengeſtürzt; dann warf er ſich in die Bruſt, verließ ſtracks den Hof und brummte verächtlich: „Solch eine Dirn, deren Vater nur mit Kühen ackert!“ Pah! Jetzt ſollte ſie ſehen, daß ſeine Naſe denn doch viel zu hoch ſtände für ein — Tauſendſchön.

Aber in der Nacht erſchien ihm Karoline im Traum, und am andern Morgen waren alle Rachegedanken, war aller Stolz und Dünkel in die Brüche gegangen. Mit erneutem Eifer trachtete er dem Mädchen nach; allein ſie wich ihm aus, wo ſie nur konnte; und konnte ſie ihm nicht entrinnen, ſo ſagte ſie immer wieder: „Ich will keinen Sonntagsbräutigam!“

Wer den Eulenbergsgroßen früher geſehen hatte, wie er ſo ſiegesſtolz durch die Reihen der Mädchen ſchritt, und wer ihn jetzt ſah, wie er der Kleinkötnerstochter nachlief, der mußte den Kopf ſchütteln und verwundert fragen: „Was iſt nur aus dem Eulenbergsgroßen geworden? Leute und Kinder!“

Die alte Dortchenwaſe aus Henzens Nachbarſchaft ſagte: „So geht's in der närriſchen Welt — wenn einem alle Türen offen ſtehen, muß er ſich gerade vor die verſchloſſene ſtellen!“

Zu ihrem Tauſendſchön aber ſagte ſie: „Kind, daß du den Eulenbergsgroßen nicht mägſt, weil er ein Unbeſtändiger iſt, kann ich nur loben; daß du aber auch alle anderen Burſchen ausſchlägſt und ſogar dem braven Teichhofkarl einen Korb gegeben haſt, dies machte mich bedenklich. Sieh, Kind, wer allzu wähleriſch iſt, bekommt am Ende . . .“

„Einen Strohwiſch!“ fiel das Mädchen mit hellem Lachen ein. „Aber ich will ja auch keinen Mann. Ich freie 'mal nicht, ich will 'mal eine ur=ur=ur=uralte Jungfer werden!“ Sie lachte und tanzte in ausgelaſſener Luſt um den Tiſch herum. Aber auf einmal ſaß ſie ganz ſtill und nachdenklich, ſtrich mit den flachen Händen über ihre Schürze und fing an, ſie von unten aufzurollen.

Die Uhr im Kaſten tickte, und die Dortchenwaſe guckte und nickte.

Karoline ſeufzte unwillkürlich auf, ließ den Kopf tief herabhängen, rollte die Schürze leiſe auseinander, und als ſie die Dortchenwaſe wieder anſah, ſtanden ihre Augen voll Tränen. „Er iſt ſchlecht — und macht es mit mir gewiß ebenſo wie mit allen anderen, wenn ich . . .“ Sie konnte nicht weiter, ſprang auf und warf ſich an der Alten Bruſt.

* *
*

Es war an einem wunderschönen Maiabend. Das Jauchzen der Nachtigallen und Quaken der Frösche mischte sich mit dem Jauchzen und Singen des Jungvolkes, das teils auf dem Thi*) sich vergnügte, teils in den heckenumsäumten Wegen sich erging. Da geschah es bei diesem Teile und gerade bei einer Biegung des Weges, wo die Blütenhecken ganz eng wurden, daß Karoline Henze mit ihrem Kleide an einem wilden Rosenstrauche hängen blieb, ohne daß die andern es merkten. Nur einer hatte es gemerkt — der Eulenbergsgroße. Plötzlich sah Karoline ihn, wie er sich eifrig mühte, die Dornen aus ihrem Kleide zu ziehen, ohne daß dies Schaden nähme. Aber so eifrig er auch hantierte — die Dornen wollten die Gefangene nicht lassen. Karoline lachte hell auf und sagte: „Ei du?"

„Ei ja, Line, du siehst — hilft dir denn ein anderer?"

„Ach Gott, was werden die anderen sagen, daß gerade wir beiden zurückgeblieben sind? Ich kann doch nichts dazu!" rief sie in plötzlicher Angst und bückte sich schnell. Da schlug der Große seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie.

Jäh richtete Karoline sich auf. Das Weinen war ihr näher als das Lachen.

*) Thi, Gemeindeversammlungsplatz.

„Mädchen, du magſt dich anſtellen wie du willſt, ich laſſe nicht von dir!“ ſagte er und faßte nach ihrer Hand; dann fragte er mit weicher Stimme: „Line, kannſt du mich wirklich gar nicht gern haben?“

„Ach geh, ich kann dir nicht trauen!“ entgegnete ſie in gepreßtem Tone und zerrte an ihrem Kleide.

„He, ich weiß wohl, woran du denkſt, Mädchen; ja, ich bin ein leichtſinniger Vogel geweſen, das iſt wahr; aber na, ſo war's einmal, ſo iſt's indes nicht mehr. Du haſt mich zur Beſinnung gebracht, du! Verzaubert mußt du mich haben — und würde ich hundert Jahre alt, ſähe ich doch nie mehr eine andere an als dich!“

„Ach, wenn du ſo wäreſt, wie du ſprichſt!“ ſeufzte Karoline und duldete es nun, daß er ſeinen Arm um ſie legte.

Sein Atem umſchmeichelte ihr Geſicht, und er fuhr fort zu locken: „Jetzt ſind wir beiſammen, Schatz, jetzt laß uns reine Bahn machen. Sieh, meine Eltern laſſen mir freien Willen, denn ich bin ihr einziges Kind, kann tun, was ich will, und wenn ich ſage: ‚Ich nehme Henzens Karline,‘ ſo haben ſie nichts dagegen. Und wenn du's willſt, können wir noch in dieſem Jahre Hochzeit halten. Dann biſt du eine große Frau und

kannſt auf alle anderen Frauen im Dorfe herabſehen. Und willigſt du nicht ein, mußt du ewig und drei Tage lang an dieſem Dornſtrauche hängen bleiben!“

Karoline lachte und ſeufzte — und plötzlich ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Hals, unter Tränen flüſternd: „Wer kann dir widerſtehen?“

Als das erſte Jahr ſich neigte, hob die Dortchenwaſe leiſe zu fragen an: „Kind, ſag, wann ſoll die Hochzeit ſein?“

Karoline war davon, ehe ſie der Alten Rede geſtanden hatte.

Nach dem zweiten Jahre ſagte die Alte, indem ſie vor dem Mädchen bedächtig den Finger aufhob: „Kind, Kind, Kind, die ſchönſten Roſen haben die kürzeſte Zeit!“ —

Als Karoline ihre mütterliche Freundin darob voll lächelnder Verwunderung anſah, fuhr jene fort: „Wenn ich mein liebes Tauſendſchön wäre, ſo nähme ich auf der Stelle den — Teichhofkarl, wollte der Eulenbergsgroße mich noch weiter hinhalten mit ſeinen Verſprechungen. Kind, der Teichhofkarl hat geſagt: Ich nähme ſie noch immer.“

„Dortchenwaſe, ich denke ja noch nicht ans Freien! Iſt's ſo nicht noch beſſer?“ Sie wollte wieder lachen, bekam aber etwas in die Kehle und mußte huſten.

Nach dem dritten Jahre nahm die alte Dortchenwaſe ihren Liebling einmal beſonders, blickte ihm ſcharf und anhaltend ins Auge und ſagte: „Gott ſei gedankt, du biſt noch mein braves, reines Tauſendſchön! Der Hochzeitskranz — wie müßte er deinem Köpfchen prächtig ſtehen.“

Karoline hüpfte der Guten an den Hals, lachte und weinte und lief fort.

Am nächſten Sonntagabend kam Karoline mit dem Eulenbergsgroßen an die Stätte, wo der wilde Roſenſtrauch ſich ſpreizte, der vor drei Jahren . . ., ei, wir wiſſen's ja noch! Da ſagte das Mädchen leiſe: „Keine Roſen ohne Dornen!“

„Ja,“ ſagte er und gähnte.

„Du, Fritz, weil wir gerade an dem Roſenbuſche ſtehen, der dein Wort gehört hat, — die Dortchenwaſe meinte . . .“ ſie hielt ſich die Hand vor den Mund, kicherte, bückte ſich und rupfte ein Blatt von dem Roſenſtrauche und ſtach ſich in den Finger. „Au!“ ſagte ſie.

„Was greifſt du in die Dornen,“ ſagte er und ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen.

Sie ſchlenkerte die Blutstropfen fort, die aus dem Finger quollen und begann wieder — aber ſie lächelte verlegen dabei —: „die Dortchenwaſe meinte . . . die Dortchenwaſe . . .“

„Na, was meinte die alte Schachtel?“

„Meinte, wir müßten bald — Hochzeit halten. Iſt das nicht drollig?“

„Ja, die alten Weiber haben gut meinen. Das iſt man nicht ſo, Hochzeit halten! Wir müſſen noch warten; meine Eltern machen Schwierigkeiten. Du — haſt es ja nicht beſſer haben wollen.“

„Dieſer Roſenbuſch hat's aber anders gehört!“ bemerkte Karoline, und es traten ihr helle Tropfen in die Augen.

„Ach, komm mir nun gar auch mit dem Roſenbuſche! Dortchenwaſe und Roſenbuſch, haha-haha — es iſt zum Totlachen.“

* * *

Man hatte die Kirmes gefeiert, und ſeitdem ging Karoline Henze mit verweinten Augen.

„Das hilft nun nichts,“ ſagte der alte Henze, „die Kirmes hat's offenbar gemacht; der Eulenbergsgroße iſt wieder in ſeinen alten Zuſtand zurückgefallen und wieder der Sonntagsbräutigam geworden! Ich wußte es wohl, ein Fuchs wird ſein Lebtag kein Kaninchen! Schlag dir den Eulenbergsgroßen aus 'm Sinn und nimm den Teichhofkarl. Das iſt ein braves Herz! Nimm den Teichhofkarl, ſage ich, er kann dich nicht vergeſſen und wird gewiß noch einmal wiederkommen.“

„Ach, ach, Vater, ich möchte mir nur eins wünſchen — den Tod!“

Da klopfte es, und herein trat — Karl vom Teichhofe. Karoline erſchrak, daß ſie zitterte. Er reichte Vater und Tochter die Hand und ſetzte ſich auf den dargebotenen Stuhl. Die kräftige unterſetzte Mannesgeſtalt mit den ſchwieligen Händen und das gebräunte Geſicht mit dem etwas derben Gepräge erweckte die Empfindung des Sichern und Zuverläſſigen, ja Hartnäckigen; aus ſeinen klaren grauen Augen aber ſprach eine faſt kindliche Treuherzigkeit. „Ja, daß ich noch einmal komme,“ begann er, „ich kann gar nicht froh werden, ich habe nun ſchon vier Jahre lang ſchwer mit mir gekämpft, daß ich dich vergeſſen wollte, Mädchen; aber ich habe jeden Morgen wieder von vorn anfangen müſſen — und wie ich nun ſehen muß, daß der Eulenbergsgroße auch mit dir nur geſpielt hat, will ſich alles in mir umdrehen. Darum komme ich, dich noch einmal vor Gott und deinen Eltern zu fragen, ob du dich entſchließen könnteſt . . .“

Karoline konnte vor Weinen nicht antworten; ſie reichte dem Burſchen zum Danke die Hand, ſchüttelte traurig den Kopf und eilte hinaus.

Am Tage darauf ſtellte ſich unverſehens der Eulenbergsgroße wieder ein. „Iſt's wahr, was

die Leute ſagen, daß der Teichhoffack wieder vor eurer Tür ſteht?“ fragte er und zeigte ſich außerordentlich verletzt.

Sie antwortete ihm nicht.

„Ha, das hätte ich nicht gedacht, das iſt ſchlecht von dir, Karline! Tanze ich da 'mal mit 'ner andern — du lieber Himmel, ich konnte doch nicht immer bei dir ſitzen — gleich ſchlägt dir's Feuer aus 'm Dache. Ich bin einmal nicht ſo geartet, daß ich mich anbinden laſſe wie ein Hund; deshalb weiß ich doch, was ich tue. — Damit du's nur gleich weißt, Karoline: Meine Eltern haben mir heute ihre Einwilligung gegeben; — nur bis zum Frühjahr ſollen wir noch warten.“

Gegen den Frühling, als der Schnee ſchmolz, verkündeten die Glocken den Tod des alten Vollmeiers.

Natürlich mußte nun die Hochzeit um das übliche Trauerjahr hinausgeſchoben werden.

Als aber das Trauerjahr um war, ſagte der Große vom Eulenberge bei ſich: „Jetzt bin ich nun der große Vollmeier von Brackenſtein, und drei Stunden im Umkreiſe kommt niemand gegen mich auf, — und nun will ich das Kleinkötnermädchen zur Frau nehmen? Hol's der Teufel, was bin ich vernagelt geweſen im Kopf und ver-

narrt im Herzen! Die Geſchichte muß aufhören, ja, das muß ſie — und Karoline muß einen ihresgleichen freien, ja, das muß ſie."

Karoline ſah ſich abermals betrogen und knickte zuſammen wie eine Blume unter Hagelſchlag. Am Abend aber erhob ſie ſich, kämmte eiligſt ihr Haar, das trotz der ihr angetanen Schmach noch in wunderbarem Glanze prangte, zog ihren mit ſchwarzem Samtbande beſetzten Flausrock an und ging geradewegs nach dem Eulenbergshauſe, in deſſen Giebelloche zu derſelben Zeit eine Eule unheimlich zu ſchreien anfing, während fernhin eine Nachtigall ſchmetterte.

Der junge Herr ſaß im bequemen „Spannſtuhle", paffte aus einer kurzen Pfeife und überſchlug in Gedanken die Partien, die für ihn von jetzt ab nur noch in Frage kommen konnten. Da noch kein Licht brannte, hielt er den feurigen Pfeifenkopf gegen die Eingetretene, ließ ihn aber ſchnell wieder ſinken, denn ohne Umſchweife fing Karoline an: „Jetzt — willſt du dein Gelöbnis halten, oder willſt du es brechen?"

„Hat beides noch Zeit! Komm, gib mir einen Kuß, Liebchen!" antwortete er, ſtand auf und brach vor der Zurückweichenden in ein ſchallendes Lachen aus.

Karoline lachte auch, lachte, lachte, daß es

durch Haus und Hof gellte und die Knechte und die Mägde zuſammenliefen. — — Dann atmete ſie keuchend, wiſchte ſich die Tränen ab und rief mit unheimlichem Ton: „So wie der Tod das Leben auslöſcht, ſo tilge deine Falſchheit die Liebe aus meinem Herzen. Lebe wohl, wenn du kannſt, Eulenbergsgroßer! Und gingeſt du mit deinem Liebeswerben hundert Jahre, — nie wieder wende ſich ein treues Mädchenherz dir zu! Hunger und Durſt nach Liebe und Liebesglück nage dir allezeit an deinem falſchen Herzen und mache noch dein Alter zum ſchallenden Geſpött der Jugend!“

Der Vollmeier verſuchte noch ein lautes Lachen, aber es klang nicht. Er ſtand wie angewurzelt.

Karoline war in der Nacht verſchwunden.

* * *

Der Teichhofkarl ſtand um dieſelbe Zeit vor dem Tore ſeines Hofes, ſah zu den Sternen auf, horchte nach den fernen Nachtigallen, blickte über den blinkenden Spiegel des Feuerteiches hin, von dem ſein Hof den Zunamen erhalten und ſprach zu ſich ſelbſt: „Daß ich dies Mädchen nicht vergeſſen kann! Ja, wüßte ich, daß es der Eulenbergsgroße wirklich ehrlich mit ihr meinte! Aber er ſpielt nur mit ihrer Schönheit.

Es ist, als wollte sich alles in mir umwenden, will ich einmal an ein andres Mädchen denken.“ Plötzlich hob er sich ein wenig auf den Zehen und sah und horchte. Huschte dort nicht etwas vorüber? Lief da nicht jemand nach dem Teiche?

Jetzt — ein klatschendes Geräusch — ein durchdringender Schrei — das Wasser des Teiches rauscht.

Karl stürzt hinzu, lehnt sich über das Teichgeländer.

Da taucht die Gestalt noch einmal auf, zwei Arme strecken sich hilfeflehend empor — ein klagender Laut ertönt.

„Karoline! Karoline!“ schreit er auf, nimmt einen Ansatz und schwingt sich über das Geländer. Hoch spritzt das Wasser und schlägt über ihm zusammen. Ein übermenschliches Ringen — ein Schrei —. Zweimal schon hat es ihn in die Tiefe gezogen.

Jetzt naht Hilfe von allen Seiten. Mit großer Mühe und Not bringt man erst das Mädchen, dann ihren Retter aufs Trockene.

„Tot! beide tot!“ geht es durch die Reihen.

Aber schon hat der Teichhofkarl die Augen wieder aufgeschlagen.

Der alte Postilse, der sich auf die ärztliche

Kunſt verſteht, kommt zur Stelle, und nach längeren Mühen wird auch das Mädchen wieder zum Leben gebracht.

* * *

Das Korn wurde geſchnitten, da begegnete der Eulenbergsgroße eines Tages ſeiner ehemaligen Braut mitten im Felde. Sie trug einen weißen Handkorb und ging wie eine Fremde an ihm vorbei. Er erblaßte, blieb ſtehen und blickte ſie zudringlich an. Sie ſah gegen früher ernſter und bleicher aus, aber ihre Schönheit war noch größer geworden, ſie erſchien wie verklärt. Er fand lange nicht das Herz, ſie anzureden; endlich rief er: „Karoline!“ und ſchritt raſch auf ſie zu.

Sie ſah ſich gleichgültig um.

„Es freut mich, Karoline, daß ich dich endlich einmal allein treffe. Ich habe mir doch viele Vorwürfe machen müſſen deinetwegen. Du hätteſt es aber auch nicht gleich ſo ſchlimm nehmen müſſen, Mädchen; — weiß Gott, 's iſt doch nicht mein Ernſt geweſen! Wer ſo lange zuſammengegangen iſt wie wir . . .“

„Wollteſt du weiter nichts? Ich habe keine Zeit, müßige Worte anzuhören.“

„Karoline, willſt du wirklich den Teichhofmenſchen nehmen?“

Karoline antwortete nicht und ging ohne eine Spur von Erregung weiter, legte ab und zu die flache Hand übers Auge und blickte forſchend über die kniſternden Felder hin.

„Karline!“ rief von der Hecke her eine andere Stimme, und ein Rauſchen ging durch das Korn.

Ihr Geſicht leuchtete auf.

„Karl!“

Etliche Schritte vor ihr, wo die Schlehdornhecke aufhörte, trat er heraus — der leibhaftige Teichhofkarl, mit rotbraunem Geſicht, in bloßem Kopf und bloßen Hemdsärmeln. Er eilte auf ſie zu, nahm ihr den Korb ab, legte den Arm um ſie, ſah ſie ſtrahlenden Auges an und ſagte: „Dieſe Freude, daß du gekommen biſt!“

Sie trocknete ihm mit der Schürze den Schweiß aus dem Geſicht und küßte ihn. Dann gingen ſie mit einander dem Acker zu, auf dem ſchon ſtattliche Roggenhaufen aufgerichtet waren.

Der Eulenberger ſtand da wie verſteinert.

„Jetzt — — will ich ihnen zuvorkommen!“ knirſchte er und haſtete davon. Es war ihm der Einfall gekommen, um die junge Mühlroſine anzuhalten und ohne Säumen Anſtalt zur Hochzeit zu treffen. „Und die Mühlroſine iſt doch eine ganz andere Partie,“ meinte er triumphierend; „hat die ſich herausgemacht im letzten

Jahre, es ist zum Staunen. Und der Alte soll ja ein ganz bärenmäßiges Kapital zusammengemahlen haben . . ."

Er hörte schon das Wasser rauschen und begab sich stolz knickelnden Ganges zur Mühle.

Als aber die Mühlrosine den Freier ins Haus kommen sah und seine Absicht merkte, wartete sie seinen Antrag gar nicht erst ab, sondern stellte ihm geschwind eine große Schaufel hinter die Tür. Das sollte das Sinnbild für ihre Antwort sein. Aus unsichtbarer Nähe spottete die Müllersmagd:

„De Schüppe met'n Stehle,[1])
Et is ne liekefehle[2]) —
Dei Stehle von den Schüppen,
Da kannste uppe[3]) wippen."

Es verging kein Tag, da wußte es das ganze Dorf, und wo der Geschaufelte sich nur sehen ließ, da spottete es:

„De Schüppe met'n Stehle —
Et is ne liekefehle . . ."

Dem Eulenbergsgroßen geschah etwas, als wären ihm seine gesamten Kornbreiten verhagelt. Doch nach kurzer Zeit richtete er den Kopf wieder in die Höhe und sagte: „Jetzt nehme ich die Kruglisette!" Und ging stracks zum Kruge.

[1]) Stiel; [2]) es ist ihm alles einerlei; [3]) auf.

Die reſolute Krugliſette aber antwortete, indem ſie einen Knicks machte und geſchäftig die Hände vorbreitete: „Was begehrſt du, Großer? Du kannſt bei uns alles haben: Lagerbier und Süßbier und Branntwein von drei verſchiedenen Sorten, und du kannſt von mir auch die — Schüppe kriegen!“

Er merkte jetzt, daß es nach Johanni war: das Blatt hatte ſich gedreht.

Die Brackenſteiner merkten's auch, und was rechtſchaffene Eltern waren, die ſtellten dieſen „Sonntagsbräutigam“ ihren Söhnen als warnendes Beiſpiel hin. „So muß es jedem ergehen,“ ſagten ſie, „der an einem guten Mädchen zum Schurken wird.“

Um ſo erpichter wurde der Eulenberger aufs Heiraten; eine Frau wollte er haben und ſollte er ſich auch wieder zu einem — Kuhbauern herunterlaſſen.

Die Tochter des Halbköters Nottbom kam ihm in den Sinn; die würde ſicher mit beiden Händen zugreifen, wenn er zu ihr käme. Nur trug er große Scheu vor dem Gange in Nottboms Haus, mußte er doch überall hören, wie die Leute über ihn ſpotteten. Darum wollte er's jetzt brieflich abmachen. Und ſo ſetzte er einen ganzen Vormittag daran, um dieſen

Brief zu ſchreiben und alles recht glatt auszudrücken.

Befördern ließ er das mit dicken Siegeln verſchloſſene Schreiben durch den Briefträger, der ihm nach drei Tagen auch die Antwort brachte.

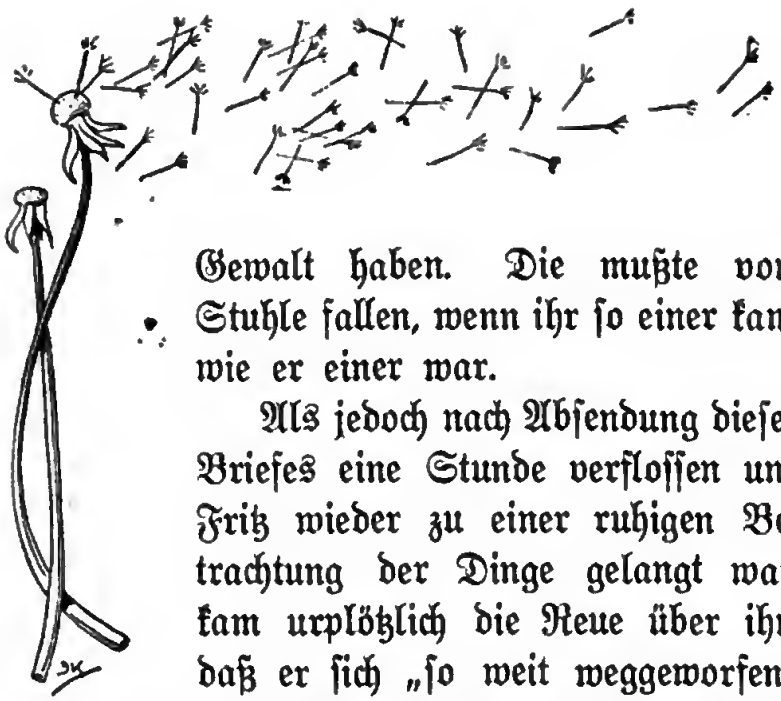
O je, dieſe Antwort! Nichts weiter ſchrieb die Tochter Nottboms, als den Vers:

„Und hätteſt du 'n Klumpen Gold an jedem Haar
Und fünfmalhunderttauſend Taler blank und bar,
So wärſt du doch nicht reich genug,
Zu kaufen mir ein Kirmeßtuch.
Kannſt du's verſtehn,
Wirſt du nicht weiter fragen gehn."

Eulenbergsfritz las und las, wandte das Blatt nach allen Seiten, ſchüttelte den Kopf und las noch einmal Wort für Wort. Plötzlich — als wäre eine Natter über das Papier gekrochen — ſchleuderte er's von ſich und zerſtampfte es.

Er wartete drei ganze Jahre.

„Jetzt nehme ich Schoppenſchneiders Doris!" entſchied er ſich und ſchrieb gleich in der Hitze einen langen Brief an die Schneiderstochter, ſetzte darin auch ſchon den drittnächſten Donnerstag als Hochzeitstag feſt, denn er als großer Vollmeier zu Brackenſtein mußte ja ein Mädchen wie die Schneiderstochter vollkommen in ſeiner



Gewalt haben. Die mußte vom Stuhle fallen, wenn ihr so einer kam, wie er einer war.

Als jedoch nach Absendung dieses Briefes eine Stunde verflossen und Fritz wieder zu einer ruhigen Betrachtung der Dinge gelangt war, kam urplötzlich die Reue über ihn, daß er sich „so weit weggeworfen" hatte. Er, der große Vollmeier mit hundertunddreißig Morgen Ackerland und zehn Morgen Wiesen — und eine Schneiderstochter als Frau! Eine Schneiderstochter, die ihm als Mitgift höchstens eine magere Ziege auf den Hof bringen konnte! Wo sollte da der Respekt bleiben? Nein, nein, die Schneiderstochter um keinen Preis, so hübsch und drall sie auch sein mochte.

Sollte er nun der Schneiderstochter flugs einen zweiten Brief hinschreiben und darin erklären, daß er sich nur einen Spaß mit ihr hätte machen wollen? Im ersten Augenblicke war er

des Willens, dann meinte er, daß es zu der Erklärung noch immer Zeit sei, daß er nun auch erst seinen Spaß mit dem Mädchen haben wolle. Und es kam eine boshafte Freude über ihn, daß er endlich einmal wieder ein Brackensteiner Mädchen an der Nase herumführen könne.

„— Einen hübschen Gruß von unserer Doris, und sie schickte dem Herrn vom Eulenberge 'was!" tönte es zum offenen Fenster herein, als er nachmittags beim Kaffee saß.

Fritz sah auf und gewahrte das grinsende Gesicht eines Schneiderlehrlings, der ein großes Blatt Papier in die Stube flattern ließ und alsbald wieder um die Ecke verschwand.

Fritz hob den Zettel auf — und was sah er? Über das ganze Blatt war ein Darenhorst [1]) gezeichnet, dessen Kopf völlig blank geblasen war; man sah die Blütenhärchen lustig in der Luft herumfliegen. Unten in der Ecke aber stand, zierlich und manierlich geschrieben:

„Einst waren's ihrer viele,
Die saßen auf diesem Stiele;
Nun ist das Köpfchen glatt —
Wer nech will, dei hät ehat — —
Natt, natt, natt, natt, natt!"

---

[1]) Butterblume.

Eine hölliſche Wut kam über ihn. Er zerſtampfte das Blatt, ballte die Fäuſte, fluchte, ſchlug den Hund, warf die Katze zur Tür hinaus und ächzte: „Ich werde raſend, wenn ich dieſe Geſchöpfe nicht mordſakerieren kann!“

Die alte Mutter kam hinzu, erbleichte tief und glitt ſeufzend zu Boden. Sie mußte ins Bett getragen werden, lag bis an den dritten Tag, ohne ihre Beſinnung wieder zu erhalten und hauchte ihren Geiſt aus.

Jetzt war er wie niedergeſchmettert, ſchlich umher wie ein Menſch, der ſich einer ſchweren Schuld bewußt iſt und fand nirgends Halt noch Troſt.

Als die Mutter beerdigt war, ging das Elend erſt recht an: Nun hatte er lauter fremde Leute um ſich, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, in ſeinem Hauſe alsbald zu wirtſchaften anfingen wie die Mäuſe in der Speiſekammer, wenn die Katze abgeſchafft iſt. Da drang es manchmal auf ihn ein, daß er laut aufheulen mochte, und alle Tage konnte man ihn klagen hören: „Meine Mutter iſt tot — nun habe ich keinen Menſchen mehr!“

Karoline! Karoline! — O, der Gedanke an die glücklichen Leute auf dem Teichhofe!

Um die Kirmeszeit kam ein fremder Bauer nach Brackenſtein, der vorgab, daß er aus Eber-

born wäre und auf den Kuhhandel aus sei. Kehrte denn auch in verschiedenen Bauernhöfen ein, ohne indes ein Tier zu finden, das seinen Wünschen entsprochen hätte.

Die Brackensteiner waren aber nicht auf den Kopf gefallen und merkten bald, daß der Mann ein Kundschafter war, der um die Kuh handelte und den Ochsen haben wollte. Was brauchte er sonst so hinterm Berge herum nach dem Vollmeier auf dem Eulenberghofe sich zu erkundigen? Auch verriet seine Sprache bald, daß er gar nicht in Eberborn zu Hause sein konnte, denn er sagte z. B. nicht „mien", wie die Eberborner, sondern „meuin", wie die Sollinger. Hungrig und durstig geworden, kehrte der angebliche Eberborner schließlich im Kruge ein, und da war er am rechten Orte.

Die behende Krugliſette hatte bereits Wind bekommen und sagte gleich:

„Gestehen Sie's nur, Sie sind gar nicht aus Eberborn?"

Als der Bauer darauf ein wenig greinte und mit den Augen blinzelte, wußte sie genug. Und sie erzählte ihm die ganze Geschichte von dem Sountagsbräutigam und schloß also: „In Brakkenstein kriegt er keine, — keine reiche und keine arme, damit der Fluch seiner ehemaligen Braut

ſich erfüllen kann: ‚Nie wieder wende ſich ein treues Mädchenherz dir zu! Hunger und Durſt nach Liebe und Liebesglück nage dir allezeit an deinem falſchen Herzen und mache noch dein Alter zum ſchallenden Geſpött der Jugend!‘“

Der Bauer wiederholte bedächtig das letzte Wort, ſtand auf, bezahlte ſeine Zeche und — ward nie wieder geſehen.

Noch oft ſind verdächtige Handelsleute von der Art des vorigen aus nah und fern nach Brackenſtein gekommen; allein wie ſie kamen, ſo verſchwanden ſie auch wieder.

Und daß ihr's nur wißt, liebe Leute, daß ihr's nur wißt: der ehemalige glückliche Sonntagsbräutigam, der große Brackenſteiner Vollmeier, ſucht noch heute nach einer Frau, trotzdem er ſchon längſt einen ſchneeweißen Kopf hat und nächſtens in die — Siebzig kommen muß. „Der ewige Bräutigam“ nennen ihn die Leute. „Der ewige Bräutigam!“ Und alt und jung hat ſeinen Spott über ihn, denn er iſt zuletzt ganz kindiſch geworden.

Der große Hof iſt gewaltig heruntergekommen, und die Leute ſagen: „Der ewige Bräutigam muß noch betteln gehen oder — in den Feuerteich ſpringen, wenn er nicht bald ſeine Augen zudrückt.“

„Wenn er aber gestorben ist," hört man die Großmutter vom Teichhofe, das ehemalige Tausendschön, mit warnendem Ernst zu ihren zahlreichen Kindern und Kindeskindern sagen, „wird ihm im Grabe keine Ruhe beschert sein, weil er so lange umgehen muß, bis er ein Mädchen findet, das ihn zu lieben und zu freien bereit ist. Weil er aber diese Möglichkeit in seinem Leben verwirkt hat, so wird er in alle Ewigkeit umgehen müssen, wenn Gott ihn nicht endlich in Gnaden erlöst, um was wir bitten wollen." Und wenn sie dieses sagt, pflegt sie dem heiteren Greise im Spannstuhle am Ofen jedesmal einen leuchtenden Blick zuzuwerfen.

Die Heringsseele.

Die Heringe hätten gar keine Seele? sagst du, beinahe empört. Hast du aber eine Ahnung vom Menschenleben im Erdkreise! Hast du eine Ahnung von den Heringen, die wir in unsrer Jugendzeit gegessen haben!

Ich sage dir, eine Seele hatten die, so sichtbar und greifbar wie ihre Gräten und Schuppen und mindestens so lang wie mein längster Finger. Darum natürlich auch anzufassen, wirklich und

wahrhaftig anzufassen, was ja allerdings bei Seelen in der Regel nicht der Fall ist.

Übrigens habe ich neulich festgestellt, daß auch die heutigen Heringe noch Seelen haben, selbst die Berliner nicht ausgenommen. Als ich sie einem rühmlichst bekannten Professor der Naturwissenschaften zeigte, den ich eigens zu diesem Zwecke zu „Pellkartoffeln mit Heringsschwanz" eingeladen hatte, meinte er mit einer impertinent überlegenen Miene: das wäre nichts anderes als die gewöhnliche Schwimmblase des Fisches.

Gewöhnliche Schwimmblase! So'n Professor!

So einem Professor der Naturwissenschaften ist ja nichts Geheimnisvolles mehr heilig, und eine sichtbare Seele erkennt er überhaupt nicht mehr an, geschweige nun gar eine Heringsseele, die zu greifen ist.

Aber ich bleibe bei meinem Jugendglauben, ich bleibe dabei, daß es die Seele des Herings ist.

Die Heimat der Seele aber ist der Himmel; und fliegt sie nicht von selbst hinauf, muß man sie hinauf „flickern", dachten wir in meiner zwischen Harz und Hohenhagen in tiefem Grunde gelegenen Dorfheimat. Denn wir waren gutgläubige und gutmütige Leute und sind's heute teilweise noch, wie dies Exempel zeigt.

Da wir bis zum wirklichen Himmel, der doch weit über den Wolken iſt, nicht „ſlickern“ konnten, wohin ja eine Heringsſeele auch nicht gehört, ſo — na, ſo warfen wir ſie unter die weißgetünchte Stubendecke. Nicht etwa, daß nur wir Kinder es getan hätten, — nein, wir folgten lediglich dem Beiſpiele der Alten.

Und ſo konnte man in meinem Dorfe nicht viele Stuben ſehen, deren Decken nicht fröhlich belebt waren von jungen und alten Heringsſeelen, hier noch friſch blitzernd, zumeiſt aber ſchon bedenklich dürr und trocken, ſo daß ſie nur noch einem grauen Faden glichen. Ich machte mir mitunter meine Gedanken darüber, ob dies das Seelenleben überhaupt ſei; habe mich dann aber an der Löſung dieſer philoſophiſchen Frage nicht weiter verſucht.

Umſomehr hat Herr Fritz Habegötz, „uſe Schaulmeſter“, an verſchiedenen Wintertagen über die Heringsſeelen unter der Decke der Schulſtube grübeln und forſchen müſſen.

Es iſt jetzt gerade wieder die Zeit, da die Geſchichte ſich jährt, und ſo muß ich ſie euch erzählen, ihr mögt ſie hören wollen oder nicht.

Wir waren unſer zwölfe. Zwölf Hilgenthaler Jungens von dreizehn und vierzehn Jahren. Auserleſen vor anderen, denn es war ein hohes

und heiliges Werk, auf das wir uns vorzubereiten hatten. Das neue Jahr mußten wir anſingen.

„Ach, wie laufen doch die Jahre,
Wie verſchwindet doch die Zeit“ u. ſ. w.

oder:

„Das alte Jahr vergangen iſt,
Wir danken dir, Herr Jeſu Chriſt,
Daß du uns in ſo groß'r Gefahr
Bewahret ſoviel Zeit und Jahr.“

Natürlich mußte das erſt gehörig geübt werden. Sechs Wochen vor Weihnachten fingen wir an, und jede Woche zweimal kamen wir zuſammen, entweder in der Schule, oder im Hauſe des Oberſten, der die Singübungen zu leiten hatte. Das war der Konfirmand, der in der Schule auf dem oberſten Platze ſaß, was dazumal noch nicht notwendigerweiſe eine Konſequenz der Fähigkeiten und Tugenden zu ſein brauchte. Ich war der Oberſte trotzdem nicht, wie ich nur gleich geſtehen will, und ſo brauche ich wohl auch die Dinge nicht zu verantworten, die da geſchahen.

Es war der erſte Winter meines Singens. „Bormanns Wilhelm up'n Barge“ war der Oberſte, mithin mußte er auch die Singſtube ſtellen. Wenn Bornemanns aber Spinngäſte

erwarteten oder backen wollten, hieß es morgens in der Schule: „Hüte Ob'nd in der Schaule!“

Dann fanden wir zwölf uns pünktlich um ſieben in der Schulſtube ein und ſangen, daß die Wände dröhnten. Der „beſte Sänger“ ſang das Lied kräftig vor, dann mußte der Reihe nach jeder einzeln ſingen, worauf der ganze Chor loslegte:

„Ach, wie laufen doch die Jahre,
Wie verſchwindet doch die Zeit“ — —

Und über dem allen waltete der ſtrafſtrenge Ernſt des Oberſten. Wehe dem Lacher, wehe dem Widerſetzlichen! Entweder mußte er einen Vers nochmals allein ſingen, was immer peinlich war, oder er wurde mit zwei Pfennigen angekreidet, die bei der Verteilung des Singegeldes zu Neujahr in Abzug kamen.

Wir ſangen um ſo herzhafter und angeſtrengter, als in der großen Schulſtube am Abend wie am Morgen unausgeſetzt eine jämmerliche Kälte herrſchte, ſo daß uns die Zähne im Munde klapperten, wenn wir uns nicht warm ſangen.

Es gab aber noch ein ganz apartes Mittel, uns warm zu machen. Wenn die Dorfgemeinde ihre Weiden köpfte oder auf Bruch und Anger „Multhucken“ (Maulwurfshaufen) ſtreute, oder

wenn ſie „böureinigte“, d. h. gemeinſam die Gemeindewege ausbeſſerte, wurde nach alter Sitte zuſammengelegt und ordentlich einer genommen.

Da nun kleine Mäuſe auch Schwänze haben, ſo dürft ihr es gar nicht für ſo ungeheuerlich anſehen, daß wir in der großen kalten Schulſtube nach der Väter Weiſe auf die Idee verfielen, auch mal zuſammenzulegen. Ihr dürft darüber um ſo weniger erſtaunt ſein, als ja nicht nur der alte Krug, ſondern auch die große Gutsbranntweinbrennerei in unmittelbarer Nähe der Schule lagen und ſich im Dorfe immer eines lebhaften Zuſpruchs erfreuten.

Die „Singejungens“ legten alſo auch zuſammen, und wenn unſereiner nichts hatte, was er „zuſammenlegen“ konnte, ſo trat „Ilſens Lui“ für ihn ein, der einzige, der ſchon in der Schule ein regelrechtes Portemonnaie bei ſich trug, auch wirklich immer was drin hatte. Zwei gute Groſchen für einen, wenn auch nicht gerade guten, ſo doch gemeinſamen Zweck zu geben, machte ihm gar nichts aus, denn „Ilſens“ gehörten zu den großen Leuten, die's „hatten“. Wenn nun die Mehrzahl der Apoſtel noch je zwei Pfennige dazu gaben, erhielt man ſchon mehr Branntwein, als die Mehrzahl von zwölf dummen Jungens vertragen konnte. –

Um ſoviel — zu unſerer Ehre darf ich das betonen — war's uns aber gar nicht zu tun; wir waren überhaupt noch nicht ſo verdorben, daß wir nicht das Eſſen dem Trinken vorgezogen hätten. Begnügten uns darum mit einem kleinen Buddel, einem „half Bädſeln", das damals dreizehn Pfennige koſtete, und ließen unſern „Benjamin", wie der Jüngſte und Letzte unter uns zwölfen hieß, für das übrige Heringe mitbringen, zwei oder drei. Ein Hering koſtete damals einen ganzen Groſchen und konnte darum für nichts Geringes geachtet werden. Der Leckerbiſſen war um ſo größer, je kleiner er war. Sorgſam und gerecht, wie der Oberſte in allen Dingen war und ſein mußte, wurden die Heringe von ihm ſo verteilt, daß jeder Apoſtel ein Stück bekam, der eine nicht weniger und nicht mehr als der andere, mochte er gut ſingen oder ſchlecht. Doch ehe dieſe Verteilung vor ſich ging, wurden die Heringsſeelen ſorgfältig nach der Mütter Weiſe feierlich herausgelöſt und unter den „Balken" „geſlickert".

Nach ſolcher Atzung ging das Singen, wie man ſich denken kann, noch dreimal ſo gut.

Eines Morgens nun, als „uſe Schaulmeſter" gerade mit dem Advents-Evangelium begonnen hat: „Und es werden Zeichen geſchehen an der

Sonne und Mond und Sternen" — hält er ganz plötzlich inne und guckt ſtarr unter den Balken. Ich denke, es handelt ſich um Sonne, Mond und Sterne und gucke auch hinauf, merke aber bald, daß es die blitzernden Heringsſeelen ſind, die das Auge des ſtrengen Mannes feſſeln. Sein Geſicht rötet ſich ein wenig, er ſagt jedoch nichts Beſonderes, ſondern fährt nach einer ſtarken Pauſe mit ſtarker Stimme fort: „Und auf Erden wird den Leuten bange ſein und werden zagen, und das Meer und die Waſſerwogen werden brauſen. Und die Menſchen werden verſchmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen ſollen auf Erden . . ."

In der Freiviertelſtunde dann mußten die Mädchen, die die Woche hatten, die Heringsſeelen in der proſaiſchſten Weiſe, nämlich mit dem Beſen, aus ihrem Himmel entfernen.

Als aber „uſe Schaulmeſter" am dritten Morgen die Augen erhob, waren ſchon wieder neue Seelen da. Er verlor auch jetzt kein Wort darüber, aber die raſche Röte ſeines Geſichts war um einen Ton dunkler geworden.

Und wieder hieß es eines Tages: „Hüte Ob'nd in der Schaule!" Und wieder wurden zwei oder drei Heringsſeelen unter den Balken geflickert, aber diesmal, ehe das Licht brannte,

denn wir hatten ſchon erkannt, daß die Bewahrung und Betätigung der Sitte nicht an allen Orten eine Tugend und daß jedenfalls der Heringshimmel von beſchränkter Natur ſei. Wir wollten uns alſo das Recht, die Heringsſeelen in den Himmel zu ſlickern, nicht nehmen laſſen, wollten uns aber auch der Gefahr, die allem Anſcheine nach mit dieſer Sitte verbunden war, nicht ausſetzen, und machten darum die Sache lieber im Dunkeln ab. Doch ſtand uns allen deutlich das Geſicht vor Augen, das Herr Habegötz wieder machen würde, wenn er die neuen Heringsſeelen ſähe; und wie man ſich denken kann, konnten wir uns darüber eines innigen Kicherns um ſo weniger enthalten, als es unter uns Zwölfen Witzbolde genug gab, die ihr Licht um ſo heller leuchten ließen, je dunkler es in der Schulſtube war. Als wir dann die Zillarlampe[1]), die unterm Balken hing, anſtecken wollten, ſtellte ſich heraus, daß niemand „Swewelſticken" bei ſich hatte. Da rief einer: „Benjamin, goh rower nah'n Fritzpaen un lange welke[2])."

Fritzpate war ein ſcherzhafter Name, den wir aber nur ganz ſelten gebrauchten, wenn wir von unſerem Lehrmeiſter ſprachen; eben weil es

[1]) Mit Solaröl gefüllte Lampe.

[2]) „Geh' rüber zum Fritzpaten und hole welche."

der große Reſpekt, den wir unter allen Umſtänden vor ihm hatten, nicht öfter zuließ.

Benjamin, der ſich nicht muckſen durfte, wenn ihm etwas anbefohlen wurde, ging alſo hinüber und brachte mit den Swewelſticken die Nachricht, daß der „Schaulmeſter“ nicht zu Hauſe ſei, wie die „Schaulmeſterſche“ ihm geſagt hätte.

Holla hoch! Die Katze nicht zu Hauſe, da tanzen natürlich die Mäuſe auf den Tiſchen. Hurra, es lebe der „Fritzpae“!

Als nun der „Swewelſticken“ aufflammte, reckte ſich beim Ofen etwas Rieſiges in die Höhe, daß uns der Fuß auf dem Pulte und die Zunge im Munde erſtarrte. Und als das „Zillarlicht“ durch den ganzen Raum leuchtete, kam „uſe Schaulmeſter“, die kalt gewordene lange Pfeife quer in der Hand, vom Ofen her und ging — und ging auf dem kürzeſten Wege durch die Stube und zur Stubentür hinaus. Ohne ein Wort und ohne uns einen einzigen Blick zuzuwenden.

Da bewahrheitete ſich das Wort des Adventsevangeliums an uns: „Und auf Erden wird den Leuten bange ſein“ von wegen der „Dinge, die da kommen ſollen“.

Doch die Dinge, die wir ſo bänglich erwarteten — ſie nahmen in unſerem Geiſte un-

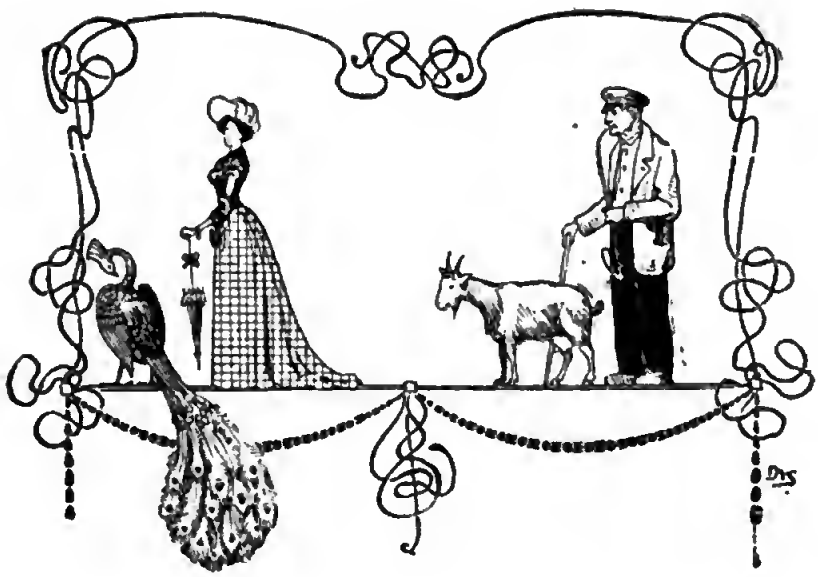
willkürlich die Geſtalt mehrerer ganz neuer Haſelruten an — kamen nicht, und ſo fingen wir wieder zu ſingen an, aber mit ſo kleinlauten

Stimmen, daß ſich nicht einmal das feine Spinngewebe droben in der Ecke rührte.

Auch am anderen Tage kamen die Dinge nicht, denen wir immer noch mit Herzklopfen entgegen ſahen. Es verging eine Woche, und ſie

kamen überhaupt nicht. Aber auch die Herings-seelen kamen nicht wieder unter den Balken. Ja, es hätte uns einer 'n ganzen Taler geben können, und wir hätten keine wieder hinauf „geflickert". So sehr war an diesem Abend unser Respekt vor dem Lehrer gewachsen, so mächtig hatte uns sein seltsames, unheimliches Schweigen getroffen.

Noch manchmal, wenn ich seither das alte Jahr zu Ende gehen sah, habe ich an die eigen-artige Taktik des alten Lehrers denken müssen. Keine noch so mächtige Tracht Schläge hätte einen solchen Eindruck auf uns Jungens gemacht. Ja, auch in der Pädagogik gilt die alte Weis-heit, daß Reden Silber und Schweigen Gold ist.



Der alte Schuhmacher von Hübichsdorf.

Wir rasteten in der Nähe eines Harzortes unter einem breitästigen Apfelbaume. Vom nahen Kornfelde tönte Klirren und Rauschen, Lachen und Jauchzen zu uns herüber, und hin und wieder tauchten glühende Mädchengesichter über den hochgelben Weizenfeldern auf.

Müde von langer Wanderung, saßen wir stillversunken da; das Klirren und Rauschen, Lachen und Jauchzen floß immer mehr zusammen und ging zuletzt in ein süßes, bestrickendes Schlummerlied über.

Da ſchrechzt und ſchreit etwas. Die Mäher dengeln. Es gibt einen Ruck, und — ich liege wieder unterm Apfelbaum bei meinen gleichfalls erwachenden Kameraden.

Indem kommt ein altes Männlein von der Höhe herab, mit einem großen Paket auf der Schulter; es ſchwenkt die Mütze nach den jauchzenden Schnitterinnen und ſingt:

„Was hilft mir das Wetzen,
Wenn die Sichel nit ſchneid't?
Was hilft mir das Schätzel,
Die's Küſſen nit leid't?"

Als der Alte uns unter dem Apfelbaume gewahrte, zog er abermals die Mütze und grüßte zutraulich: „Einen ſchönen guten Tag den Herrſchaften!" Und die Schritte kürzend, ſetzte er mit hellem Gekicher hinzu: „Ei, das glaub' ich auch, im Schatten des Apfelbaums wird heute gut raſten ſein. Iſt das auch eine Hitze, gerade als wie im Backofen. Deswegen aber unſerm Herrgott keinen Vorwurf gemacht!"

Uns gefiel der Alte, aus dem unzweifelhaft mehr thüringiſches als hannoverſches Naturell ſprach, und wir ſagten, es wäre noch Platz unter dem Baume, er möge nur herkommen und ſich ebenfalls ein wenig in den Schatten legen, wir täten ihm nichts.

Darauf machte er eine abwehrende Bewegung und erwiderte: „Das darf unsereiner sich nicht erlauben. Der Schatten ist nur für die Herrschaften, und ich muß eilends weiter, denn meine liebe arme Frau Geiß wartet auf mich.“

„Die Geiß — dafür ist doch die Frau da,“ bemerkte einer von uns.

Er ließ das Paket zu Boden gleiten und trat näher, die Freude wich von seinem Angesichte, und seine Augen wurden feucht. „Wenn ich nun heimkomme,“ hob er ganz unvermittelt an, „da bin ich einsam und verlassen. Ein liebes, gutes Weib habe ich gehabt ... das ist gestorben!“ Er wandte das Gesicht ein wenig und fuhr fort: „Kinder habe ich gehabt ... tot bis auf eins!“ Er schluckte etwas hinunter und setzte sich auf einen Stein. „Viele Jahre lebe ich nun schon so allein für mich hin auf der Welt, koche mir mein Süpplein selbst, kehre mein Stübchen selbst, füttere meine Geiß selbst, melke sie selbst und muß doch soviel Zeit übrig behalten, daß ich die Leute meines Dorfes mit dem nötigen Schuhwerk versehen kann; ist doch kein Fuß in Hübichsdorf, dem ich nicht das Maß nehmen müßte. Das einzige Kind, das mir der liebe Gott am Leben erhalten hat, ist ein Junge Unser Herr Kantor wollte mit Gewalt einen

Lehrer aus ihm machen, weil er alles verstünde und alles gleich weg hätte, immer folgsam und bescheiden und dabei doch frisch und fröhlich wäre. Aber dazu langte es leider nicht; denn die Schuhe sind billig, und das Leder ist teuer. Ja, hätte einer nur so ein Heckemännchen im Keller gehabt!“ Er lächelte fein und schaltete ein: „Könnte Ihnen in Hübichsdorf Bauern nennen, die bloß vom Heckemännchen so reich geworden sind, das im Keller sitzt und alle Tage 'n blanken preußischen Taler ausbringt. Ja, glauben Sie's nur! Andere sind durch den Zwergkönig Hübich zu ihrem Wohlstande gekommen. — — Ach Gott, vom bloßen Knuffen auf dem Schusterschemel wird heute kein Mensch mehr reich, und ich habe manchmal, ging ich dort oben so allein durch den Wald, gedacht und gewünscht: Jetzt müßte Hübich dir begegnen und deine Taschen mit silbernen Tannenzapfen füllen. Ei auch! Nicht, daß ich reich werden wollte, sondern bloß, daß der Junge hätte können Lehrer werden. Aber seit dem die verruchten Franzosen den Hübichstein zerschossen haben, ist der Zwergkönig von keinem mehr gesehen worden. — Mit dem Studieren war's also nichts. Gut. Jetzt wollte der Tausendsasa mit aller Gewalt Kellner werden, Kellner! Ich sträubte mich lange da-

gegen, und unſer Herr Kantor ſich auch; denn ein Kellner muß gar ungeſunde Luft atmen, gerät gar leicht in Geſellſchaften, die gute Sitten verderben. Was half's? Ich mußte dem Jungen ſchließlich doch ſeinen Willen laſſen. Vor nunmehr achtzehn Jahren, am Morgen des dritten Oſtertages, zog er in die Welt hinaus, — und ich war nun mit mir ganz allein. Das war gut.

Unſagbar viele Sorgen machte ich mir um den Jungen und hätte eigentlich gar keine Urſache dazu gehabt, denn er war in Gottes Händen. Ein Engel kam vom Himmel, ging mit ihm, folgte ihm, wohin er auch ſeine Füße ſetzte. Es war das Glück.

In einem großen Gaſthofe zu Hannover war's, wo ein reicher Lord aus England ſo großes Wohlgefallen an dem Jungen fand, daß er zu ihm ſagte: ‚Fritz, willſt du mit nach England gehen und bei mir bleiben?' Und was ſagen Sie — der Tauſendſaſa reiſt mit nach England, ſchreibt's mir aber erſt, als er ſchon acht Tage dort iſt. Und er ſchreibt: ‚Lieber Vater, es bleibt mir nur ein einziger Wunſch: daß Ihr ſo glücklich ſein möchtet, wie ich es bin, denn ich habe hier den wahren Himmel auf Erden!'

Doch ein Himmel auf Erden hat keinen Be-

ſtand. Der gute Lord wurde krank und ſtarb. Fremde kamen in ſeine Stelle, und Fritz ſah bald ein, daß bei denen ſeines Bleibens nicht mehr war. Es hatte aber der alte Lord ein Teſtament gemacht, und darin laſen die verblüfften Erben: ‚Meinem Hausdiener Fritz Gründling, gebürtig zu Hübichsdorf in Deutſchland, ſind fünfzehntauſend Taler auszuzahlen, weil er ein wackerer Burſche iſt, mir durch ſeine friſche Fröhlichkeit manche trübe Stunde verſcheucht und durch ſeine Treue und Rechtſchaffenheit meinen Glauben an die unteren Schichten der Menſchheit gehoben hat.‘ Die Erben ſahen ſich nun den Fritz Gründling von Kopf bis zu Fuß groß an, mußten ihm aber wohl oder übel die fünfzehntauſend Taler auszahlen. Fünfzehntauſend Taler, das ſind fünfundvierzigtauſend Mark! Na, das war gut.

Mit den fünfundvierzigtauſend Mark geht mein Junge nach Berlin, um da für ſich anzufangen. Das Glück heftete ſich wieder an ſeine Verſen. Zwar eine paſſende Gaſtwirtſchaft, nach der ſein Trachten ging, fand er nicht; aber ein hübſches Mädchen fand er, deſſen Vermögen noch größer war als das ſeinige. Fritz ſchrieb mir: ‚Vater, wenn's dir woran fehlt, ſchreib' mir nur, du brauchſt jetzt gar nichts mehr zu tun. Wenn

ich geheiratet habe, beſitze ich über hundertund-fünfzigtauſend Mark!‘ Aber ich antwortete meinem Jungen, ich hätte noch immer mein Auskommen, und wenn ich nichts mehr tun ſollte, wollte ich auch nicht mehr leben; er möchte nur alles hübſch zu Rate halten und nicht denken, daß das viele Geld nicht wieder alle werden könne; es trockneten bisweilen ganz große Seen aus.... Nun, das war gut. Es verging eine Zeit, da ſchreibt der Junge, daß er ſich auf einem Waldberge in Thüringen ein prachtvolles Sommerhotel gekauft hätte.

Etliche Tage ſpäter kam die Einladung zur Hochzeit. Fritz ſchrieb, ich ſolle mir dazu auf ſeine Koſten einen feinen Anzug machen laſſen, denn ich käme auf der Hochzeit zwiſchen gewaltig vornehme Leute zu ſitzen.

Einen feinen Anzug? antwortete ich ihm. Nein, lieber Junge! Die Hochzeit wird doch genug koſten, wenn da ſo gewaltig vornehme Leute zuſammen kommen. Ich komme nicht nach Berlin, obgleich es mir ſehr ſchwer fallen wird, an deinem Ehrentage nicht bei dir ſein zu können!

Nun kam ein großes Paket mit vielen ſüßen und ſeltſamen Sachen und einem Briefe. Fritz ſchrieb, daß es aus verſchiedenen Gründen auch

beſſer und bequemer für mich wäre, wenn ich ihn auf dem Thüringerberge beſuchte, könnte ich dann doch gleich zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen, nämlich ſowohl ſeine Frau als ſein Beſitztum kennen lernen, und dazu wäre der kommende Sommer die beſte Zeit. Gut.

Von da an ſaß ich immer wie auf heißen Kohlen, kein Tag verſtrich, daß ich nicht die Reiſe im Kopfe hatte; ich war noch mein Lebtag auf keiner Eiſenbahn gefahren und dachte, es könnte mein Tod ſein. Zehnmal in der Woche lief ich zu unſerem Herrn Kantor, ihn um die Reiſe zu befragen, und der gute alte Herr wurde nicht müde, mir immer wieder aufs neue den Lauf und die Umſtände der Reiſe zu beſchreiben. Da wußte ich den Reiſeplan zuletzt ſo genau wie das liebe Vaterunſer. Schreiben tat ich weiter nicht; ganz unverhofft ſollten mein Junge und meine Schwiegertochter mich auf den Berg ſteigen ſehen. Wie ſie ſich dann verwundern würden, und was das für eine Freude geben müßte! Als ich ſchon eine gute Stunde gegangen war, fiel mir ein, daß ich etwas Handwerkszeug hätte mitnehmen können. Ich ſagte mir: die wohnen da oben ſo einſam und allein auf dem Berge, daß ſie gewiß erſt weit laufen müſſen, ehe ſie zu einem ordentlichen Schuſter kommen;

und ſo den ganzen Tag müßig zu ſitzen, das könnte ich auch nicht 'mal aushalten.

Kehre alſo ſchleunigſt wieder um, hole mir Schuſterzeug und was ſonſt dazu gehört und hätte da nun ums Haar den Zug verpaßt. Kam aber doch noch mit. Na, jetzt das Rumpeln und Pumpeln! Ich ſage Ihnen, da fühlt man ſich auf ſeinem Schuſterſchemel doch 'n bißchen ſicherer. Na, Gott ſei Lob und Dank, ich kam mit heiler Haut hin. Von der Endſtation hatte ich noch ungefähr eine Stunde zu gehen bis zu dem Berge meines Sohnes. Hei, wie leicht war ich nun auf den Füßen! Und wie lachte ich die Leute an, die mir begegneten und mich auf meine Fragen zurechtwieſen. Was die nur gedacht haben mögen! Denn als ich nun den Berg und das Gebäude vor mir ſah, wurde ich vor Freuden ganz närriſch; alles kam ins Hüpfen an mir und mit mir, das Herz und die Füße, ſchließlich hüpften auch die Hecken und die Felder und die Berge und die Wälder.

Als ich aus dem erſten Freudenrauſche wieder zu mir ſelbſt kam, da mußt' ich die Hände falten und dem Vater im Himmel danken von Herzensgrunde, daß er mich dieſe Freude hatte erleben laſſen. Ich mußte einen ziemlich ſteilen Berg hinauf, der ganz voller Tannen ſtand. Und oben

auf dem runden Gipfel des Berges, von dem man ganz Thüringen überblicken kann, lag das Gebäude meines Jungen. Ich ſage Ihnen, — ach, war das eine Pracht! Ich mußte es lange anſehen und mußte mir viele Tränen aus den Augen wiſchen. Alſo gut.

Wie ich nun um die Ecke biege und ſo denke, was für eine Freude der Junge und die Schwiegertochter wohl haben würden, wenn ſie mich auf einmal ſo unverhofft in die Augen kriegten, kommen mir zwei feine Damen entgegen, und die eine iſt noch feiner als die andre. Die eine ſah mich gar nicht an, die andre ſtreifte mich ſo von der Seite, als wollte ſie fragen: was mag denn der hier wollen? So ziehe ich nochmals die Kappe herunter und frage: ‚Mit Verlaub, meine Damen, wohnt hier nicht Fritz Gründling aus Hübichsdorf?‘

‚Herr Gründling?‘ verbeſſerte die Dame, die mich ſo fragend angeſehen; dann ſagte ſie zu ihrer Begleiterin: ‚Bitte, Frau Baronin, Sie entſchuldigen einen Augenblick!‘ . . . Tauſend, denke ich, 'ne Frau Baronin? Dann iſt die andere gewiß 'ne Gräfin, denn die war noch feiner — und ich kriege ſchon 'n Heidenreſpekt, als die nun ganz nah' an mich herantritt und mich fragt, was ich denn eigentlich von Herrn

Gründling wolle. Ich mache ein paar Bücklinge und antworte, ich wollte eigentlich gar nichts, als ihn bloß 'mal beſuchen. ‚Fritz Gründling iſt nämlich mein Junge,‘ ſage ich. Aber da denke ich, die Gräfin hätt 'n Schlag gekriegt. ‚Um Gotteswillen!‘ ſtöhnt ſie und preßt die Hände auf die Bruſt, ‚um Gotteswillen, wenn das die Frau Baronin gehört hätte!‘ — ‚Na,‘ ſage ich, ‚was ſchadete denn das, was kann denn die Frau Baronin dabei haben, daß ich der Vater von meinem Jungen bin und ihn nun 'mal beſuchen will?‘ Und will nun meiner Wege gehen. Doch da wurde die Dame artiger und bat mich ordentlich, ich möchte nur mit ihr kommen. Und führte mich mit Seufzen — das merkte ich wohl — durch eine Hintertür ins Haus.

Einen Augenblick ſpäter ſtand ich vor meinem Jungen. Die Jahre und der Reichtum hatten ihn ſehr verändert; er war ein ſtattlicher, vornehmer Mann geworden, und ich mußte erſt fragen: ‚Fritz, biſt du's, oder biſt du's nicht?‘ Da wurde ich geſchwind in ein Hinterſtübchen gezogen, wo kein Menſch war, und da kriegte ich die Antwort: ‚Ja, Vater, ich bin's. Ei, wie ſchön iſt das von Euch, daß Ihr uns 'mal beſucht!‘ In ſichtlicher Verlegenheit reichte mir auch die feine Dame die Hand und ſagte: ‚Alſo

wären Sie wirklich der Vater?‘ — Da fällt mir's wie Schuppen von den Augen, und ich weiß nun, daß die feine Dame meine Schwiegertochter ist. Jetzt war's gut.

Ich mußte nun gleich essen und trinken und es mir bequem machen in der Stube. Mein Junge wurde bald wieder von einem Kellner hinausgerufen, denn es waren viele und lauter feine Gäste da.

Nachdem ich mich erquickt hatte, machte ich Miene, hinauszugehen, denn ich wollte mir doch auch 'mal alles ordentlich begucken. Als die Frau Schwiegertochter meine Absicht bemerkte, geriet sie in Höllenangst und sagte: ‚Ach Gott, warten Sie doch bis morgen früh, wenn die Gäste noch nicht oben sind!‘ ‚Aber warum denn — in aller Welt?‘ frage ich? ‚Wenn Sie jetzt hinausgingen,‘ so die Antwort, ‚nähmen die Gäste Anstoß an Ihnen, denn Sie müssen wissen, daß hier nur die Elite der Gesellschaft verkehrt.‘

‚Die Elite?‘ wollte ich fragen, doch da stürzte die Frau Schwiegertochter mit dem Rufe: ‚Ach, die Frau Baronin!‘ hinaus und schnappte die Tür fest hinter sich zu. So war ich nun für mich allein und konnte über die „Elite“ nachgrübeln. Am Ende ist's ein Auerochs, der dich auf die Hörner nehmen könnte, dachte ich zuletzt,

und kriegte nun erſt recht Mut, hinauszugehen; ich bezähmte mich aber und blieb geduldig in meinem Kerker drin.

Nun kann ich bloß nicht lange auf einem Fleck ſitzen, wenn ich ſo gar nichts zu tun habe; ich gehe von einem Fenſter ans andere; ich gucke die Figuren in den Tapeten an, bis es lauter gräuliche Männchen werden; ich betrachte mir den Ofen von allen Seiten; ich blinzele mit dem einen Auge durchs Schlüſſelloch und lauſche, ob ich meines Jungen Stimme nicht hören kann; ich fange ſchließlich an, in einer verſchleierten Ecke herumzukramen und entdecke da einen Rummel ſchadhafter Stiefel und Schuhe.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte ich über dieſe Entdeckung einen lauten Jubelruf ausgeſtoßen, denn es war mir in dem Augenblicke auch mein geliebtes Handwerkszeug eingefallen, das ich ja bei mir trug. Alſo rücke ich mir zwei Stühle voreinander, ziehe mir den Rock aus, breite mein Taſchentuch über das Knie und fange gleich mit dem erſten ſchlechten Stiefel an; es waren an ihm beide Seitennähte geplatzt. Auf der Nähmaſchine gemacht — Fummelei! Geht mir doch! So denke ich denn, meiner Schwiegertochter erſt 'mal 'n rechten Begriff davon zu geben, was ein ordentlicher Schuſter iſt, und

nähe darauf los, was ſiehſt du, was haſt du. Und bei der Arbeit erwacht auf einmal wieder die Fröhlichkeit — und es fällt mir das alte, ſchöne Lied ein, das ich in meinen jungen Jahren ſo manchmal geſungen habe: ‚Ach Schätzchen, wenn du ſchreiben willſt.‘ Davon heißt der letzte Vers:

‚Biſt du reich und haſt viel Geld,
Tu' dich nicht berühmen!
Gott, der dir's gegeben hat,
Kann dir's auch wieder nehmen.‘

Das habe ich knapp ausgeſungen, als die Frau Schwiegertochter hereingeſtürzt kommt und mit hochrotem Geſicht und gerungenen Händen zu ächzen anfängt: ‚Um aller Heiligen willen, was machen Sie denn?‘

Ich denke erſt, es iſt 'n Topf entzwei gefallen; wie ich aber ſehe, daß es ſo ſchlimm gar nicht iſt, gucke ich mir die liebenswürdige Schwiegertochter an und ſage: ‚Na nu, darf man denn hier auch nicht 'mal 'n Liedchen ſingen?‘

‚Nein,‘ antwortet ſie, ‚hier ſind Sie zwiſchen lauter gebildeten Leuten — da ſingt man nicht, — das verbietet der Anſtand.‘

‚Soſo, hmhm!‘ mache ich und nähe nun aber darauf los, daß es nur ordentlich ſchnurrt.

Was tut die Frau Schwiegertochter? Den

Stiefel reißt ſie mir vom Knie und ſtöhnt: ‚Nein, nein, ich bin ganz ſprachlos!‘ Dabei ſchwadroniert ſie aber immerzu! ‚Laſſen Sie doch die Stiefel liegen. Ich glaube, Sie ſind nicht recht im Kopfe!‘ Und ſie reißt mir den Stiefel vom Knie. ‚Das ſind ja die reinen Stallmagdnähte, die Sie da machen. Der Stiefel iſt ganz verdorben!‘

Nun war es mir gerade, als hätte die Elſter den Pechdraht geſtohlen. So ’was ſich bieten laſſen zu müſſen! Ich machte Stallmagdnähte und hätte den Stiefel verdorben? Und ich hatte es ſo gut gemeint! Auf ſpringe ich und ſage: ‚Sie hohe Frau Schwiegertochter, ſiebzig Jahre bin ich nun alt geworden; an die fünfzig Jahre haben die Leute in meinem Dorfe bei mir machen laſſen . . .‘ Weiter komme ich nicht . . . ‚Hahahahaha!‘ macht die Schwiegertochter und ſtürzt hinaus. Gut war’s.

Ein bißchen dauert’s, da kommt mein Junge herein. ‚Ah, Fritz,‘ ſage ich, ‚du läßt aber lange auf dich warten; dachte ſchon, du hätteſt mich ganz vergeſſen! . . . Aber, Junge, wie kommſt du mir nur vor?‘ mußte ich dann verwundert fragen, ‚du biſt ja ganz anders geworden, ſiehſt gar nicht mehr fröhlich aus, Junge! Sieh, ich habe ſchon gejauchzt und geſungen, — aber deine Frau,

hör' 'mal, die ist ja furchtbar stolz, ganz über die Maßen.' ‚Ja, Vater,' fängt nun der Junge an, ‚Ihr bedenkt auch gar nicht, wo Ihr seid. Die Lustigkeit paßt auf Eurem Dorfe wohl, allein hier verbietet sie der Anstand. Meine Frau ist, wie Ihr wißt, aus vornehmer Familie, darum müßt Ihr, so lange Ihr hier seid, unbedingt andere Manieren annehmen!' Jetzt war's gut.

Als wenn's plötzlich dritter Feiertag wäre und unsere Dorfspritze probiert würde und unverhofft ein starker Strahl mir ins Gesicht platschte, gerade so 'n Erstickungsgefühl bekam ich bei dieser steifen Rede meines so stolz und steif gewordenen Jungen. — Ehe ich ein Wort entgegnen konnte, ward er wieder hinausgerufen; und als ich dann so vor mir hinstarrte und nicht wußte, ob ich heulen oder lachen sollte, fing draußen plötzlich die Musik zu spielen an. Unwillkürlich hüpfte mir nun das Bein in die Höhe, denn die Musik habe ich für mein Leben gern. Und wenn ich traurig bin und ich höre Musik — gleich muß ich wieder fröhlich sein. So vergesse ich denn auch ganz, daß ich im Kerker sitze, ziehe den Rock wieder an und eile spornstreichs hinaus den Klängen zu.

Schon sehe ich das Gewimmel papageiartig geputzter Menschen, als mir ganz unversehens

die Frau Schwiegertochter in den Weg gelaufen kommt, mich am Ärmel zurückzieht und mit Zittern und Beben die Frage an mich richtet, was ‚er' denn wolle, ob ‚er' es in der Stube nicht gut genug hätte? ‚Die Muſik will ich hören.' — ‚Die kann ‚er' auch in der Stube hören!' iſt die Antwort — und ich muß richtig wieder in den Käfig zurück. Wenn der Tag nicht ſo ſehr vorgerückt wäre, würde ich mich ſchon gefunden haben; aber ſo wende ich mich an die Frau Schwiegertochter mit der Bitte, mir ein Bett anzuweiſen, da ich nichts beſſeres zu tun wüßte, als mich ſchlafen zu legen.

Jetzt war ſie auf einmal die Geſchmeidigkeit ſelbſt, und ſtatt ihres ‚er' ſagte ſie wieder ‚Ihr', wie ſich's doch auch wohl gehörte, und ſie ſagte: ‚Ja, das iſt auch wahr, wenn man ſo 'ne lange Reiſe gemacht hat, da iſt man müde — kommt nur gleich her!' Und führte mich in ein Dachkämmerchen, wo ein Bett ſtand, und ſagte mit flötender Stimme: ‚Da ſchlaft Euch nur ordentlich aus; 's iſt noch ein bißchen früh, aber deſto zeitiger könnt Ihr morgen auf den Beinen ſein; denn Ihr müßt früh heraus, wenn Ihr Euch unſer Beſitztum von draußen 'mal anſehen wollt; etliche unſerer Gäſte pflegen ſchon in den erſten Morgenſtunden heraufzukommen.' — ‚Ja,

ja, ja!‘ ſage ich. Sie zögerte noch eine Weile an der Tür, huſtete ein paar mal an, was ſehr gezwungen klang, und kam ſchließlich mit der Frage heraus, wie lange ich denn hier zu bleiben gedächte? ‚O,‘ ſage ich, ‚zwei bis vier Wochen, vielleicht auch noch länger!‘

Eine Kartätſche hätte ſie nicht ärger erſchrecken können. ‚Aaach, aach, a,‘ — ſtottert ſie, ‚es iſt nur wegen der Betten! Es kommen immer noch Gäſte, von denen manche auch Nachtquartier begehren.‘

‚O, Frau Schwiegertochter,‘ gebe ich in aller Gemütsruhe zur Antwort, ‚ich mag leicht ein Plätzchen haben! Bleibt's ſo hübſch warm und trocken, kann ich auch draußen auf der Erde kampieren.‘

‚Gute Nacht!‘ ſtöhnte ſie und ging halb ohnmächtig hinaus, und ich legte mich ins Bett. Das war gut.

Ich faltete die Hände über der Decke und betete mein Abendgebet, wobei mir aber das Waſſer in die Augen ſchoß. Ich kam mir vor wie ein kleiner Bube, den man wegen ſeiner Unarten ins Bett geſteckt hat. Stundenlang lag ich ſo mit offenen und naſſen Augen da und lauſchte auf die Tritte und auf die Klänge der Muſik, die bald ſtärker, bald ſchwächer zu mir

herauftönten. Ich hoffte auch, mein Junge würde nochmals zu mir heraufkommen; doch er kam nicht, die Gäste nahmen ihn wohl zu sehr in Anspruch. Endlich fiel ich in einen sanften Schlaf. Das war gut.

Drei Uhr morgens mochte es ungefähr sein, als ich wieder erwachte. Erst wußte ich nicht, wo ich war. O, ich mußte schwer aufseufzen, es war mir, als müßte ich ersticken, so schwer lag der Jammer mir auf dem Herzen. Zu grausam auch war ich aus meinen Himmeln gestürzt worden. All meine Liebe und Freude, all meine Sorge, all meine Hoffnung, all mein Glück — o — alles, alles war der Junge gewesen, und jetzt kannte er mich nicht mehr. Wie ich noch so im Bette liege und die trübsten Gedanken meines Lebens spinne, höre ich draußen die Nachtigallen singen. Und die Nachtigallen höre ich nun für mein Leben gern. Darum flugs aus dem Bette und ans Fenster. Und richtig. Die Nachtigallen sangen. Es mußte am Unterberge sein. Da war nun kein Halten mehr, ich mußte hinab, ich mußte hinaus.

Wohl eine Stunde lang wandelte ich zwischen den duftigen Tannen, wo überall schöne Bänke, Tische und Tafeln standen. Viel sehen konnte ich nicht, weil es noch zu sehr nächtete und

nebelte; aber ſoviel merkte ich wohl, daß hier große Pracht und Herrlichkeit herrſchen mußte, zwiſchen die ich am hellen Tage nicht paßte. Und doch hätte ich ſo gern einmal da unter den Gäſten geſeſſen, der feinen Muſik gelauſcht und meinem Jungen zugeſehen! — Ich ſetzte mich auf eine Bank und ſuchte mir dieſe Pracht und Wonne vorzuſtellen. Das mußte der liebe Gott den Nachtigallen in den Sinn gegeben haben, denn ſie hoben nun auf einmal ein ſolch gewaltiges Jubilieren an, daß es war, als wenn ihrer noch viel mehr geworden und alle oben nach der Muſikantentribüne gekommen wären. Allmählich kam noch ein ganzer Chor anderer Vögel dazu: die Amſel, der Diſtelfink, das Goldhähnchen, der Hänfling — und Gott weiß, wie all' ihre Namen lauten mögen.

Mit gefalteten Händen und entzücktem Herzen ſaß ich da und lauſchte, und ich mußte mir ſagen: das geſchieht alles auf Geheiß des lieben Gottes, der hat den Vögeln 's Herz gerührt und ihnen geſagt: ‚Seht, Kinder, ſo haben ſie's mit dem alten Schuſter von Hübichsdorf gemacht, der hört ſo gern Muſik, aber ſie haben ihn gleich ins Bett geſtopft. Nun ſollt ihr ihm 'mal ein Konzert geben, daß er doch auch ſeine Freude hat!' Und ich faltete die Hände und betete:

‚Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich Dir Lob und Dank
In dieſer Morgenſtunde,
Dazu mein Leben lang.‘

Es wurde aber auf einmal ſo hell, daß ich erſchrocken aufſprang, denn ich dachte daran, daß nun gewiß die Leute und meine Frau Schwiegertochter hervorkommen würden. Und der ganze Jammer fiel mich wieder an. Ich ſchlich zwiſchen die Tannen, wo ſie am dichteſten ſtanden, um von niemand geſehen zu werden. Und ich ſagte mir: wenn du deiner Frau Schwiegertochter und deinem Herrn Sohne weiter keine Verlegenheiten bereiten willſt, ſo iſt's gewiß am beſten, daß du deine Siebenſachen herausholſt und dich leiſe aus 'm Staube machſt! Es gab mir wohl einen heftigen Stich ins Herz, allein ich blieb feſt und kam ungehört und ungeſehen davon. Ein altes Mütterchen, das unten in den Tannen dürre Reiſer brach, bat ich, Herrn Gründling zu ſagen, daß der alte Mann, der bei ihm übernachtet hatte, zur Bahn gegangen ſei, was ſie auch gutherzig verſprach. Es war ein hartes Stück Arbeit, der Alten das zu ſagen und dabei nicht zu heulen . . .

Um die Mittagszeit ſtand ich ſchon wieder auf Hübichsdorfer Grund und Boden. Von den

Donnereichen ab ſuchte ich aber auf lauter Schleichwegen mein Häuschen zu erreichen, weil ich bange war, neugierigen Menſchen zu begegnen. Es war gut.

Als ich wieder in meiner Stube ſaß, fühlte ich mich ſo einſam und verlaſſen wie nie zuvor in meinem Leben, ich mußte laut aufſtöhnen und immer und immer in die Klage ausbrechen: ‚Ach, hätteſt du den Jungen nicht beſucht, ſo hätteſt du ihn gewiß nicht verloren!‘

* * *

Der Himmel auf Erden hat keinen Beſtand. Und ich weiß auch, warum. Die Menſchen ſind viel zu ſchwach, um einen Himmel zu tragen, auch oft viel zu töricht dazu.

Seit jenem Beſuche ſind jetzt gerade zwei Jahre verfloſſen.

Vor nunmehr fünf Monaten, alſo mitten im Winter, bekam ich einen Brief von meinem Sohne, der alſo anfing:

‚Lieber, lieber Vater, ich nehme meine Zuflucht zu Dir, obgleich ich eine kurze Zeit ein gar ſchlechter Sohn gegen Dich geweſen bin. Das Geld und Gut hatte mir die Sinne geblendet, das Geld und Gut hatte mich berauſcht, das Geld und Gut war ſchuld daran, daß ich

eine Zeit mich meines alten, treuen Vaters geſchämt habe. Aber, lieber Vater, ich bin dafür an Geld und Gut auch ſchwer genug geſtraft worden: ich habe alles verloren und bin nun ärmer als du!‘ . . . Na, dies war gut.

Um noch immer größeren Reichtum zu erlangen, hatte er ſich in gewagte Spekulationen eingelaſſen, die alleſamt fehlgeſchlagen waren.

Ich ſetze mich nun hin und ſchreibe an meinen armen Jungen: ‚Lieber Sohn, ich hatte Dich verloren und habe dich wieder gefunden. Das iſt mehr, als hätte ich alle Schätze der Erde gewonnen. — Es ſoll alles vergeben und vergeſſen ſein. Und jetzt kommt nur gleich mit Eurem Kindchen her zu mir. Ich habe zu eſſen und zu trinken, und mein Häuschen hat Raum für uns alle, wenn wir uns nur lieb haben und zufrieden ſind.‘

Etliche Tage darauf kam ein Brief von meiner Schwiegertochter, der von Tränentropfen ganz kunterbunt war. In dem Briefe ſtand geſchrieben: ‚Ach lieber, teuerſter Schwiegervater, habt vielmals Dank, daß Ihr vergeben und vergeſſen wollt, was wir an Euch verſchuldet haben. Die Höhe, auf der wir lebten, hatte uns ganz ſchwindlig gemacht, daß wir gar nicht recht wußten, was wir taten. Jetzt ſind wir jäh

hinuntergeworfen und in einen tiefen Abgrund geſtürzt. Wir haben alles verloren, kaum daß wir ein Bett retten konnten. Ich weiß nicht, wie ich das habe überſtehen können, ohne den Verſtand zu verlieren. Ach, unſer Kindlein, unſer armes, liebes Kindlein! O, wenn Ihr das ſähet! Es hat gerade ſo treue Augen wie Ihr und es ſieht auch ſonſt ſeinem Großvater ähnlich. Ach, es wird einmal ein ſehr armes Kind ſein! Aber doch danken wir Gott, daß er es uns nicht auch genommen hat, und daß er uns in Euch, lieber Vater, und in der Jugend meines Mannes ein Bild vorgehalten hat, wie man auch in Armut und geringem Stande fröhlich und zufrieden ſein kann. Lieber Vater, wir werden uns das Leben nicht nehmen, wie ich anfangs feſt im Sinne hatte; wir werden weiter leben und alles von vorn anfangen. Gelingt es uns nicht, eine Pachtung zu bekommen, ſo iſt mein Mann feſt entſchloſſen, wieder irgendwo als Kellner einzutreten. Einſtweilen dürfen wir hier noch wohnen bleiben, wenn auch zwiſchen leeren Wänden. Es iſt uns aber ein großer Troſt, zu wiſſen, daß wir im Notfall bei Euch eine Zufluchtsſtätte haben.‘

Nicht wahr, liebe Herrſchaften, es muß doch wohl ein guter Kern in meinem Jungen und

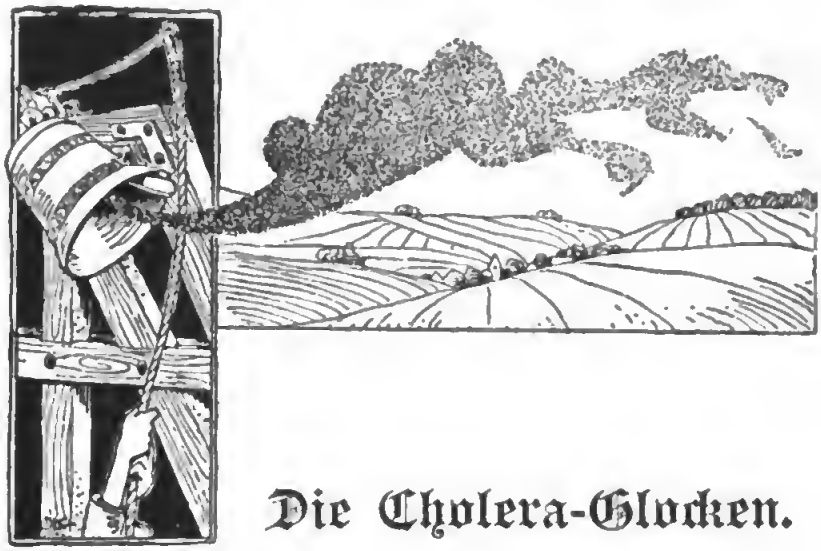
auch in meiner Schwiegertochter ſein; denn ſonſt hätten ſie den jähen Einſturz ihres Himmels wohl nicht überſtanden, ſondern gewiß die kläg=liche Mode unſerer Zeit mitgemacht und ſich auf irgend eine ſchauderhafte Art ums Leben gebracht.

Na, da hab' ich mich denn aber aufgerappelt und getan, was ich konnte. Erſt habe ich gleich das Beſte von meiner Rauchbühne heruntergeholt und mit ein paar Spartalern in ein Paket ge=packt und das Paket gleich ſelbſt nach der Bahn getragen; dann mich hingeſetzt und ein Paar kleine Schuh für meinen Enkel und zwei Paar für ſeine Eltern gemacht und Tag und Nacht nicht geruht, bis ich auch dies Paket zur Bahn hatte. — Wenn unſer Herrgott mich nur ſo ge=ſund und munter erhält, wie bisher, ſollen die armen Kinder gewiß keinen großen Mangel leiden.

„Ja, ja, liebe Herren," ſo ſchloß der wackere Alte ſeine ſeltſam ergreifende Erzählung, „es kann nicht ſo wunderlich erzählt werden, wie es mitunter im Leben zugeht. Aber mag das Leben ſich auch noch ſo wunderlich geſtalten, mag auch noch ſo mancher Himmel auf Erden einſtürzen, wenn wir nur den Glauben nicht verlieren — den Glauben an Gott und den Glauben an uns ſelbſt. Das gibt einen Himmel, der in aller

Ewigkeit nicht einstürzen wird. — Und nun ist's gut. Helf uns Gott alle miteinander!“

Wir schüttelten dem Trefflichen beide Hände und sahen ihm so lange nach, bis das letzte Zipfelchen seines Rockes hinter den Büschen verschwunden war. Wir fühlten, es war ein guter Mensch an uns vorübergegangen.



Die Cholera-Glocken.

Die ganze Welt in Choleranöten. Das iſt das Zeichen dieſer Tage.*) Der alte Drechſler-Karl von Eitzenfelde aber, einer von den vielen, die im Jahre 1850 die Cholera mitgemacht und einer von den wenigen, die dazumal gut davon kamen, ſtopft ſeine kurze Pfeife, weil 's Feierabend iſt, und ſagt: „Nur das Gottvertrauen und den Humor nicht verloren, dann kann einem die Cholera ſo leicht nichts anhaben.“ Und als die Pfeife brennt, erzählt er in ſeiner gemächlichen Art folgende denkwürdige Geſchichte:

Es war ein Morgen mitten in heißeſter Erntezeit, als in Haine, einem Dörflein im Bereich der Siebenberge, die Gemeindetrommel an allen Ecken und Enden des Dorfes geſchlagen

*) Sommer 1892.

wurde, und der Trommler, es war diesmal der Bauermeister der Oberste des Dorfes selbst, ausrief: „Alle Hausherren sollen heute Mittag um zwölf Uhr nach dem Thi*) kommen und mitbringen ihre Frauen und Kinder, Knechte und Mägde und alle, die sonst im Hause sind, denn wir wollen wegen der Cholera beraten, die nun schon in allen Dörfern um uns her ausgebrochen ist!“

Noch lange vor der festgesetzten Mittagsstunde konnte man schon ganz Haine auf dem Thi versammelt sehen. Der Bauermeister, ein klug wägender Mann, stellte die große Trommel neben sich nnd hielt diese Ansprache:

„Gemeinde! Ihr habt gehört, wie an allen Orten die Cholera schrecklich regiert. Gott aber hat uns zu unserem Schutze unsere Berge gegeben, den Eberberg, den Brackenberg, den Kirschberg und den Woldberg; Gott hat uns aber auch unsern Verstand gegeben, daß wir finden, was etwa Not tut und was zu unserem besten dient. Darum sage ich nun: die Berge allein tun's nicht. Ich habe euch allzusammen nach 'm Thi gerufen, daß wir einmütig beschließen: so lange die Cholera in unserm Lande herrscht, darf nie-

*) Versammlungsplatz mitten im Dorfe.

mand unſern Ort verlaſſen und niemand von außen 'rein, es ſei, wer es ſei. Wer trotzdem in die Stadt geht, um 'was zu kaufen, der darf nicht wieder 'reingelaſſen werden, es ſei, wer es ſei. Und daß es jedermann weiß, der zu uns kommen will, wollen wir oberhalb und unterhalb, diesſeits und jenſeits unſeres Dorfes 'n Gebot anſchlagen, daß kein Fremder ſeinen Fuß in unſer Dorf ſetzen darf, es ſei Menſch oder Vieh, Kind oder Rind, es ſei, wer es ſei!"

Die ganze Gemeinde ſtimmte dieſer Rede zu, und einmütig wurde der Vorſchlag angenommen.

Da ging ein vernehmliches Flüſtern durch die uralte Linde, die den Thi beſchattete. Ein von Oſten kommender Windhauch bewegte die Blätter.

„Hört ihr, hört ihr?" rief es aus dem Haufen der Männer, Frauen und Kinder. „Hört ihr's? Hört ihr's?!"

Der Bauermeiſter gebot Schweigen, und deutlich hörte man nun das wimmernde Tönen einer Kirchenglocke.

„Die Totenglocke von Eitzenfelde!" ſchrie eine Frau, und Entſetzen ergriff alle.

„Was nützen uns alle unſere Beſchlüſſe," rief der Krugſtoffel, „was nützt es, daß wir uns in unſer Dorf einſchließen, daß wir niemand

heraus und niemand herein laſſen? Läßt ſich der Oſtwind auch befehlen, wird der Glockenſchall ſich auch an unſere Beſchlüſſe kehren? Ihr ſeht es ja am Lindenbaume, ihr hört es ja mit euren Ohren — die Eitzenfelder Glocke wird uns die Cholera bringen!"

Schreiend lief alles durcheinander, und viele hielten ſich die Ohren zu.

Jetzt der Alte zitterige Kirchenvorſteher Nolte: „Der Oſtwind läßt ſich nur befehlen vom Herrgott; darum fallen wir auf die Kniee und bringen zu Gott unſer Anliegen: er wolle dem Oſtwind gebieten, anders zu fahren."

Und alle knieten nieder, rangen die Hände und beteten, die einen wimmernd und murmelnd, die anderen durchdringend laut.

Darauf wieder der Bauermeiſter: „Die Eitzenfelder aber laſſen ſich nur durch unſern Herrn Amtmann befehlen. Wir müſſen alſo einen Boten in die Stadt ſenden und dem Herrn Amtmann unſer Anliegen vortragen, daß er den Eitzenfeldern befiehlt, wegen der Anſteckungsgefahr die Glocken nicht mehr zu läuten."

„Der Bote darf aber nicht wiederkommen!" ſchallte es vielſtimmig. „Wir wollen für ſeinen Unterhalt in der Stadt aufkommen, ſo lange die Cholera dauert!"

Aber es erbot ſich keiner.

„Wir gewähren ihm auch noch ſonſtige Vergünſtigungen!“ ließ ſich nach einer Pauſe, während er ſich mit den drei anderen Mitgliedern des Gemeindevorſtandes leiſe beraten hatte, der Bauermeiſter vernehmen.

Nunmehr meldete ſich Ludwig Dröge, der Bälgetreter von Haine.

„Verſprecht ihr mir,“ begann der kleine, rotbäckige Mann etwas ſtockend, „daß ich mein Leben lang euer Bälgetreter bleiben ſoll ...“

„Wir verſprechen es, Ludchen!“

„Und daß, wenn ich nun an der Cholera ſterben ſollte, meinen Nachkommen das nächſte Anrecht auf die Bälge zugeſichert wird ...“

Auch das, Ludchen!“

„Und ... und daß ... daß ich oder mein Nachfolger fortan ... alljährlich nicht nur einen Schuh auf den rechten, ſondern auch einen auf den linken Fuß bekommen ſoll*), ſo wollte ich's wohl riskieren.“

Die Not und Gefahr macht opferwillig, und nach kurzer Beratung wurde dem Bälgetreter auch ein Schuh auf den linken Fuß bewilligt,

---

*) In manchen Dörfern erhält der Bälgetreter als Teil ſeiner Beſoldung noch extra den „Treteſchuh“.

trotzdem es für die Kapellenbälge des linken Fußes zum Treten gar nicht bedurfte.

Um vieles erleichtert, kehrte die Gemeinde in die Häuser zurück. Ludwig Dröge aber, der Bälgetreter, machte sich noch desselben Tages auf den Weg nach der Amtsstadt, welche drei Stunden entfernt liegt.

Der Tag war vergangen, der andere Tag kam, der zweite, dritte und vierte Tag verstrich, eine ganze Woche war verflossen, und — die Eitzenfelder läuteten immer noch.

Die ganze Gemeinde war außer sich.

Die Trommel schlug, und die Gemeinde strömte nach dem altehrwürdigen Versammlungsplatze bei der Linde.

Man schimpfte auf den Amtmann, noch mehr auf den armen Ludwig Dröge.

„Nun haben wir den linken Schuh und die Cholera dazu!“ rief der Krugstoffel mit seiner dünnen Stimme, als auch schon ein neuer Schreckensruf ertönte.

„Dort, dort! Seht ihr den Mann!“ Einer ruft's, bald rufen es viele nach und deuten mit der ausgestreckten Rechten nach dem Wege, der sich zwischen den wallenden Kornfeldern heraufzieht.

Alles rennt durcheinander. „Zurück! Zurück!“ schreit es in wildem Chor.

„Nun ſchlag einer lang hin!“ läßt der Bauermeiſter ſich hören, indem er einige Schritte vorwärts tut und ſeinen klug wägenden Kopf vorſtreckt.

„Aber ums Himmelswillen, was bedeutet das?“

Der Fremde iſt in die Knie geſunken und ſtreckt flehend die Arme aus; er ſteht wieder auf, wankt einige Schritte vorwärts und ſtürzt abermals nieder.

„Den hat die Cholera!“

„Der bringt uns die Cholera!“

Viele rennen davon, einige bleiben wie gebannt ſtehen und verſchlagen kein Auge von dem am Wege Liegenden, der allem Anſchein nach wahrhaft entſetzlich leiden muß.

„Der geht von ſelbſt nicht mehr zurück!“ ſagt der Bauermeiſter, und ſein eben noch braunrotes Geſicht wird beinah aſchfarben.

„Sollen wir den Unglücklichen am Wege ſterben und verderben laſſen?“ fragt der greiſe Nolte. „Kennen wir nicht alle das Gleichnis unſeres Heilandes vom barmherzigen Samariter? ... Wohlan, ich nehme den Kranken in mein Haus auf; ihr aber nehmt die Meinen auf und wacht darüber, daß niemand meinem Hauſe ſich naht, ſollte mich auch ſelbſt die Krankheit

niederſtrecken!“ Hell ertönte des Greiſes Stimme, und ſein Antlitz iſt wie verklärt.

Vielen Hainern waren die Augen groß und feucht geworden, und nur ganz wenige lehnten ſich gegen das Vorhaben auf.

Da trat der Bauermeiſter zu dem Alten, drückte ihm kräftig die Hand und ſagte faſt heftig: „Ich bin Euer Bauermeiſter, und was Ihr wollt, Vater Nolte, das kommt wohl zuerſt mir zu. — Nehmt Ihr die Meinen auf und laßt mich den Kranken aufnehmen!“

„Aber mein Haus hat eine abgeſonderte Lage!“ wendet Vater Nolte ein; „das deinige, Bauermeiſter, liegt mitten in der Reihe. Auch biſt du der Gemeinde in dieſer ſchweren Zeit unentbehrlich, während ohne mich kein Pflug ſtehen bleibt.“

So überrumpelte das brave Herz die Klugheit.

Vater Nolte beredete noch das Nähere mit den Männern, drückte ihnen ernſt die Hand und ſchritt raſch dem vermeintlichen Verderben entgegen.

Die anderen verharrten regungslos auf dem Platze und ſtarrten dem Alten voll Grauſen nach. Sie ſahen, wie er ſich dem Kranken, der anſcheinend ſchon im fürchterlichen Cholerakrampf dalag, beherzt nahte und ſich eine Weile um ihn bemühte, bis er das verabredete Zeichen gab,

daß ein Einſpänner gebracht und auf hundert Schritt herangefahren werde. Im gleichen Augenblick aber drang ein wieherndes Lachen vom Felde herüber, und man ſah, wie der Kranke aufſprang, luſtig von einem Bein aufs andere hüpfte, in die Hände klatſchte, und den Alten, der nun eine drohende Gebärde machte, in ausgelaſſenſter Freude begrüßte.

Weithin dröhnte der Boden, denn die Hainer liefen mit der ganzen Wucht ihres Zornes, um den Frevler zu packen.

Der Fremde aber, der juſt wie ein übermütiges Studentlein ausſah, wies den anſtürmenden Bauern lachend die Zähne, wetzte den linken Zeigefinger mit dem rechten und höhnte: „Ah, zipp, zipp! Das heißt aber mal angeführt!“

Eine ſolche Keckheit war den guten Hainern noch nicht vorgekommen. Verblüfft blieb einer nach dem andern ſtehen, bis ſie alle ſprachlos um das Ortsoberhaupt herumſtanden, das in dem Augenblicke auch nichts weiter wußte, als mit dem Munde „lang hinzuſchlagen“.

Darin ſah der junge Fant natürlich nur den Reſpekt vor ſeiner vornehmen Perſon, und er tat ſeinem Drange zum Spotten vollſtes Genüge. „Daß ihr nur gleich wißt, wen ihr vor euch habt, Leute von Haine,“ ſagte er in äußerſt

wohlwollendem Tone, „ich bin der Neffe von eurem Amtmann, und euer Amtmann ist mein Onkel.“

Als er bemerkte, daß diese Vorstellung Eindruck machte, fuhr er in seiner Ausgelassenheit fort: „Ich verlebe bei meinem Onkel die Sommerferien und da hörte ich nun von euren Allerweltsstreichen und beschloß, sie einmal näher kennen zu lernen. Ihr sollt ja auch 'mal 'n Hahnekenei ausgebrütet und 'n Krokodil ausgebracht haben?! Famos! Kostbar! Ich hörte Wunderdinge von euch, bis ich vor acht Tagen den wunderbaren Mann selbst kennen lernte, den ihr zu meinem Onkel geschickt habt. Hohohohohihihihihuhu! Unbezahlbar, Leute! Die Not eures Bälgetreters ging mir zu Herzen! Er klagte: ‚Nun sitze ich hier und darf nicht wieder nach Hause kommen, bis die Cholera erloschen ist. Ich koste der Gemeinde alle Tage so viel, und sie hat mir auch 'n linken Schuh versprochen, und ich richte doch nichts aus!‘ Da sagte ich zu ihm: ‚Weißt du was, Mensch? Geh' alle Tage auf den Berg, der zwischen Eitzenfelde und Haine liegt und fang die Glockenklänge auf!‘ ‚Ja, aber womit?‘ sagte er da. ‚Na‘, sagte ich, ‚natürlich mit 'nem großen Sacke!‘ ‚Ja, wo kriege ich einen so großen Sack?‘ fragte er da, und ich sehe ihm schon den Eifer an. ‚Na, den kriegst du von

mir!‘ ſage ich. Darauf alſo geh ich zum Schneider und laſſe einen grobleinenen Sack machen, der zwanzig Ellen breit und fünfzig Ellen lang iſt. Und mit dem geht nun der Cholerafänger alle Tage auf den Berg, und jedesmal, wenn es läutet, hält er den Sack auf.“

„Nun ſchlag’ einer lang hin!“

Das Studentlein hielt ſich den Bauch vor Lachen und hob noch einmal an: „Ich rate euch, daß ihr euch für eure Allerweltsſtreiche noch ’n großen Gemeindeſack macht und damit auf die Berge ſteigt!“

„Ach, das iſt gut, daß du uns auf den Gedanken bringſt! In dem zweiten Gemeindeſack aber ſollſt du lieber deine bißchen Knochen nach Hauſe tragen, du Amtmannsjunge du!“ So jetzt der Bauermeiſter, und mit mächtigem Griff zog er den Überraſchten quer übers Knie. Die ganze Gemeinde aber bewies ihm wechſelweiſe auf ſeiner prallen Kehrſeite, was Hainer Allerweltsſtreiche waren.

Als nun das Studentlein dieſe Streiche zu fühlen begann, da ſchrie es gar kläglich, ob ſie denn nicht wüßten, daß er der Neffe des Amtmanns wäre?

Aber ſie taten, als hörten ſie es nicht und trumpften gewaltig fort, bis Vater Nolte nach-

drücklich mahnte: „So, nun iſt's genug, ihr Leute! Jetzt wird er für alle Zeit wiſſen, was Hainer Allerweltsſtreiche ſind!“

Da hörten ſie keuchend auf. In eben dieſem Augenblick kam der Einſpänner vor dem Dorfe in Sicht, und da das Bürſchchen ſich ganz erbärmlich wand und krümmte, ſo meinte einer in andauerndem Tone, daß der Armſte wohl recht ſchwer an ſeinen Knochen zu tragen hätte; man ſolle ihm darum den Wagen für eine Strecke zur Verfügung ſtellen.

Alſo wurde der Spaßmacher hurtig auf den Wagen geladen und bis an die Grenze der Hainer Gemarkung gefahren. Und da der Wagen mit dem großen Schlaglaken verſehen war, ſo konnte der verunglückte Witzbold, wie der Bauermeiſter ſagte, ſich darunter den Gemeindeſack vorſtellen.

Der Student ward zu Haine nie wieder geſehen, der geſtrenge Herr Amtmann aber um ſo mehr.

To lütt!

An das Werkſtattfenſter des Tiſchlermeiſters Gnatzkopf zu Ohlendorf klopft der Gemeindediener, ein kleiner, äußerſt beweglicher Mann mit faſt knabenhaft friſchem Geſicht, aber ſchon ſtark ergrautem Haar.

„Meiſter Gnatzkopf," — er hieß wirklich ſo — „der Armenhausfritz hat die Augen zugetan, und der Gemeindevorſtand ſchickt mich, den Sarg zu beſtellen."

Der Tiſchler legt den Hobel aufs Fenſterbrett, ſchiebt das Fenſter auf, und ſeine unangenehme Fiſtelſtimme ertönt: „So, iſt 'r endlich hin? Na, 's weint 'r keiner um. Hat der Gemeinde lange genug zur Laſt gelebt, wahrhaftig. Der Teufel hätt'n längſt ſchon holen können . . ."

„Der Teufel," antwortete Knoke, der Gemeindediener erregt, „hatte da nichts zu holen;

aber es gibt noch andere Leute, die ſchon lange reif ſind für ihn.“

Wie in den Hals geſtochen, ſpringt der Tiſchler auf. „Wen meinſte damit?“

„Den, der ſich's anzieht!“ antwortete Knoke ganz unbefangen.

Gnatzkopf ſieht den Kleinen an, als ob er ihn ſpießen möchte, beſinnt ſich aber ſchnell und macht ein wohlwollend freundliches Geſicht. „So'n Armenſarg, das kannſte glauben, da hat man auch nicht 's Salz dran,“ ſagt er und rechnet auf Knokes Zuſtimmung.

Aus Knokes Augen kommt ein Strahl. „J, weißte was, Gnatzkopf? Denn will ich's 'm Gemeindevorſtand ſagen, dann ſoll doch lieber Meiſter Markwart den Sarg machen, der hat ſo wie ſo keinen rechten Verdienſt, da braucht er auch diesmal nichts zu verdienen.“

Als wäre der Tiſchler zum zweiten Male geſtochen, ſo zuckte er zuſammen. „Mei—ſter Markwart? Wer iſt Meiſter? In Ohlendorf gibt's nur einen Meiſter, und der heißt Gnatzkopf!“ Seine grünlichen Äuglein funkeln, und er fährt mit mehrmals überſchnappender Stimme fort: „Seit zwanzig Jahren habe ich alle Gemeindearbeiten — und wer ſagt mir etwas nach — wer, wer?! Den will ich wiſſen!“ Und ſein

letztes Wort, mit dem er den Fensterschieber zuschlägt: „Sage dem Gemeindevorstande, der Sarg wäre bereits angefangen.“

Der Gemeindediener geht fort, ingrimmig vor sich hinmurmelnd: „Diesen Gnatzkopf möcht' ich einmal anführen — Herrgott, wüßt' ich nur, wie! Beschummeln tut er die Gemeinde an allen Ecken und Enden! Und dem armen Markwart, dem von Gottes und Rechts wegen die Gemeindearbeiten längst hätten übertragen werden sollen, gönnt er nicht das bischen Luft zum Atemholen.“

Weiß Gott, er hatte recht.

* * *

Mit einer ungewöhnlichen Hast begab Gnatzkopf sich alsbald ins Armenhaus, um der auf modrigem Strohlager ausgestreckten Leiche das Maß zu nehmen. Er klappte die Tür auf und hatte sogleich seinen Ärger. „Der Mensch hat eine unverschämte Länge,“ murmelte er, — „aber er ist sein Leben lang unverschämt gewesen. So 'n Mensch verdient 's Stroh nicht, auf dem er liegt.“ Er schlug die Tür zu und kehrte ärgerlich in die Werkstatt zurück. Ein paar elende Tannenbretter holte er aus einem Winkel hervor, wischte den Wurmstaub herunter und legte das Maß an. „Verflucht! . . .“

Sie waren um mehr als einen Schuh zu kurz. —

Gnatzkopf wirft ein Brett über die Hobelbank und greift zum Hobel. „Narr, der ich bin! Was nicht paßt, muß passig gemacht werden."

Und er hobelt und hämmert die ganze Nacht, und als die Hähne zum erstenmal krähten, war der Sarg fertig. Meister Gnatzkopf guckte forschend durchs Werkstattfenster. Die Hähne krähten schon in der ganzen Nachbarschaft, aber über dem Dorfe lag noch dichte Finsternis.

„Was brauche ich den Gemeindediener! Bin ich nicht allein Mannes genug? Wer tot ist, läßt sein Gucken, und Geister und Gespenster gibt's nur für Kinder und Muhmen. Ich habe noch nichts gesehen, — auch noch keinen Gott und keinen Teufel." Und er lud den Sarg auf einen Schiebkarren und fuhr auf Umwegen durch die Finsternis nach dem Armenhause. — — —

Nach dem Hobelmeister war der erste im Armenhause der Gemeindediener. Er sah das leere Strohlager, sah den vernagelten Sarg, stutzte ob der Kleinheit und sagte: „O weh, das hat seine Richtigkeit nicht! Wenn Gnatzkopf einen Armensarg, den er sich gut bezahlen läßt, bei Nacht und Nebel transportiert und das Ein-

legen einer Armenleiche in schwarzer Nacht mutterseelenallein besorgt, — weiß Gott! — das hat seine Richtigkeit nicht! Ich seh' es, ich seh' es — der Sarg ist zu kurz!" Er sucht sich des über ihn kommenden starken Grauens zu erwehren, geht um den Sarg herum und schüttelt heftig den Kopf. „Sieh nur, wie dicht er die Nägel geschlagen hat! Die Furcht, es könnte sonst einer seine Schlechtigkeit entdecken, hat ihn zur Verschwendung getrieben. — O du abscheulicher, abscheulicher Gnatzkopf du!" Dann stellte er sich an das Ende des Sarges, schüttelte den Kopf ganz leise, zerdrückte eine Träne im Auge und schluchzte: „Armer Fritz, als du noch lebtest, haben sie dir kein bekömmliches Lager gegönnt; nun du tot bist und dich unten in unsers Herrgotts Erde ordentlich ausstrecken könntest, ohne anderen lästig zu fallen, nun pfercht man dich in einen Sarg, der mindestens um 'n Kopf zu kurz ist." Und unwillkürlich klopfte er auf den Sarg. „Mich deucht, wenn ich darin liegen sollte, ich müßte in jeder Mitternacht heraufsteigen und dem gnatzköpfigen Sargmacher die Hölle heizen!"

Helle Tränen im Auge, verließ der Gemeindediener das Armenhaus und drohte noch mehrmals mit der Hand nach der Gegend, wo Meister Gnatzkopf wohnte.

Am andern Tage war das Begräbnis. Das Gefolge beſtand aus dem Geiſtlichen, dem Lehrer und dem Gemeindediener, denen ſich auf der Mitte des Weges noch der arme Tiſchler Markwart zugeſellte.

Es wurde Abend und es kam die Mitternacht, wo die Eulen ſchreien.

Meiſter Gnatzkopf lag im dicken Federbett und träumte von dem Profit, den ihm der Sarg eingebracht hatte, bis ihm plötzlich ein fürchterlicher Kopf auf den Leib kam, den er trotz aller Müh und Qual nicht umzudrehen vermochte. In Schweiß gebadet, ſchrak er empor und erwachte.

Was war das? Ein Hilferuf? Er ſprang auf und öffnete das Fenſter. Da erhob ſich vom Boden eine weiße Geſtalt, reckte ſich zu einer rieſenhaften Höhe, drohte mit zwei hageren, klappernden Armen nach dem Fenſter und rief mit hohlem, grauenvollem Ton: „To lütt!“ Und wieder: „To lütt!“ Das eine Mal kurz abgebrochen, das andere Mal lang und ſchaurig gezogen.

Meiſter Gnatzkopf ſtößt einen gellenden Schrei aus, prallt zurück und taumelt zu Boden.

— „To lütt! To lütt!“

„Frommer Gott, ſteh' mir bei!" ächzt der Tiſchler und drückt das Geſicht in die Hände.

— „To lütt! To lütt!"

„Frommer Gott, es iſt ſein Geiſt! O — o, weil ich nicht recht getan! Weil ich — den Sarg zu klein gemacht und den Kopf . . . o Gott, o Gott! ſteh' mir bei, ich will ſo etwas nie wieder tun!"

— „To lütt! To lütt! To lütt!"

„Weh' mir, weh' mir! Man ſoll die Toten nicht betrügen!"

Das dauerte bis an den Glockenſchlag eins — dann wurde es ſtill, bis auf das Eulengeſchrei.

In der nächſten Nacht erſchien der Geiſt abermals und erhob ſeine mark- und beindurchdringende Anklage. Desgleichen in den folgenden Nächten. Mit dem Glockenſchlage zwölf ſtellte er ſich ein, mit dem Glockenſchlage eins verſchwand er wieder.

Gnatzkopf verging wie der Tag. Wer ihn anſah, der ſah nichts als Furcht und Entſetzen. Zuletzt konnte er's nicht mehr ertragen. Er erinnerte ſich, wie die Alten die umgehenden Geiſter gebannt hatten, und als wieder die Mitternachtsſtunde ſchlug, und der Geiſt mit dem Glockenſchlage zugleich anhob „to lütt! to lütt!", da

faßte er ſich ein Herz, wo er keins hatte, und rief zitternd und bebend: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“

„Und ich auch!“ tönte es draußen in hellerem Tone — und danach blieb es ſtill.

„Sage mir, guter, beſter Fritz,“ keuchte Meiſter Gnatzkopf, „was muß ich tun, daß du Ruhe haſt?“

— „Den Sarg länger machen!“

„O frommer Gott und Heiland!“

— „Oder geloben, keinen Sarg wieder zu machen!“ kam's von draußen, während die Arme unter dem Fenſter klapperten.

„Guter Fritz, ich gelobe es!“ ſtöhnte Gnatzkopf mit einem Atemzuge der Erleichterung.

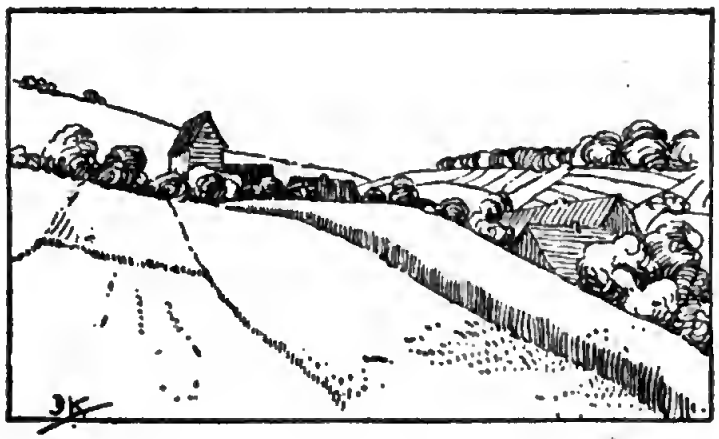
„Auch mußt du geloben,“ hub die unheimlich hohle Stimme wieder an, „überhaupt gar keine Gemeindearbeiten mehr anzunehmen.“

„Fritz, ich, ich — gelobe auch das!“ ächzt Gnatzkopf und ringt die Hände.

„So lange du dein Gelübde hältſt, ſo lange habe ich Ruhe. Brichſt du aber dein Gelübde, ſo erſcheine ich dir wieder.“ Ein Krachen erſcholl — und alles war ſtill. — — — — — —

Der Geiſt hatte Ruhe für alle Zeit, denn Meiſter Gnatzkopf verkaufte Haus und Habe und zog in eine andere Gegend.

Das Gelächter des ganzen Dorfes ſchallte hinter ihm her. Man erzählte ſich, der Geiſt ſei niemand anders geweſen, als — der kleine Gemeindediener Knoke; aber das glaub' ich nicht. Nein, das glaub' ich nicht. Oder — glaub's, wer will!



Das „Nötigen".

Ein Blick ins dörfliche Gemeinſchaftsleben zur Winterszeit.

Geht in meiner ſüdhannoverſchen Dorfheimat ein Bauer zur Sommerszeit aus, um für einen Tag oder einen halben eine Taglöhnerin zu bekommen, muß er nicht ſelten einen rechten Bußgang tun. Ganz abgeſehen davon, daß die Taglöhnerinnen heute überhaupt recht rar geworden ſind, benutzt die eine oder die andere nur zu gern dieſe Gelegenheit, um gegen den Hilfeſuchenden noch einen gehörigen Trumpf auszuſpielen. Trotzdem ſie ſich noch gar nicht anderweitig „verſagt" hat und ſehr wohl einen Tag oder einen halben helfen könnte, hat ſie doch für den Anfragenden „durchaus gar keine Zeit", mag nach dem Bauern auch noch die Bäuerin kommen und die ſchönſten Worte geben. Die

Bauersleute bekommen einen Korb, der entweder sehr fein oder sehr grob geflochten ist. Sie merken wohl, daß hier ein besonderer Grund vorliegt, erfahren ihn aber in der Regel nicht auf der Stelle und nicht direkt.

Der Bauer ist noch nicht vom Steinwege herunter, da steht die Taglöhnerin auch schon bei der Nachbarin (vorausgesetzt natürlich, daß sie gut miteinander sind) und macht ihrem Herzen in folgender Weise Luft: „Den will 't emol süst wat dauen und helpen den! Dat ale Volk! In Wintere, wenn se gästereert, denn kennt se ennen nech."*)

Eine andere Arbeiterin hinwiederum ist ohne Zaudern bereit, zu helfen, trotzdem sie alle Hände voll hat und eigentlich kaum noch einen Tag „dazwischen 'raus kriegen" kann.

„Doch!" sagt sie hernach zu ihrer Base oder Freundin, „den will'k emol helpen. Se hewet meck in Wintere ak enädiget."

Aha! Die Bauersleute haben sie im Winter „genötigt", jene aber nicht. Da steckt's!

Das „Nötigen" ist ein besonderer ortsüblicher Brauch und, wie man sieht, ein ganz gewich-

*) Denen will ich mal sonst was tun und helfen denen. Das alte Volk! Wenn sie im Winter gasterieren, dann kennen sie einen nicht.

tiger. Er liegt ganz im Bereiche des Goetheſchen Verſes:

„Tages Arbeit,
Abends Gäſte;
Saure Wochen,
Frohe Feſte.“

Es iſt eine ſoziale Sitte, und ſie wird um ſo lebhafter gewogen und gewürdigt, um ſo ärmer das winterliche Dorfleben an jenen althergebrachten Gelegenheiten geworden iſt, bei denen man ſich an geſelligen Freuden ſo recht gütlich tun konnte.

Wie es bei dieſem Nötigen zugeht?

Natürlich wird zuvörderſt der Backofen geheizt und eine große Zahl weißer Kuchen gebacken. Alsdann ſchickt man die Magd aus, die Gäſte zu nötigen. Früher lautete die Botſchaft: „Je ſoll'n hüte Omend ſpinnen komen.“ [1]) Heute, nachdem das Spinnen faſt aus der Mode gekommen iſt, heißt es: „Je ſoll'n hüte Omend knütten [2]) komen.“

Dabei geht's aber nach einer genauen Klaſſeneinteilung, indem für den erſten Tag nur die „graten Fröuens“ [3]), für den zweiten nur die kleinen genötigt werden. In neueſter Zeit iſt ſogar ein Dreiklaſſenſyſtem entſtanden: die großen Bauers-

---

[1]) Ihr ſolltet heute Abend ſpinnen kommen; [2]) ſtricken; [3]) großen Frauen.

leute pflegen vor den „großen“ noch die „vornehmen“ Frauen zu nötigen, als da sind die Frau des Försters, des Rentmeisters, des neuen Kaufmanns u. s. w. Doch gibt es auch unter den Bauersfrauen — leider! — schon eine riesig vornehme, die mit ihren Kindern nur noch hochdeutsch spricht und deshalb zusammen mit den genannten Honoratioren genötigt wird. So sind also aus den früheren zweiklassigen und zweitägigen Gastereien in den ersten Bauernhäusern vielfach schon dreiklassige und dreitägige geworden.

Das hat nun insofern eine üble Folge, als jetzt die zweite Klasse, die bisher die erste war, etwas weiter nach unten ausgreifen muß, wodurch sowohl die großen Frauen wie die kleinen ärgerlich und unzufrieden gemacht werden. Die großen, weil sie nun mitunter mit Leuten zusammensitzen müssen, die „in Daglahn goht“,*) die kleinen, weil sie meinen, die vor ihnen Geladenen seien nicht besser als sie. Diese Verärgerung kann für die Bauersleute wiederum eine Quelle neuen Ärgers werden, wird es nicht selten auch. Die eine kommt überhaupt nicht, die andere kommt und „blickt den ganzen Abend von der Seite“. Dann gibt's im Sommer zu

*) in Tagelohn gehn.

den oben ſchon mitgeteilten Ablehnungsbegründungen noch einige Varianten, die den Bauersleuten aber gleich direkt mitgeteilt werden. Z. B. nur dieſe: „Goht doch nah'r Duweſchen (einer mit den großen Frauen genötigten beſſeren kleineren Frau), dei hät jöck in Wintere nech nä eſeggt, dei werd' jöck ak jetz nech nä ſeggen“ [1]) Oder: „Dat is ja ſau'ne grate Fröue, dei paſſet better for jöck.“ [2])

Um nun ſolchen unerwünſchten Nachwirkungen möglichſt vorzubeugen, pflegt die Bäuerin wohl dieſe und jene mittelklaſſige Frau, die halb zu den Großen und halb zu den Kleinen gerechnet werden müßte, auch zum Tagelöhnerabend zu nötigen. „Komet doch mant moren Om'nd ak 'n betchen, je wetet ja . . .“ [3]).

Sie wiſſen's freilich und tun der Frau meiſtens den Gefallen.

So greift alſo die dritte Klaſſe jetzt wiederum nach oben aus, ſie wird um ein Kleines gehoben, und die empfindſamen Seelen der Tagelöhne-

---

[1]) Geht doch nach der Duweſchen, die hat euch im Winter nicht nein geſagt, die wird euch auch jetzt nicht nein ſagen.

[2]) Das iſt ja ſo eine große Frau, die paßt beſſer zu euch.

[3]) „Kommt doch nur morgen abend auch ein bißchen; ihr wißt ja . . .“

rinnen werden auf dieſe Weiſe mehr oder weniger beſchwichtigt.

Zu meiner Jugendzeit dachten die großen Bauersfrauen nicht im Traume daran, auf eine derartige Empfindſamkeit Rückſicht zu nehmen. Sie äußerte ſich damals auch noch nicht in ſo fühlbarer Weiſe. Heute, da die Taglöhnerinnen ſeltener geworden ſind und mehr geſchätzt und „flattiert“ werden, iſt ihr Selbſtbewußtſein natürlich um ein Bedeutendes größer und lebhafter geworden. Eine intelligente Knechtsfrau aus jener Gegend, mit der ich mich kurz vor dem letzten Weihnachtsfeſte eingehend über dieſe Dinge unterhielt, ſagte: „An dei Daglähners is hüte nech mähr ſau lichte antekomen als freuer“*).

Im übrigen wäre noch zu bemerken, daß das „Traktament“ an allen Abenden gleich iſt: erſt Kaffee mit weißem Kuchen und ſpäter, will man's beſonders gut machen, noch Wurſt und Schinken mit Branntwein, an deſſen Stelle in den letzten Jahren erfreulicherweiſe ſchon öfter ſelbſtbereitete Beerenweine treten.

Bei dieſen Schmauſereien geht dann noch ein beſonderes Nötigen an. „Nöu etet und drinket

*) An die Tagelöhner iſt heute nicht mehr ſo leicht anzukommen wie früher.

ower ak![1]) Sau nöhmet ak an![2]) Lotet jöck nech nädigen, 't is ja kein Nädigebeer![3]) Ah, enne Taſſe maußte (mußt du) noch drinken" u. ſ. w.

Einzelne „Huſaren", die ſich an nichts kehren, gibt 's ja immer 'mal; aber in der Regel würde den Leuten ein weſentlicher Beſtandteil des Gaſtmahls fehlen, wenn die Bäuerin nicht tüchtig nötigte; ja, man würde ſicher gar nicht erſt anfangen oder doch ſehr bald wieder aufhören, würde nicht ſeitens der Bauersleute ununterbrochen mit vielen Worten und Geſten genötigt. Mit der neuen ſozialen Empfindlichkeit hat das nichts zu tun; es iſt vielmehr ſo altherkömmlich. Mag's eine Bauersfrau von Herzen meinen oder nicht, genötigt wird auf alle Fälle, bis der Mund ihr weh tut.

Keine verſtand in meiner Jugendzeit ſo eindringend und gewaltſam zu nötigen wie die alte „Hingerdörſche" an der Beke. Und ich kann aus eigener Überzeugung verſichern, daß es ihr wirklich von Herzen kam. Sie ging ſo weit, daß ſie den Leuten in die Taſſen griff, die eingebrockten Brotrinden wieder herausnahm und tüchtig mit Butter beſtrich. Wenn ſie aber gar

---

[1]) Nun eßt und trinkt aber auch.
[2]) So nehmt auch an.
[3]) Laßt euch nicht nötigen; 's iſt kein Nötigebier.

zu ſehr drängte und die Leute ſichtlich unfähig waren, noch eine Taſſe oder einen Brocken hinunterzubringen, konnte der „alte Hanjüſchen", ihr Mann, wohl ganz plötzlich dazwiſchen rufen: „No, wo ßöölt ſe't denn alle loten?!"*) „Hei was ſau'n bolderig Mann," charakteriſierte meine Mutter ihn.

Wie nach einem regelrechten Manöver erfolgt auch nach dem Nötigeſeſt allemal eine ſcharfe Kritik, natürlich aber nur, wenn die Leute wieder unter ſich ſind. „Aach, meck hät 't eſmecket (hat's geſchmeckt); eck hew meck gütig edohn. Aach, dat ale Volk kann 't ja!"

So freut ſich die eine; die andere ſetzt aber ſchon bemängelnd hinzu: „Eck härre gärn ſeihn (geſehn), wenn ſe meck härren (hätten) 'n paar Striepen Kauken (Streifen Kuchen) mee geben vor dei Kindere."

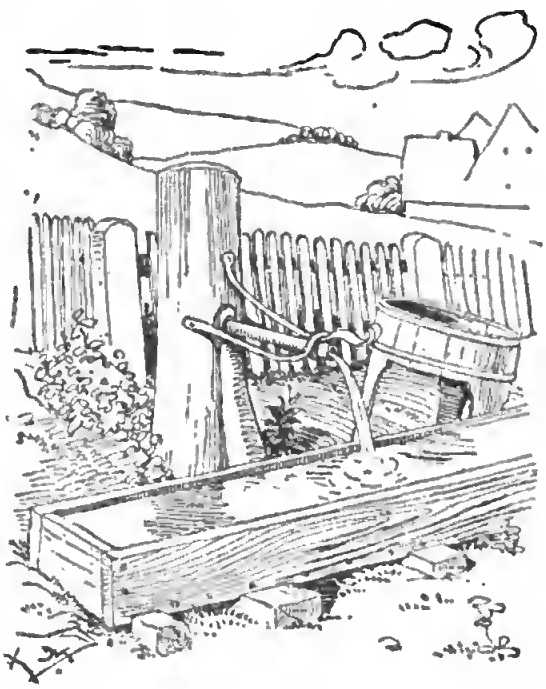
Die dritte formuliert dieſe getäuſchte Hoffnung ſchon ſchärfer: „Noch nech emol hewet ſe ennen (einem) 'n paar Striepen Kauken mee geben!"

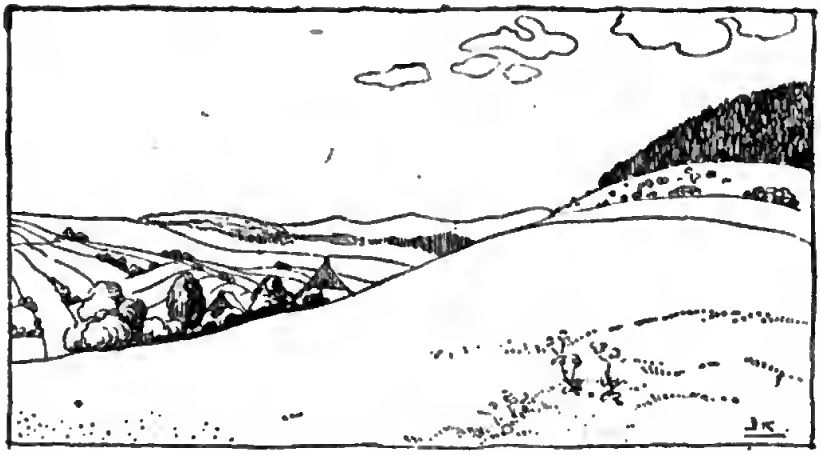
Die vierte aber ſchimpft über das „alte Volk": „Wenn eck't ewußt härre, eck ging 'r nech hen. Ganz gewiß nech. Wenn eck te Hus ſitten blef (ſitzen blieb) be mienen Kindern un eck kokede

*) Na, wo ſollen ſie's denn alle laſſen?

(kochte) meck 'n Köppchen vull Kaffee un att da 'n betchen Brat tau (aß da ein bißchen Brot zu), denn was eck ſeelenvergnügt."

Doch kann man wohl ſagen, daß im allgemeinen der Nachhall der Nötigeabende freundlich und gut iſt. Eine rechte Bauersfrau wird immer ihren Stolz darein ſetzen, daß die Leute vergnügt von dannen gehen und vergnügt wieder kommen. Und verſtände eine ſonſt vielleicht ganz tüchtige Frau dieſe hohe Haushaltungskunſt etwa noch nicht, ſo ſind die heutigen Zeit- und Leuteverhältniſſe gewiß ganz dazu angetan, ſie die Kunſt zu lehren.





Die junge Witwe.

In einem zwiſchen Solling und Bramwald gelegenen Dorfe wohnte eine hübſche junge Witwe, die ſich bei Lebzeiten ihres Mannes das Daſein ohne Mann wohl auch nicht ſo ſchwer gedacht hatte. Vier Morgen Land, eine hoch am Walde gelegene Wieſe, eine lebendige Kuh, zwei Schweine, ſieben Hühner nnd ſechs Gänſe — und dabei nun ganz, ganz allein! 's war kein leichtes Daſein.

„Meken, döu mauſt weer freggen!“*) ſagten die Leute.

---

*) Wieder freien.

„Och, dat eck ak mant ſau alwern wöre!“ pflegte ſie dann wohl zu antworten. Es müſſe auch ſo gehen.

Da kam die Heuernte, und die junge Frau ging den ganzen Tag mit glühenden Backen, ſo mußte ſie ſich anſtrengen; denn es half ihr keiner.

Drei ſchwere „Pucken“ Heu hatte ſie nach der Scheunendiele geſchleppt, um ſie nun vermittelſt des Balkenſeils auf den Oberbalken zu ziehen. Das waren gut zwei Stockwerke hoch. Sie knüpfte das aus der dunkeln Luke hängende und an der langen Scheunenleiter feſtgeſchürzte Balkenſeil los, ließ den Haken herab und hakte den erſten Pucken ein. Nun kletterte ſie die Leiter hinauf, an dem Unterbalken vorüber auf den Oberbalken, auf den ſie aber nur mit einem kühnen Schwunge kommen konnte. Sie zog den Pucken hoch, knüpfte ihn auf und banste ihn feſt. Sie wiſchte ſich mit der Schürze den Schweiß aus dem Geſicht, ſchwang ſich wieder auf die Leiter, ſtieg die vielen Sproſſen hinab, zog den Haken wieder herunter und hakte den zweiten Pucken ein. Dann mußte ſie abermals die Leiter hinauf und ſo fort wie vorhin.

Als ſie den dritten und letzten Pucken eingehakt hatte, legte ſie ſich beide Hände auf den

klopfenden Buſen und ſagte mit felſenfeſtem Entſchluß: „Nä, dat geiht ſau nech mähr! Eck maut weer freggen!“

Von **Heinrich Sohnrey** erschienen ferner im Verlage von Martin Warneck in Berlin W. 9:

Friedestuchens Lebenslauf. 20. Aufl. Illustriert. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hütte und Schloß. 12. Aufl. Illustriert. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Im grünen Klee — im weißen Schnee. 5. Tausend. Illustriert. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte. 8. Tausend. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Dorfmusikanten. Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in 3 Aufzügen. 4. Aufl. M. 1.20, geb. M. 2.—.

Urteile über Heinrich Sohnrey's Schriften:

Von einer eingehenden Würdigung des starken Bandes („Im grünen Klee — im weißen Schnee") kann an dieser Stelle nicht die Rede sein; ich kann nur kurz seinen Wert andeuten. Der Haupteindruck ist der gesunder Lebensfreude und inniger Heimatliebe... Das Buch hat die Erinnerung an die Heimat, an schöne Jugendtage und ihre Freuden, an die Menschen und althergebrachten Volkssitten der Dorfheimat. Vergangenes wird in Sohnrey's Buche wahrhaftig lebendig. Wir sehen den „Lorenheinrich" als Frühlingsboten leibhaftig vor uns und um ihn die jubelnde Dorfjugend, freuen uns über den prächtigen „Einspänner" Fritz Hörneke, über den guten Ausgang der Geschichte von Jünemanns Küraſſier und seiner „duknackschen" Braut, lesen aber auch mit inniger Anteilnahme die erschütternden Geschichten „Die Sünde" und „Zwei Kirchhofskreuze" und danken dem Dichter, der so Köstliches schuf in Ernst und

Scherz. Keine der zwölf Geschichten ist minderwertig: in allen leben echte Menschen, aus allen guckt ein liebes Poetengesicht hervor, dem das Lächeln ebenso gut steht, wie die Miene der Teilnahme oder des Schmerzes . . . (Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

In dem neuen Bande („Im grünen Klee — im weißen Schnee") sind es 12 Erzählungen von 5—50 Seiten, in denen Sohnrey seine Meisterschaft zeigt... Das Buch wird dazu beitragen, daß bei Dörflern und Städtern das deutsche Wesen, dessen Hauptzug die Treue ist, erhalten bleibe... Die äußere Ausstattung in Papier, Einband und Illustration ist vorzüglich. (Die Post.)

Sohnrey's Name ist an sich ein Programm von solcher Güte, daß er einer besonderen Empfehlung auch für diese Sammlung frischer, schlichter Schilderungen aus dem bäuerlichen Leben Niedersachsens nicht bedarf. (Schlesische Zeitung.)

Aeußerlich ist das Buch hübsch und schmuck — nicht prunkhaft — ausgestattet. Gar köstlich aber ist der Inhalt... Das aber zeichnet Sohnrey aus, daß in dem, was er schreibt, neben aller Schmackhaftigkeit auch sittlicher und religiöser Ernst steckt. Deutlich tritt dieser, ohne aufdringlich und undichterisch zu werden, z. B. in der Erzählung, „Die Sünde" hervor. Zum Teil sind es gar geringe Mittel, mit denen S. wirkt, kleinliche Dinge, die er mit Behagen ausführt, wie in den „Vier merkwürdigen Hofmeistergänsen", aber der Leser wird in das Behagen mit hineingezogen, ohne daß die Sache langweilig würde... Eine Erzählungssammlung, die es wahrlich wert ist, viele Freunde zu finden, und dessen auch gewiß sein kann. (Literarische Rundschau.)

Es gibt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys.

(Heinrich Hart in der Täglichen Rundschau.)

Verlag von Martin Warneck in Berlin W. 9.

Diedrich Speckmann, Heidjers Heimkehr.

Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.

Dritte Auflage. Illustr. M. 2.— brosch., M. 3.— geb.

„Eins der erfreulichsten Bücher, die die Heimatkunst bisher vorgebracht hat ... Die Darstellung ist von herzerfreuender Schlichtheit und Unaufdringlichkeit. Dabei ist doch alles charakteristisch, eigen, nicht konventionell, so gut die Natur-, wie die Menschendarstellung."

(Adolf Bartels in der „Deutschen Monatsschrift".)

„Ein vortreffliches Hausbuch aus der Lüneburger Heide!" (Literarischer Ratgeber des „Kunstwart".)

„Einfach wie unsere Heideblumen, rein wie Tannenduft ist die Erzählung ... Die Erzählung mutet uns an wie ein Sonntagsmorgen im Frühling, wenn die Menschen im Feierkleide gehen, und Wald und Wiese, Feld und Heide uns zurufen: „Friede auf Erden!"

(„Hannov. Land- und Forstwirtschaftl. Zeitung".)

Hans Kamp. Roman von Adeline Gräfin zu Rantzau.

Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Ein Künstler ist Hans Kamp, der Großes leisten, alle Höhen der Kunst erklimmen will, aber gefesselt wird durch allerlei Hindernisse, deren Ueberwindung ihn bis zum Verzweifeln an seiner Bestimmung, endlich aber auch zum Bruch mit allem, was ihm im Wege stand, drängt. Liebe, Freundschaft, angesehene Stellung — alles opfert er, um endlich in der Einsamkeit der Heide, allein mit der Natur Ruhe und Kraft zu wahrem, echtem Künstlertum zu finden. — In die Pariser und Münchener Kunstkreise führt Kamps Weg; interessante Einblicke werden uns in jenes Leben und Treiben voll Genuß und Mühen gewährt. Spannend und anregend wird uns dies geschildert.

Verlag von Martin Warneck in Berlin W. 9.

Die zwei letzten Bücher von Johanna Spyri.

Am Sonntag. **Eine Volkserzählung.** 10. Tauf. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 1.50.

Eine ergreifende Geſchichte aus den Schweizer Bergen, worin uns die beliebte Schriftſtellerin den Segen des Sonntags ſchildert.

In ihrer einfachen, anſprechenden Weiſe entwirft Johanna Spyri hier Bilder aus dem Schweizer Volksleben und weiß ohne Tendenz und ohne lehrhaften Ton auf den Unſegen hinzuweiſen, der in der Sonntagsentheiligung liegt. Die Ausſtattung des Büchleins iſt ebenſo gut als ſein Inhalt, es empfiehlt ſich daher recht als paſſende Weihnachtsgabe.

(„Der Reichsbote.")

Von der vielberühmten Erzählerin erſchien eine prächtig gelungene Erzählung, in welcher auf den Unſegen hingewieſen wird, der in der Sonntagsentheiligung liegt.

(„Evangeliſches Sonntagsblatt.")

Die Stauffer-Mühle. **Eine Jugend-Erzählung.**

Elegante Ausſtattung mit 8 Illuſtrationen von **Fritz Rüdiger.**

Preis M. 1.—, eleg. geb. M. 1.50. 11.—20. Tauſend.

Dieſe köſtliche Erzählung war es wert, in einer zierlichen, künſtleriſch geſchmückten Ausgabe zu erſcheinen. Mit weicher Frauenſeele ſchreibt Joh. Spyri von dem Leiden eines verwaiſten Knaben und wie er in den Müllersleuten ſeine Großeltern wiederfindet. Von den kleineren Sachen, die der heurige Weihnachtsmarkt bringt, iſt dieſes Büchlein das feinſte.

(„Evg. luth. Kirchenzeitung.")

Die Landjugend 1906. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von **Heinrich Sohnrey.** Mit vielen Bildern. Zehnter Jahrgang. **Preis 1,50 Mk.** Auch unter dem Titel: **Jugendbuch für Stadt und Land.**

Der Reichsbote. Der uneingeschränkte Beifall, den die früheren Jahrgänge sowohl von seiten der Kritik als auch seitens der maßgebenden Pädagogen gefunden haben, muß auch dem vorliegenden Bande aus voller Ueberzeugung gezollt werden. Wie Waldeshauch und Felddust, wie Erdgeruch der Ackerscholle durchzieht es das ganze Buch, ist doch sein Grundgedanke, in der Landjugend die Liebe und Anhänglichkeit zur ländlichen Heimat zu fördern, in ihr das Verständnis für die besonderen Schönheiten, das Große und Wertvolle, die Geschichte und Sage der engeren Heimat zu wecken. Durchaus eigenartige Erzählungen und Charakterbilder aus dem Dorf- und Landleben der verschiedensten Gegenden Deutschlands, bald spannend und ergreifend, bald humoristisch, wechseln ab mit vortrefflichen Aufsätzen aus den Gebieten des ländlichen Volkstums u. s. w.

„Deutsche Dorfzeitung." Herausgeber: **H. Sohnrey.**

Dies auch unter dem Titel: **„Deutscher Dorfbote"** sonntäglich erscheinende volkstümliche Blatt kostet vierteljährlich 72 Pfg.

Die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung schreibt: „Das Blatt geht darauf aus, der bäuerlichen Bevölkerung zu zeigen, daß sie gar manches hat, das wohl den Neid der Großstadt zu erregen geeignet wäre, sie stolz zu machen auf die Reste alten volkstümlichen Brauches, die bei ihr noch daheim sind, kurz die Liebe zur heimatlichen Scholle, die leider da und dort schon arg bedroht ist, zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen gegen die verderblichen Einflüsse der Ueberkultur. Heinrich Sohnrey ist der Mann dazu, für diese Aufgabe den rechten Ton zu treffen."

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
834So25 OD
Sohnrey, Heinrich, 1859-
Die hinter den bergen : Gestalten und ge
3 1951 002 134 416 L

8.

Digitized by Google